

# XPERTEN 1



# Der Telekinet

## Roman

## Hermann Maurer

**freya**  
VERLAG



H. Maurer  
Xperten 1  
Der Telekinet



H. Maurer

# Xperten 1 Der Telekinet

**freya**  
VERLAG

ISBN 3-902134-30-5  
© 2003 freya verlag  
2. Auflage  
Alle Rechte vorbehalten  
Layout: Wolf Ruzicka  
printed in Austria  
[www.freya.at](http://www.freya.at) [www.iicm.edu/XPERTEN](http://www.iicm.edu/XPERTEN)

# Vorwort

In diesem Buch sind Handlung, Ereignisse und Personen frei erfunden. Auch faktische oder geografische Aussagen entsprechen oft in der gebrachten Form nicht genau der Wirklichkeit oder der Wahrheit, bis hin zu allen Literaturangaben mit Erscheinungsdatum nach 2004. Dennoch lehnen sich vor allem geografische Details sowie Namen von Bergen, von Städten, von Einrichtungen fallweise an die Wirklichkeit an.

Der Titel der Romanserie, »Xperten« soll andeuten, dass diese Buchreihe von Para-Begabungen (»X-Akte«, »X-Men«, »X-Begabungen«) und von zunehmend futuristischem Einsatz von Computern handelt. In diesem ersten Band »Der Telekinet« spielen Computer noch keine Rolle, sondern es geht vorrangig um einen jungen Österreicher, Marcus, der durch Zufall entdeckt, dass er ein mächtiger Telekinet ist.

Bis heute ist unklar, ob es eine solche »parapsychische Fähigkeit« gibt: Sie wird zwar in tausenden von Science-Fiction-Werken als Faktum verwendet, jedoch wurde sie wissenschaftlich nie nachgewiesen noch wurden ihre möglichen Eigenschaften analysiert.

Die Bücher der »Hauptreihe«, wie »Xperten 1: Der Telekinet«, »Xperten 2: Der Para- Doppelgänger« usw. sind als spannende Abenteuerromane geschrieben, in dem die Entdeckungen und Anwendungen verschiedenster Aspekte der Parapsychologie und der Computertechnologie hineinverwoben sind, wobei durch Para-Begabungen und Technologie ausgelöste erotische Erlebnisse nicht zu kurz kommen. Die Romane spielen in mehreren authentischen Umgebungen, die der Autor durch eigene Reisen gut kennt, und schildern Erlebnisse mit verschiedenen Para-Begabungen und technischen Neuheiten. Deutlich wird dabei, dass Para-Fähigkeiten nicht nur angenehm für die betroffenen Personen sind: Sie unterscheiden sich dadurch so weit von normalen Menschen, dass sie und auch normale Menschen gefährdet sind oder sich jedenfalls gefährdet fühlen.

Neben der »Hauptreihe« gibt es zusätzliche Sonderbände, die die Hauptreihe ergänzen, aber oft von anderen Autoren (mit)verfasst sind und im Stil durchaus anders gehalten sein können.

Bitte schreiben Sie mir, wenn Sie Kritik, Korrekturen oder auch Lob anbringen wollen: per E-Mail an [hmaurer@iicm.edu](mailto:hmaurer@iicm.edu) oder per Normalpost an Professor Hermann Maurer, TU Graz, Inffeldgasse 16c, A-8010 Graz/Österreich. Etwaige Telekinetiker werden in der Korrespondenz mit besonders hoher Priorität behandelt werden.

*H. Maurer*

### PS und Danksagungen:

Eine erste Version dieses Buches wurde an eine Reihe von Freunden gesandt mit der Bitte um allgemeine Anmerkungen, aber auch um Aufdeckung inhaltlicher und stilistischer Schwächen oder Inkonsistenzen. Für ermutigende Reaktionen bedanke ich mich bei Heinz Greuling und Lisa Maurer. Für interessante kritische Anmerkungen bei Renate und Henriette Zirl. Für viele detaillierte Anmerkungen zum Stil und zur Grammatik bin ich vor allem Günter Schreier und Jörg Mühlbacher sehr verbunden. Hermann Engesser, Eckehart Hundt, Joachim Hasebrook und vor allem Johann Günther danke ich für Kontakte zu mehreren Verlagen. Besonders aber bin ich meinem langjährigen Freund Peter Lechner und Vera Münch zu Dank verpflichtet, beide haben viel Zeit investiert und mir sehr wertvolle Anregungen gegeben. Viele davon wurden berücksichtigt (ob es mir gut gelungen ist, kann ich nicht beurteilen), manche konnte oder wollte ich nicht aufgreifen, dafür bitte ich um Verständnis. Schließlich bedanke ich mich beim Verlag Freya für die gute Zusammenarbeit.

Nun wünsche ich den Lesern wenigstens halb so viel Spaß, wie ich beim Schreiben des Buches hatte. Los geht's!

*Ihr Hermann Maurer*

*Graz, Österreich, Februar 2002*

## Vorwort zur zweiten Auflage

*Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch kleine Korrekturen und Anpassungen, wobei ich den Lesern der ersten Auflage für viele Hinweise dankbar bin. Gleichzeitig mit der Neuauflage von Xperten 1 erscheint auch „Xperten 2 : Der Para- Doppelgänger“ und die Sonderbände „Xperten 0 : Der Anfang“ und „Xperten 1.2 : Der Mindcaller“.*

*Ihr Hermann Maurer*

*Graz, Österreich, Frühjahr 2003*



# 1. DIE ENTOECKUNG AM HOCHTOR

Nur noch eine Seillänge trennt Marcus Waller vom Gipfel des Hochtors. Direkt unter ihm ist der überhängende Felsen, den er umklettert hat. Schräg rechts unter ihm, neben dieser schwierigen Stelle, ist seine Bergkameradin Andrea.

Marcus, gut gesichert, ist im Begriff, Andrea anzudeuten nachzuklettern. Da hört er plötzlich von oben ein Geräusch. Direkt am Gipfel löst sich ein Felsbrocken und stürzt herunter, wohl hundert oder mehr Kilo schwer (war er von jemand am Gipfel losgetreten worden, der von der Hesshütte aufgestiegen war?). Es ist klar, dass er Marcus rechts verfehlen wird; aber ebenso klar ist es einen Augenblick später, dass er direkt auf Andrea aufprallen und sie zermalmen wird. Andrea und Marcus sehen die Gefahr beinahe gleichzeitig. Doch Andrea hat keine Optionen: Wegen des Felsvorsprungs kann sie sich nicht ins Seil fallen und links wegschwingen lassen. Jeder Versuch, in den verbleibenden wenigen Sekunden auszuweichen – nach rechts zu klettern – ist offenbar unmöglich. So bleibt nur die Bergsteigerregel: Sich mit dem Gesicht an den Felsen pressen und hoffen, dass der Helm das Schlimmste verhindert. Der Stein saust keine 3 m an Marcus vorbei direkt auf Andrea zu. Diese blickt nicht mehr nach oben, ihr Gesicht hat sie an die Wand gepresst. Marcus weiß, dass Andrea in wenigen Sekunden tot sein wird. Andrea weiß dies auch, mit einer Hand winkt sie Marcus zum Abschied zu, eine Bewegung, die Marcus nie vergessen wird.

»Dieser verdammte Stein«, ist das Einzige, was Marcus denkt. Da ist es plötzlich, als würde ein Teil von ihm mit einer oder mit mehreren unsichtbaren »Pseudohänden« den Stein berühren. Marcus ist wie in Trance, was ist das? Er fühlt, wie seine »Pseudohände« den Stein spüren, ihn verlangsamen, immer mehr abbremsen. Der Stein, mit wachsender Geschwindigkeit unterwegs, im Begriff Andrea zu zerschmettern, beginnt sich nur 20 Meter über ihr zu verlangsamen, driftet zunächst wie eine Schneeflocke hinunter, kommt dann fast zum Stillstand. Mit dem Stein steht auch die ganze Welt aus der Sicht von Marcus still: die Lärchen, die sich vorher im Wind wild bewegt hatten, die Felsschwalben hängen bewegungslos in der Luft, als wären sie festgenagelt, das Piepsen der Murmeltiere ist

verschwunden und durch ein eigentümlich leises, tiefes Dröhnen ersetzt ... und Marcus hat den Stein, 30 m unter sich, 20 m oberhalb von Andrea in seiner Gewalt!

Er kann es nicht fassen, nur durch seinen Willen mit eigentümlichen, unsichtbaren, aber für ihn fühlbaren »Pseudohänden« den Stein festhalten bzw. massiv abbremsen zu können. Es wird ihm auch bewusst, dass er mehr verlangsamt als nur den Stein, nämlich auch die Zeit. Hat er seine subjektive Zeit beschleunigt oder verlangsamt er die objektive Zeit? Bewegen sich zurzeit alle Uhren, Tiere, Menschen nur im Zeitlupentempo oder vergeht für alle die Zeit wie normal, nur er denkt und empfindet plötzlich so viel schneller, dass ihm die Umwelt langsamer vorkommt?

Wie in einem Traum erlebt Marcus das, erfüllt nur von einem Wunsch und einer Hoffnung, Andrea zu retten. Er merkt, dass er den Stein nach rechts ablenken könnte, sodass er an Andrea vorbeifallen würde, aber es ist ihm bewusst, dass dies völlig unerklärbar wäre. Ohne in diesem Moment zu wissen warum, hat er das Bedürfnis, seine Fähigkeit zu verbergen, auch vor Andrea.

Marcus lockert den Griff seiner Pseudohände auf den Stein, dieser beginnt wieder schneller Richtung Andrea zu fallen. Marcus drückt ihn millimeterweise gegen die Felswand. Kurz oberhalb von Andrea berührt der Felsbrocken die Wand, einige Splitter fliegen (der Helm von Andrea hält das leicht aus), der Stein selbst springt von der Felswand weg wie eine Billardkugel, die die Bande schräg berührt, und verschwindet hinter dem Rücken von Andrea nach unten ohne Schaden anzurichten.

Zeit und Leben laufen wieder normal weiter.

»Das war knapp«, ruft Andrea ..., »ich habe nicht geglaubt, dass ich das überleben werde.« »Andrea, ich bin auch total erschrocken. Ich bin so froh, dass das gut vorüber ist«, antwortet Marcus erleichtert. Nebenbei registriert er fast unbewusst: Die Zeit hat sich offenbar nur subjektiv verändert, Andrea hätte sonst ganz anders reagiert. »Kann ich jetzt hinaufkommen?«, ruft Andrea. »Andrea, bitte halten wir uns an die alte Eskimoregel<sup>1</sup>: Wir bleiben jetzt einmal ein paar Minuten, wo wir sind, bis wir uns beruhigt haben, bevor es weitergeht. Zitterst du denn nicht auch so wie ich?«

Andrea kennt die Eskimoregel und doch würde sie sie jetzt am liebsten missachten. Sie hat Angst, sie will zu Marcus und dann

schnell auf den Gipfel. Aber Marcus hat natürlich Recht, er behält eben auch bei kritischen Zwischenfällen einen kühlen Kopf. Vielleicht fühlt sie sich darum so sicher, wenn er beim Bergsteigen dabei ist und beim Klettern führt.

Nach kurzer Zeit bittet Marcus Andrea, zu ihm aufzuschließen. Sie erreicht ihn, sie drücken einander fest die Hände. Aber jetzt wollen sie nicht viel reden und weiter in der Wand bleiben, sondern vorsichtig, aber rasch das verbleibende Stück bewältigen. Marcus klettert die letzte Seillänge zum Gipfel voran. Nun sichert er. Andrea erreicht problemlos das Gipfelkreuz: »Geschafft!«, rufen sie beide erleichtert. Sie liegen sich minutenlang schweigend in den Armen, bis es allmählich aus Andrea herausbricht:

»Ich habe furchtbare Angst gehabt.«

»Ich auch.«

»So ein Glück, dass der Steinbrocken noch den Felsen berührt hat.«

»Ja, es war sehr knapp, ich kann das Ganze noch gar nicht so recht glauben«, meint Marcus.

Heute sind sie nicht in der Stimmung, den herrlichen Ausblick und den blauen Himmel zu genießen, sie verzichten auf einen Imbiss und eine Gipfelpause. Obwohl sie hier eine längere Rast geplant hatten, ändern sie ihre Meinung, wobei sie nicht der kalte Wind abhält, der trotz herrlicher Sonne bläst, sondern das Bedürfnis, den schwierigeren Teil des Abstieges schnell hinter sich zu bringen. Marcus und Andrea beschließen daher, nicht über die Hesshütte abzustiegen, sondern den Weg Richtung Johnsbach über das »Schneeloch« zu wählen.

Dennoch nehmen sie sich noch genug Zeit um herauszufinden, ob sich der Stein von selbst gelöst hat oder von jemandem losge-

---

[1] Die »Eskimoregel« schreibt vor: Nach einem Beinahe-Unfall oder nach einem einigermaßen gut überstandenen Unfall soll man nichts überstürzen: Die Nerven sind zu angespannt, es geschehen ganz leicht weitere Fehler. Zuerst mindestens 10 Minuten abregnen. Die Eskimos sagen: »An dieser Stelle einen Iglu bauen und erst nach dem Schlaf am nächsten Tag weitermachen.« Viele Menschen, die diese Regel befolgten, haben durch sie überlebt. Das berühmteste Beispiel ist wohl die Reaktion der beiden Forscher Nansen und Johannsen, die vom berühmten Schiff »Fram« aus vergeblich versuchten den Nordpol zu erreichen; am Rückweg brachen sie unter Zeitdruck durch das Eis ein, verloren wichtige Teile ihrer Ausrüstung und wertvolle Stunden, aber errichteten trotzdem sofort, nachdem sie sich gerettet hatten, ihr Zelt und warteten mehrere Stunden ab, bevor sie weiterzogen.

treten wurde. Eine feuchte Erdmulde deutet das Letztere an. Ein ziemliches Stück unter ihnen, Richtung Heschhütte, sehen sie einen Mann schnell ausschreiten. Alles spricht dafür, dass der Stein von ihm losgetreten wurde und er ein so schlechtes Gewissen hat, dass er nicht warten wollte. Den wahren Hintergrund werden Marcus und Andrea erst später erfahren, sehr viel später.

Sie beginnen den direkten Abstieg über das Schneeloch. Bald sind sie am unteren Ende, wo um diese Jahreszeit ein kleiner, sehr kalter Bergsee von Schmelzwässern gespeist wird. Die Wiesen sind wie Teppiche aus einer anderen Welt, Almengrün, durchsetzt mit kleinen blauen Enzianen, Frühlingsblumen, wo vor kurzem noch Schneeflecken waren, da und dort noch eine weiße Schneerose, ein abblühender Seidelbast. Aber an den sonnigen Hängen hat der Almrausch schon rote Knospen angesetzt. Sie sind allein an einem der schönsten Bergplätze, die sie kennen. Nun liegt nur noch ein längerer Abstieg über Wiesen vor ihnen.

Marcus breitet seinen Biwaksack aus, damit sie trocken sitzen, und nimmt heißen Tee mit einem Schuss Rum aus dem Rucksack, »damit es nicht zu trocken bleibt«, wie er wortspielerisch meint. Andrea packt Proviant aus. Nebeneinander liegend und sich aneinander kuschelnd, mehr als sonst üblich, essen sie heißhungrig, reden Belangloses. Beide sind aber eher schweigsam, der Zwischenfall geht ihnen nicht aus dem Kopf. Andrea wundert sich noch immer, dass sie überlebt hat, sie hatte keine Rettung mehr gesehen. Marcus hat noch gar nicht richtig angefangen zu verstehen, was passiert ist. In seinem Kopf wiederholt sich die Geschichte des heutigen Tages und er versucht sie zu begreifen.

Der Tag war zunächst so verlaufen, wie man sich eine gute Bergtour vorstellt. Die Fahrt durchs österreichische Gesäuse an der rauschenden Enns entlang, nachdem er Andrea vom Liezener Bahnhof abgeholt hatte, war ein schöner Beginn gewesen. Der Wechsel einzelner Nebelfetzen mit Ausblicken auf Wiesen mit herrlichen Blumen, dazwischen Blicke auf die Berge der nördlichen Kalkalpen auf beiden Seiten des Flusses waren genauso erfrischend wie der Aufstieg zur Haindlkarhütte in der Morgenkühle. Nach einer kräftigen Jause, schon unter tiefblauem Himmel, war es dann den berühmten Peternpfad entlang Richtung Heschhütte weitergegangen. Der Wind hatte aufgefrischt, wie er es am Morgen oft tut, er hatte die hellgrü-

nen Lärchen in heftige Bewegung versetzt und die Felsschwalben zu ungewöhnlichen Kapriolen verleitet. All das waren Eindrücke aus den Gesäusebergen, wie beide sie seit langem gekannt und geliebt hatten.

Beim Ennstalschritt hatte Andrea ihren Mut bewiesen. Hier ist der Steig in der senkrechten Wand plötzlich unterbrochen und man muss einen kleinen Sprung wagen<sup>2</sup>. Andrea war hier noch nie gegangen. Marcus hatte ihr den Vortritt gelassen, gespannt, wie sie auf diese berüchtigte, schwierige Stelle reagieren würde, auf diese »Lücke« im Weg, von der sie schon gehört, aber die sie noch nie gesehen hatte. Sie hatte eigentlich gar nicht »reagiert«. Sie war einfach mit einem großen Schritt hinübergesprungen und ruhig weitergegangen. Wieder einmal hatte Marcus sie bewundert. Natürlich war sie hübsch und sexy, etwa heute, mit ihren gebräunten Beinen, die in einer sehr kurzen Jeanshose steckten und mit einem geknoteten Hemd das ein Stück ihres schönen Rückens freiließ. Mehr noch imponierte ihm aber dass sie bei spannenden Diskussionen immer wieder interessante und originelle Gesichtspunkte fand und neue Aufgaben und Herausforderungen ohne zu zögern übernahm und Neues so rasch verdaute, als hätte sie es schon immer beherrscht.

Bald waren sie vom markierten Steig abgebogen, um das Hochtor von der schwersten und schönsten Seite, vom Westen, zu ersteigen. Von hier zeigen sich die wilden Kalktürme, die bis nach Johnsbach hinunter reichen, im Vormittagslicht in einer Pracht, wie man sie nur in den Kalkalpen erleben kann. Hier hatten sie sich angeseilt und Marcus hatte geführt. Geführt? Immer wenn er seine Position gesichert und geglaubt hatte warten zu müssen, hatte Andrea schon ungeduldig nach dem Signal geblickt aufschließen zu können, während er Arm um Arm das Seil zur Sicherung einholen würde.

---

[2] Der Ennstalschritt am Peterpfad ist für jeden Wanderer eine Herausforderung: Links stürzt die Wand senkrecht ab, rechts geht sie genauso steil hinauf, der Pfad ist in die Wand eingeschlagen. Hier fehlt schon immer ein vielleicht nur etwas über einen Meter langes Stück des Weges. Damit wird ein kleiner Sprung über den hunderte Meter tiefen Abgrund notwendig. Auf der anderen Seite wartet wieder der 30 cm breite Pfad, ohne guten Halt für die Hände in der Wand anzubieten. Ginge es an dieser Stelle nicht 500 m, sondern nur 1/2 m nach unten, niemand würde zweimal überlegen und den kleinen Hupfer machen. Aber die große Tiefe löst in fast allen Menschen Höhenangst aus. Manche müssen sich anseilen, um sich sicher zu fühlen, andere versuchen herumzuklettern (schwierig und gefährlich), andere schaffen es einfach nicht und müssen, oft nach unangenehmen Auseinandersetzungen mit den Partnern, umkehren.

Schließlich war knapp unter dem Gipfel das Unfassbare geschehen, er hatte instinktiv, mit der bloßen Kraft seines Willens den herunterfallenden Stein abgelenkt!

Er ist gerade 22 geworden und studiert Physik. Er hat viel gelesen und Science-Fiction-Romane waren auch dabei. Trotz seines Interesses an der Parapsychologie und seines Standardspruches: »Die Wirklichkeit ist so arm, dass die Existenz einiger parapsychischer Phänomene durchaus ein Spaß wäre« ist Marcus überzeugt, dass weder Gedankenlesen noch in die Zukunft oder Vergangenheit schauen oder Wünschelrutengehen, weder Teleportation oder Telekinese real existieren. Andererseits, auch Hypnose und posthypnotische Aktionen sind bis heute unerklärbar, aber eindeutig nachweisbar. Und schließlich, was er vorhin erlebt hatte, ist doch fast nur durch bisher unentdeckte Kräfte, die man wohl »telekinetisch« nennen müsste, erklärbar:

»Telekinese: die Fernbewegung, physikalisch unerklärbare, angebliche Bewegung und Ortsveränderung von Gegenständen in Abhängigkeit von einem Medium, das die Gegenstände nicht berührt (Fernwirkung)«, hatte Marcus einmal im Lexikon nachgelesen. War es das, was er gemacht hatte? Es muss wohl so sein! »Ich war heute Telekinet oder ich bin im Begriff verrückt zu werden«, denkt Marcus wieder und wieder. Er und Andrea liegen nun schon einige Zeit auf dem Rücken in der Sonne. Sie spüren den schönen Junitag, bis sie ganz aufgeheizt sind.

Marcus muss sich ablenken: »Ich gehe mich im See abkühlen.« Andrea beschließt mitzukommen. Sie streifen ihre verschwitzten Kleider ab. Marcus springt in das eiskalte Wasser. Andrea ist auch nicht zimperlich, aber mehr als eine kurze Abkühlung erlaubt das Schmelzwasser nicht. Bald steigen sie heraus. Sie haben keine Handtücher mit. Also legen sie sich, wie sie sind, auf den Biwaksack, um sich von der Sonne trocknen zu lassen. Obwohl sie in der Seemulde liegen, trifft sie ab und zu eine Windböe.

Beiden ist kalt. Sie kuscheln sich eng aneinander, Marcus streicht Andrea über die Haare, drückt sie an sich. »Andrea, ich hatte solche Angst um dich. Und ich fühlte mich so hilflos.« Andrea erwidert den Druck. Es ist ihr bewusst, dass sie so intim noch nie zusammengelegen sind. Aber sie hat überlebt! Sie fühlt sich gleichzeitig benommen und auf rosa Wolken, wie das nach heftiger Adrenalinausschüttung

ja immer der Fall ist. Sie hat heute nichts dagegen, dass Marcus sie streichelt und an sich hält: Fast hätte ja niemand mehr sie halten und lieblosen können. Um es wärmer zu haben, schlüpfen sie in den Biwaksack. Es ist angenehm kuschelig. Marcus' Hände erforschen Andreas Rücken, Hüften, Busen, Po. Andrea spürt eine »Gänsehaut«, wie sie seinen Rücken und den Bauch mit ihren Händen bis zur Leistenengegend entlangfährt. Ihre Körper schmiegen sich immer enger aneinander, ihre Münder finden sich, anderes findet sich von selbst, beide werden immer erregter. Die Umgebung wird unwichtig, die Bewegungen fester. Ihre Blicke treffen sich: »Ja!«, meint sie und ein »Nein« wäre gar nicht mehr möglich gewesen. Andrea genießt Marcus' Körper, als würde sie das erste und letzte Mal von einem Mann geliebt werden. Marcus, der öfter als einmal von Andrea geträumt hat, riecht ihre Haare, fühlt ihre Brustwarzen steif werden, ihre offenen Schenkel. Alles verschwindet für beide, außer dem Gefühl höchster Lust, das immer mehr wächst und wächst, während sie sich stürmisch bewegen. Verschwitzt und glücklich liegen sie dann noch lange aneinander.

Aber im Hintergrund bohren allmählich auch andere Gedanken in beiden: Marcus hat Kopfschmerzen wie noch nie in seinem Leben und vermutet, dass das vielleicht etwas mit dem Anhalten des fallenden Steines zu tun hat. Er möchte das Erlebnis so gerne mit jemand teilen. Gleichzeitig fühlt er, dass das nicht gut wäre, dass die Gefahr zum Außenseiter gestempelt zu werden zu groß ist. Es ist ihm auch klar, dass nur seine starke Bindung an Andrea und die verzweifelte Situation seine T-Kraft, wie er sie zu nennen beginnt, freigesetzt hat und er weiß noch nicht, was er davon halten soll. Ist er ein Supermann oder ein Ungeheuer? Welche Chancen und Gefahren kommen auf ihn zu? Oder war das ohnehin nur etwas Einmaliges? Kann er das öfter, wie oft, wie stark, wie häufig, wie schnell wiederholen? Andrea ist hübsch und er mag sie sehr, aber sie waren als Bergkameraden Jahre lang glücklich gewesen, und an »Liebe« hatte er wegen ihres Freundes nie ernsthaft denken können. Es war schön, als sie vorher weiter gingen, aber war es gut?

Andrea denkt fast parallel: »War das gerade klug, auch wenn es schön war? Ich studiere Medizin in Innsbruck, habe dort einen netten Freund. Marcus ist ein toller Kamerad und offenbar guter Liebhaber, aber er studiert in Wien und trotz Fast-Unfall und obwohl

wir jetzt so intim zusammenliegen, ist er sonderbar nachdenklich und weit weg. Vielleicht sollten wir den heutigen Tag aus unseren Erinnerungen streichen. Wer weiß, wie viele gemeinsame Touren sich noch ergeben werden. Mein Freund Toni wäre ja auch diesmal statt Marcus mit mir gekommen, wenn er nicht durch seine Prüfung abgehalten worden wäre.«

Nachdenklicher, als es der schöne Tag, die überstandene Gefahr, die prachtvolle Berglandschaft und ihr wunderbares Zusammensein verdienen, brechen sie auf, als die Sonne wieder zu stark wird. Sie laufen den Wiesenweg hinunter, laufen, weil Marcus immer behauptet, dass dies viel weniger Energie kostet als langsam gehen, und Andrea gibt ihm eigentlich Recht. So tollen sie, Andrea fast übermütig, ab und zu Marcus zulachend, den sonst fast zweistündigen Abstieg in weniger als 40 Minuten hinunter. In Johnsbach schütten sie sich zur Abkühlung ein paar Hände Wasser ins Gesicht, dann gehen sie zum Wirtshaus, wo eine Suppe, der berühmte Krautsalat mit Kürbiskernöl<sup>3</sup>, ein Glas Most und ein Kaffee helfen, dass die Welt nur noch schön aussieht.

Später wandern sie talauswärts, am Bergsteigerfriedhof vorbei, in die Johnsbachklamm hinunter, dem herrlichen Bergbach folgend, zurück zum Auto. Von einer Brücke aus sieht Marcus eine große Regenbogenforelle ruhig am Ende eines Tümpels stehen. Er zeigt sie Andrea, aber sie sieht sie nicht, so sehr sie sich auch bemüht. Er erklärt genau, wo sie zu sehen ist, ihre Tarnfarbe und das unruhige Wasser machen es nicht leicht, den Fisch zu entdecken. Marcus ist überrascht: Er war so oft mit seinem Onkel Forellenfischen gewesen, dass er den Fisch klar und deutlich erkennt, während Andrea zweifelt, dass es hier etwas zu sehen gibt.

Marcus ärgert sich, dass Andrea ihm fast nicht glaubt. Ein Auto ist stehen geblieben und auch der Fahrer gibt nun Tipps, wie Andrea den Fisch sehen kann. Marcus konzentriert sich voll auf den Fisch. Plötzlich spürt er ihn in seinen Pseudohänden! Der Fisch zappelt, aber er hat keine Chance, als ihn Marcus aus der Tiefe des Tümpels bis über die Wasseroberfläche herausholt und dann zurück-

---

[3] Das Kürbiskernöl, das in der Steiermark aus den schalenlosen Kernen einer besonderen Kürbissorte gepresst wird ist fast schwarz, hat einen speziellen Geschmack denman bald lieben lernt und gilt als gesund, ja in alten Urkunden sogar als „spezielle Kräfte“ verleihend!



plumpsen lässt. »Ja, jetzt hab ich die Forelle gesehen«, ruft Andrea verblüfft. Der Autofahrer, ein Einheimischer, ist verwundert: »So komisch habe ich noch nie einen Fisch springen sehen!« »Ja, das sah wirklich seltsam aus«, kommentiert Marcus. Er weiß, er muss in Zukunft sehr viel vorsichtiger sein. Er ist gleichzeitig entsetzt und fasziniert. Er wollte den Fisch gar nicht angreifen und Forellen sind doch glitschig, aber seine Pseudohände schienen das nicht wahrgenommen zu haben! Welche eigentümlichen Eigenschaften würde er noch an sich bzw. den Pseudohänden entdecken? Er beginnt zu ahnen, dass er noch viel lernen wird müssen.

Andrea merkt überrascht, dass Marcus sehr bleich aussieht. Der Autofahrer bietet sich an, sie zu ihrem Auto zu bringen. Er ist sehr mit der hübschen Andrea beschäftigt, bei der noch immer viel Haut und Rundungen zu sehen sind, so fällt ihm das bleiche Gesicht von Marcus nicht auf und er wundert sich nicht über dessen Schweigsamkeit, während er die beiden die paar Kilometer zu jener Stelle bringt, wo Marcus das Auto vor Beginn der Wanderung geparkt hat. »Danke fürs Mitnehmen« – »Jederzeit.« Andrea bekommt noch hoffnungsvoll eine Telefonnummer zugesteckt und eine Einladung doch vorbeizuschauen, wenn sie beide (Singular wäre ihm eindeutig lieber) wieder in der Gegend sein würden.

Bei einer Quelle in der Nähe des Parkplatzes ziehen Marcus und Andrea unverschwitzte Kleidung an. Marcus amüsiert immer wieder die Unbekümmertheit, mit der sich Andrea ent- und ankleidet. Einige vorbeikommende Autofahrer werden dadurch eindeutig unfallgefährdet. Aber das bisschen Exhibitionismus scheint Andrea Spaß zu machen. Als Marcus sie dabei einmal fotografierte, war sie nicht so begeistert, aber die Bilder hatten ihr dann doch gefallen.

Marcus bringt Andrea zum Bahnhof in Liezen, wo sie auf ihren Zug nach Innsbruck warten. Andrea sprudelt vor Lebensfreude und ist ein klein wenig enttäuscht, dass Marcus zwar nett und lieb ist, aber in seinen Gedanken weit weg zu sein scheint. Wie könnte sie auch ahnen, dass Marcus noch immer mit sich ringt, Andrea alles zu erklären, auch in der Hoffnung dadurch in seine wirren Gedanken mehr Ordnung zu bringen. Es kommt aber nicht mehr dazu. Der Zug ist pünktlich. Beim Abschiedskuss berühren sich noch einmal ihre Zungen und beide denken dabei an die schönen Minuten im Biwaksack, aber ein Datum für ein nächstes Treffen wird nicht fix

vereinbart. Marcus fährt wie ein Träumender mit seinem Auto nach Wien zurück, grübelnd, was seine Pseudohände, seine T-Kraft, in Zukunft bringen werden. Er sieht ungewöhnlich interessante, unterhaltsame und schöne Aspekte, aber auch große Gefahren.

Wie für alle Menschen ist es auch für Marcus gut, nur einen kleinen Teil dessen zu ahnen, was geschehen wird.

Während Marcus Richtung Wien fährt, stellt ein Mann am Liezener Bahnhof zornig fest, dass das von ihm gesuchte Pärchen am Bahnhof gewesen war, sie mit einem Zug nach Salzburg und er mit einem Auto in eine unbekannte Richtung aufgebrochen waren. Autokennzeichen? Eine Wiener Nummer, mehr ist nicht zu erfahren. Der Zug nach Salzburg war ein Expresszug? Ja. Also dann Salzburg anrufen und dort »Sie« unter den Aussteigenden suchen lassen. Hoffentlich würde die Beschreibung reichen. Die beiden hatten sich nach der Tour sicher umgezogen!

Der Mann vergisst, dass der Expresszug nach Salzburg in Bischofshofen hält, um Anschlüsse nach Westen, z. B. Innsbruck, oder nach Süden, z. B. Villach, erreichen zu können. Auch Mitarbeiter der Europäischen Sicherheitspolizei (European Security Police, ESP) sind eben nicht immer perfekt. Und das ist gut für Marcus. Für den Mann von der ESP ist es gut, dass noch ein späterer Zug nach Salzburg geht, sonst würden seine auf ihn wartenden Freunde noch unfreundlicher reagieren, als es ohnehin zu erwarten ist ...

---

[4] Budgets für solche »Kleinigkeiten« wie die Mittel für ein paar hundert Mitarbeiter fallen im Finanzschlamassel Brüssels niemandem auf: Das kann man immer irgendwie verstecken.

[5] James Bond hat eben doch mehr Einfluss, als man gerne glauben möchte: Einige hochstehende Beamte der EU benehmen sich durchaus wie Personen in Abenteuer- und Spionagefilmen oder führen sich fallweise auf, wie früher das am Kaiserhof üblich gewesen sein mag.

## 2. DIE SONDERABTEILUNG

Klaus Baumgartner ist Späher, genauer, der einzige Späher der parapsychologischen Einheit (PPU, Para Psychological Unit) der Europäischen Sicherheitspolizei (ESP, European Security Police). Es ist Zufall, dass er sich gerade auf Heimaturlaub in Österreich, in Liezen, nicht weit vom Hochtorn, befindet. Klaus hätte sich nie im Traum vorstellen können, dass ein solcher Urlaub sein Leben verändern würde, wie es im Begriff ist zu geschehen ...

Klaus studierte Informatik und Jus und war als Spezialist für Computersicherheit im Alter von 25 nach Brüssel gegangen, in eine Spezialabteilung, die direkt dem damaligen Vorsitzenden der Europäischen Kommission unterstand. Sein Job war interessant, er war erfolgreich und seine Stelle so prominent, dass er in der Kombination »charmanter« Österreichischer – hoch in der Kommission – gut und sportlich aussehend – musisch interessiert und belesen – nicht unvermögend – überdurchschnittlich einführend fast wie das typische Fanginserat von Vermittlungsagenturen hätte klingen können ... nur war bei ihm so ziemlich alles echt. Er hatte längere Zeit hindurch mehr Freundinnen, als er manchmal managen konnte, aber als er Erica Donne aus Irland kennen lernte, war es um beide sofort geschehen. Vielleicht war es die Hochzeit mit den meisten »Ex« (auf beiden Seiten), aber heute, drei Jahre später, empfand nicht nur die Außenwelt sie nach wie vor als Traumpaar.

Der junge Chef der EU Kommission, Dirkmann, ein Intrigant auf allen Linien, beschloss, eine nur ihm ergebene Geheimorganisation in Brüssel ins Leben zu rufen: die ESP, die European Security Police. Dirkmann gründete diese Gruppe mit einem Budget für 200 Mitarbeiter, um eine absolut verlässliche Truppe für Spezialeinsätze, für gezielte Spionage, aber auch für die Bespitzelung von politischen Gegnern zur Verfügung zu haben<sup>4</sup>. Von der ESP wusste niemand, und sie musste niemandem Rechenschaft geben außer Dirkmann bzw. seinem etwaigen Nachfolger<sup>5</sup>.

Dass er, Dirkmann, unangefochten lange der Vorsitzende der Kommission bleiben würde, dafür würde auch die ESP sorgen. Denn eines hatte Dirkmann sehr früh verstanden: Um in der EU an der Spitze zu bleiben, war es notwendig, manchmal überraschen-

de Erfolge zu verzeichnen, was leichter war, wenn man eine niemandem bekannte geheime Spitzeneinsatztruppe hatte und wenn es möglich war, etwaige Gegner mundtot zu machen, indem man ihnen verschleiert mitteilte, dass man einige dunkle Flecken aus der Vergangenheit der betreffenden Person kannte. Dazu musste man eine gut funktionierende Spitzelgruppe haben. Denn dass jeder einigermaßen wichtige Mensch seine dunklen Stellen hat, davon war Dirkmann voll überzeugt.

Innerhalb der ESP sah Dirkmann ein Budget für eine noch nicht existierende Abteilung mit ca. 20 Personen vor, und nur er und der Leiter der ESP, Georg Adler, wussten anfangs, was geplant war, wobei Dirkmann gegenüber Adler nur sehr vage Andeutungen machte. Übrigens suchte sich Dirkmann den Chef der ESP sehr genau aus: Adler war ein vorzüglicher Administrator und Dirkmann loyal ergeben. Dirkmann wusste von einer Schwäche Adlers, die Dirkmann nicht billigte (und von der Adler nicht wusste, dass sie Dirkmann bekannt war), die aber notfalls mit Sicherheit genügen würde zu vermeiden, dass Adler gegen die Interessen oder Wünsche Dirkmanns handeln würde.

Klaus Baumgartner wurde Chef einer der ersten sechs Abteilungen in der ESP. Die erfolgreichste Abteilung war nicht jene von Klaus, sondern eine vom Gebiet her sehr viel unbedeutendere, die ein Holländer namens Jan de Keep leitete. Klaus war eifersüchtig auf diese Gruppe und beobachtete sie deshalb besonders genau. Sie bestand aus den unterschiedlichsten Persönlichkeiten und es war Klaus unverständlich, wie irgendjemand, schon gar nicht wie der wenig aktive, aber stets freundliche Jan de Keep eine solche Gruppe leiten, zusammenhalten und zu ungewöhnlichen Erfolgen bringen konnte. Allmählich begriff Klaus, dass Jan de Keep eine bestimmte »Aura« hatte, die ihm, Klaus, und nur ihm auffiel. Ein Mitarbeiter in einer anderen Abteilung, aus Spanien, Justo Campo, hatte eine ähnliche, aber etwas anders »eingefärbte« Aura ... die sich eines Tags plötzlich leicht änderte (für Klaus schien sie »offener« zu werden) ... als ein Kollege wegen der vielen kleinen Kakteen, die Justo in seinem Büro züchtete, einen Zornanfall bekam und alle vor den Augen von Justo zu Boden warf. Eigentümlicherweise zerbrach kein einziger der winzigen Blumentöpfe.

Als Klaus nach vielen Gläsern Rioja Justo auf diesen Vorfall an-

sprach, erzählte dieser, dass er die kleinen Blumentöpfe ohne Berührung »mental aufgefangen« und sie so vor dem Zerschlagen bewahrt hatte. Klaus wurde hellhörig. Was er damit wohl meinte? Na ja, er könne kleine Objekte, ohne sie zu berühren, nur durch seinen Willen, bewegen, halten, verschieben.

»Toll, habe ich noch selten wirklich gesehen«, meint Klaus nebenbei ..., »und du kannst das jederzeit?«

Im Prinzip, wenn er sich konzentriert, »Ja«, bestätigt Justo. Klaus fordert durch eine Wette um die beste Flasche Rioja Justo zu einem Test heraus. Klaus nimmt seinen Schlüsselbund und legt ihn auf einen Bierdeckel und einen zweiten leeren Bierdeckel daneben. »OK, ich wette um die beste Flasche Rioja in diesem Lokal, dass niemand, auch du nicht, den Schlüsselbund auf den anderen Bierdeckel bewegen kann, ohne dass er ihn mit einem Körperteil oder Gegenstand berührt.« Justo hat genug getrunken: Er, der seine Fähigkeit bisher immer vor anderen zu verbergen suchte, ist unvorsichtig, er lässt sich herausfordern. Er konzentriert sich auf den Schlüsselbund. Der schwebt auf einmal ein Stückchen in die Höhe, gleitet zum anderen Bierdeckel und fällt dort nieder.

»Ich habe gewonnen«, jubelt Justo.

»Gratuliere«, meint Klaus, bestellt zwei Flaschen vom besten spanischen Wein und redet dann mit Justo über Gott und die Welt, als wäre nichts passiert. Er aber weiß: Er hat etwas erlebt, was, wenn nicht die Welt, so zumindest seine Karriere ändern wird. Am nächsten Tag bittet Klaus um einen dringenden Termin bei seinem Vorgesetzten Adler. Er erzählt ihm zuerst, dass er an sich die Fähigkeit entdeckt hat, bei anderen Menschen eigentümliche (nach Lexikon wohl »parapsychische«) Fähigkeiten auf Grund einer auch für ihn schwer erklärbaren Aura orten zu können. Adler hält sich bedeckt, doch er ist interessiert. Als Klaus von Justos telekinetischen Fähigkeiten erzählt, wird Adler hellwach; als Klaus von den »emotio-oaktiven« Fähigkeiten des Jan de Keep berichtet, die es Jan erlauben, Menschen gegen ihren Willen umzustimmen, gleitet ein Lächeln über sein Gesicht. Er verpflichtet Klaus zur absoluten Geheimhaltung, dies muss direkt mit Dirkmann besprochen werden.

Da die Besprechung noch am selben Tag erfolgt, ist Klaus überzeugt, etwas Wichtigem auf der Spur zu sein. Es wird nicht lange herumgeredet: Die ESP hat ein Sonderbudget für eine noch zu grün-

dende Abteilung PPU (Para Psychologische Unit), deren Aufgabe es ist, para-begabte Personen aufzuspüren, in die PPU zu integrieren und für Sondereinsätze unter der direkten Kommandofolge Kommissionschef (Dirkmann) – ESP-Leiter (Adler) – Leiter der PPU vorzubereiten und zu trainieren. Er, Klaus Baumgartner, hat offensichtlich die Fähigkeiten, solche Personen aufzuspüren. Deshalb wird ihm die Leitung dieser Abteilung angeboten und die beiden bisher entdeckten Begabungen, Jan de Keep als erster »Emotioaktivator« und Justo Campo als erster »Telekinetiker«, werden sofort in diese Abteilung abgestellt, zusammen mit aller notwendigen Infrastruktur.

»Ihre Aufgabe ist es, Herr Baumgartner, möglichst rasch diese Gruppe durch zusätzliche Begabungen zu verstärken. Geld spielt dabei kaum eine Rolle.«

Klaus ist geschmeichelt, auch ist das Angebot, das man ihm persönlich macht, einfach unwiderstehlich. Und trotzdem kann er sich eine Frage nicht verkneifen.

»Wieso halten Sie eine solche Gruppe für so wichtig, wie Sie es anscheinend tun?«, fragt er Dirkmann direkt.

»Weil ein Nuklearkrieg als Folge der Kubakrise durch eine Emotiopathin, die Chruschtschow in der Nähe Kennedys platziert hatte, verhindert wurde. Weil die Russen einen hochbegabten Telekinetiker hatten, der die U2 der Amerikaner heruntergeholt hat ... drum die ganze Geheimniskrämerei. Para-begabte Personen können mächtiger und wichtiger sein als die modernste Technologie ... im Frieden und im Krieg!«

»Was ist ein Emotiopath? Ist es das, was Jan de Keep ist, der andere Personen beeinflussen kann?«

»Nein, de Keep ist Emotioaktivator. Ein Emotiopath ist jemand, der die Emotionen anderer Personen in etwa erraten kann, sozusagen ein schwacher Telepath: Er kann Stimmungen, aber nicht Gedanken lesen.«

Klaus versucht, über das weitere Schicksal der russischen Emotiopathin und des Telekinetikers eine Antwort zu bekommen. Dirkmann kann sich nicht an Details erinnern. In den Datenbanken findet Klaus nur spärliche Informationen: Die Emotiopathin wurde als Doppelagentin von den Russen hingerichtet, ihre genauen Fähigkeiten, andere Einsätze und welche Rolle sie bei der Beilegung

der Kubakrise gespielt hatte, sind nicht erfasst bzw. liegen in Dokumenten, auf die Klaus nicht zugreifen kann. Der Telekinetiker kam bei einer Explosion unglücklich ums Leben. Ein großer Verlust für Russland, da er über Kilometer hinweg große Objekte willkürlich bewegen konnte. So hatte er die 18.000 m hoch fliegende U2 der Amerikaner aus einer Distanz von fast 10 km von einem anderen Flugzeug aus zum Absturz gebracht, indem er sie mit einem Flügel auf einen Metallklotz auffliegen ließ, der in der Ladeluke des russischen Flugzeugs vorbereitet war. Mit fliegenden Metallteilen hatte der US Geheimdienst nicht gerechnet und es konnte daher nie geklärt werden, wie es den Russen gelungen war, ein so hoch fliegendes Spionageflugzeug »abzuschießen«. Andere Leistungen des Telekinetikers werden nur als »bedeutend« erwähnt, Details fehlen. Das wahre Schicksal des Telekinetikers erfährt Klaus erst Monate später. Etwas beunruhigt über das Schicksal der beiden russischen Para-Begabten spricht Klaus seinen Vorgesetzten Adler darauf an, der nun von sich aus recherchiert, aber feststellt, dass auch er die Autorisierung nicht hat, weitere Details aus den Datenbanken abzufragen.

Er erkundigt sich daraufhin bei nächster Gelegenheit bei Dirkmann persönlich. Dieser wird etwas ärgerlich:

»Warum ist das so wichtig? Beide Para-Begabten waren sehr mächtig. Die Emotiopathin hat richtig erkannt, dass Kennedy bereit war, die russischen Schiffe mit den neuen Raketen für Kuba zu vernichten und notfalls einen Atomschlag gegen Russland zu führen. Dadurch wurde dann das amerikanische Ultimatum entsprechend ernst genommen. Die Emotiopathin hat ihre Fähigkeiten dann noch mehrmals eingesetzt. Sie erkannte damit aber offenbar auch Pläne der Regierung, gegen die sie insgeheim zu arbeiten begann. Das fiel ihr leicht, weil sie durch ihr ‚grobes Gedankenlesen‘ mehrere wichtige Persönlichkeiten mehr oder minder erpressen konnte. Dann tat sie sich noch mit diesem mächtigen Telekineten zusammen. Solche Para-Begabten, ich nenne sie lieber Mutanten, scheinen ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl zu haben. Ihr machte man mit gefälschten Unterlagen einen Prozess als angebliche Doppelagentin und Staatsfeindin und ließ sie hinrichten. Als bei dieser Gelegenheit der Telekinet plötzlich begann, seine Begabung gegen seine Vorgesetzten einzusetzen, blieb nichts übrig, als auch ihn zu töten. Das

war gar nicht so einfach. Zuletzt musste ein ganzes Dorf mit einem Bombenteppich vernichtet werden, mit vielen zivilen Opfern, nur um den Telekineten zu töten. Details erspare ich mir jetzt. Ich bin enttäuscht, dass Sie, Herr Adler, nicht von sich aus gesehen haben, dass eine PPU eine wichtige, aber auch heikle Institution ist. Zurzeit haben wir erst drei relativ harmlose Begabungen. Ich hoffe, dass die PPU noch sehr viel stärker wird. Wir werden dann aber sehr darauf achten müssen, dass uns die Kontrolle nicht entgleitet.« Adler berichtet Baumgartner erst Monate später von diesem Gespräch<sup>6</sup>.

Klaus Baumgartner nimmt die Herausforderung an. Er wird Chef der PPU ... mit zunächst zwei Hilfskräften und zwei Para-Begabungen, und wenn er sich selbst als Späher dazurechnet, dann drei. Nur eine weitere Begabung findet Klaus in der folgenden Zeit, eine weibliche Emotiopathin, Sandra Hill. Sie wird auf Dirkmanns Befehl und zur Erleichterung Adlers sofort mit einem post-hypnotischen Befehl behandelt, nie die Emotionen von Dirkman, Adler oder Baumgartner zu untersuchen.

Den Wert der PPU und Sandras kann Klaus schon bald unter Beweis stellen. Bei einer Flugzeugentführung im Nahen Osten schleust man Jan de Keep und Sandra Hill bei einem »Geiseltausch« in das Flugzeug ein und die äußerst blutig begonnene Entführung wird nach dem Einschalten von Dirkman (wie es nach außen präsentiert wird) entschlossen, rasch und unblutig beendet.

Diese Aktion hat eine tiefe psychologische Auswirkung auf Klaus Baumgartner, sie »zeigt« ihm, dass Dirkman die PPU und ESP für das »Wohlergehen« der Menschen einsetzt. Dass später mehrmals Sandra Hill als »Mitarbeiterin« bei Verhandlungen eingesetzt wird, wo es Dirkman gelingt, für die EU überraschende Erfolge auszuhandeln, weil Sandra Dirkman über die Grundstimmung der verhandelnden Parteien informieren kann, bestärkt Baumgartner in dieser Richtung.

Hätte er die Situationen genauer analysiert, hätte er vielleicht erkannt, dass es Dirkman nie um das Wohl der EU ging, sondern immer nur um seine persönliche Macht. Die Tatsache, dass die PPU mit Spitzelaufgaben betraut wird, verkleidet unter »Genaue

---

[6] Erst in Krems an der Donau, als es darum geht, wie sich die PPU gegenüber Marcus verhalten soll, berichtet Adler Baumgartner die wahren Hintergründe für den Tod der russischen Para-Begabten.



Recherchen über das Leben von xxx«, stört Baumgartner zwar, aber er anerkennt, dass das Ziel die Mittel heiligt. Seine Jugend und seine Naivität sind nur unzureichende Entschuldigungen dafür, dass es ihm nicht bewusst ist, wie oft die Aussage »Das Ziel heiligt die Mittel« schon als Entschuldigung für die größten Verbrechen der Menschheit verwendet wurde (von den Kreuzzügen der Kirche angefangen) und dass selbst seine österreichische humanistische Ausbildung ihn nie zu den Zeilen von Grillparzer geführt hat: »Denn Recht ist niemals Unrecht, Unrecht niemals gut.«

Das Leben Baumgartners ist im Begriff, sich mit dem von Marcus Waller zu verstricken. Baumgartner, gebürtiger Salzburger, ist auf Urlaub in der Nähe von Liezen und wartet am Bahnhof auf eine Gruppe von guten Freunden aus Salzburg. Er ist gerührt, dass ein Dutzend alter Freunde beschlossen haben, ihn in Liezen zu besuchen und einen Tag gemeinsam mit ihm zu verbringen. Als der Zug einfährt, füllt sich der Bahnsteig mit Personen und wird unübersichtlich wie immer.

Bevor er seine Freunde entdeckt, fällt ihm eine hübsche dunkelblonde Frau mit einem Rucksack auf, die einem jungen Mann in die Arme läuft. Es ist der Mann, der ihn schlagartig fesselt. Obwohl er in einiger Entfernung steht, spürt Klaus deutlich die telekinetische Aura des Mannes. Klaus ist wie erstarrt. Er kennt diese Aura von Justo, dem Telekinetiker in der PPU. Aber der fremde Mann am Bahnsteig hat eine Begabung, die hundertfach stärker sein muss und die noch »geschlossen« ist, das heißt, der Betroffene weiß von seiner ungewöhnlichen Begabung noch gar nichts! Klaus ist nun schon seit einiger Zeit Späher. In den Jahren hat er erst drei Menschen mit Para-Fähigkeiten entdeckt und keinen mit sehr starken. Und hier steht einer mit einer Begabung, wie auch in den wildesten Träumen nicht vorstellbar. Er muss mit diesem Mann Kontakt aufnehmen, er muss seine Fähigkeit aktivieren, er muss ihn für die PPU gewinnen. Dieser Mann gehört ihm, dieser Mann ist die lang ersehnte Aufwertung der PPU, der mit seinen Fähigkeiten die PPU und ihn endlich rechtfertigen wird. Er geht rasch auf den jungen Mann zu, fängt gerade noch Wortfetzen auf, dass dieser und seine Freundin über die Westwand das Hochtorn erklettern wollen, dann ist er von seinen Salzburger Freunden umringt. Er wird mit lustig gemeinten Vorwürfen überhäuft, warum er sich denn verstecke, wie

es ihm gehe, wie groß die Freude des Wiedersehens sei, wie ihm Brüssel gefalle usw. Im Strudel von Begrüßungen ist Klaus nicht in der Lage, seine »Beute« weiter zu verfolgen. Er befindet sich in einer nicht angenehmen Lage. Er muss irgendwie rasch aufs Hochtorn, er darf seinen Freunden nicht erzählen, warum, denn die PPU ist eines der großen EU Geheimnisse, und er muss eine Gruppe von Freunden alleine lassen, die ausschließlich für ihn gekommen ist. Er überlegt fieberhaft. Er hat im Liezener Hof das Extrazimmer und die Kegelbahn für diesen Tag reserviert. Er wird seine Freunde dort hinbringen, wird sie mit einer großzügigen Geste überraschen und sich dann auf »einige Stunden« entschuldigen, wohl wissend, dass er frühestens am späten Nachmittag wieder zur Gruppe dazustoßen wird können.

Seine Freunde sind über die Nervosität und Hast, die Klaus an den Tag legt, überrascht. Aber als er im Liezener Hof dann »gute und schlechte« Nachrichten verkündet: dass alle Getränke, alles Essen, die Kegelbahn usw. heute auf seine Kosten gehen, er aber am Morgen verständigt wurde, dass er einige Stunden weg muss, da ist die Stimmung nicht schlecht, da wird ihm nur gedroht: »Wenn du zu spät kommst, schlürfen wir den teuersten Champagner und fressen für die ganze nächste Woche.« Klaus kann einigermaßen aufatmend entweichen.

Über eine Spezialnummer erreicht er das Verteidigungsministerium. Seine Codes umgehen alle Probleme. Ein Bundesheerhubschrauber aus Zeltweg wird in 40 Minuten am Hubschrauberlandeplatz Krankenhaus Liezen sein, um ihn aufzunehmen. Das gibt Klaus gerade genug Zeit in Wanderausrüstung zu schlüpfen. Er will auf der Ostseite auf die halbe Höhe zwischen Heschhütte und Hochtorgipfel gebracht werden: Dort gibt es eine einigermaßen flache Stelle. Sie ist einerseits so abgeschirmt, dass man den Anflug von der Westseite, wo die Gesuchten hinaufklettern werden, nicht hören oder sehen kann, andererseits ist sie hoch genug, dass Klaus sicher ist, den Gipfel vor dem Pärchen zu erreichen, noch dazu, weil ja der Ostaufstieg ein gut abgesicherter Kletterweg ist, den man auch ohne eigene Sicherung gehen kann. Dass er hier als junger Mann oftmals unterwegs war, kommt ihm jetzt sehr zugute. Darüber freut er sich, ohne zu ahnen, dass dieser Umstand auch ein Nachteil sein könnte. Der Vorteil, die Gegend zu kennen, wird ihm

klar, als der Pilot einen direkten Kurs nach Johnsbach einschlägt, wo man gefährlich leicht vom Peterpfad aus gesehen werden kann. Klaus muss mit allen Mitteln verhindern, dass das Pärchen etwas von einem Hubschraubereinsatz mitkriegt, er erzwingt daher einen großen Umweg über das St. Gallener Tal und Hieflau, um sich so unbemerkt anpirschen zu können.

Die »flache Stelle«, die Klaus am Osthang des Hochtors für die Landung beschrieben hat, gefällt den Piloten gar nicht. Bei der Hesshütte, da wäre es in Ordnung, meinen sie. Klaus weiß, dass er von dort den Gipfel nicht mehr rechtzeitig erreichen kann. Sein Vorschlag, über eine Strickleiter auszusteigen, widerspricht allen Vorschriften. Funksprüche fliegen zwischen Helikopter, Zeltweg und Verteidigungsministerium hin und her. Es wird den Piloten immer klarer, dass sie einen sehr wichtigen, aber unbekannten Gast fliegen, denn gegen alle Richtlinien darf der Privatmann Klaus Baumgartner schließlich per Strickleiter aussteigen. Zuvor schärft er den Piloten noch ein, sofort direkt nach Zeltweg zu fliegen. Dies bewirkt nur ein mitleidiges Lächeln, der Sprit reicht ohnehin nicht mehr für den geringsten Umweg!

Während Andrea und Marcus von der ganzen Aktion nichts merken, beobachtet der Hüttenwirt der Hesshütte mit Widerwillen, wie der Frieden der Bergwelt durch einen großen Bundesheerhelikopter gestört wird, nur weil sich offenbar ein Mann einen guten Teil des Aufstiegs ersparen will. Freilich sind heute, in der Mitte der Woche, kaum Touristen unterwegs.

Klaus steigt rasch den Kletterweg zum Hochtor hinauf. Er ist gut trainiert und erreicht den Gipfel ohne große Anstrengung. Am Bauch liegend schaut er über die Westkante und sieht zu seiner unendlichen Erleichterung die beiden Gesuchten, noch fast eine Kletterstunde unter sich. Nun kann er seinen Plan in allen Details in Ruhe überlegen.

Wenn man von Westen heraufklettert, hat man bei den letzten hundert Metern nur zwei Optionen. Man überwindet den überhängenden Felsen, was für klein gebaute Personen wie die junge Frau, die er sah, sehr unangenehm ist, oder man umgeht ihn, lässt ihn (von oben gesehen) links liegen. Dann ist der offensichtlich vorletzte Sicherungsplatz fast neben dem Überhang und der letzte etwa 50 m höher, aber schon wieder, von oben gesehen, nach links versetzt, d.

h. über dem Überhang. Wenn Klaus davon ausgeht, dass der Mann führen wird, wird dieser irgendwann 50 m links unter ihm, die junge Frau ca. 100 m direkt unter ihm sein. Zu diesem Zeitpunkt muss er einen größeren Stein losstreten, der mit Sicherheit die Frau treffen wird. Wenn er annehmen kann, dass sich die beiden gern haben – und die Umarmung, die er am Bahnhof sah, war innig genug, um das annehmen zu dürfen –, wird die Lebensbedrohung der jungen Frau die verborgene Telekinetik-Fähigkeit im Mann aktivieren und er wird den Stein links oder rechts ablenken. Die Kletterer werden dann, durchaus geschockt, nach einer Beruhigungspause zum Gipfel weiterklettern, dort wird er den Mann mit seiner gerade entdeckten Fähigkeit konfrontieren und dieser wird in Nachwirkung des Schocks die Fähigkeit nicht ableugnen. Dann wird ihm Klaus einen Superjob bei der PPU anbieten oder als Alternative die Bekanntgabe der telekinetischen Fähigkeiten, die den Mann, davon würde man ihn leicht überzeugen können, für den Rest seines Lebens zu einer Kuriosität abstempeln würde.

Ein großer Stein, vielleicht 150 kg schwer, liegt in einer seichten Mulde auf der Westseite des Gipfels. Nach einigem Bemühen gelingt es Klaus, ihn so zu lockern, dass ein leichter Stoß genügen wird ihn hinunterzustürzen. Noch einmal versichert sich Klaus: Der Stein wird unweigerlich die 100 m tiefer liegende vorletzte Sicherungsstelle treffen und ein Ausweichen in den letzten Sekunden wird wegen des Felsvorsprungs unmöglich sein. Wenn der Mann je seine Fähigkeiten aktivieren wird, dann in dieser Situation, um seine Partnerin zu retten.

Für Klaus gilt es jetzt nur noch zu warten. Seine »Beute« ist inzwischen bis 150 m unter den Gipfel des Berges heraufgeklettert. Nun wird sich bald alles entscheiden ...

Der Mann führt (wie von Klaus angenommen); er umklettert den Überhang, alles verläuft also wie geplant. Der Telekinetiker steht schließlich 50 m links unter ihm, zu weit weg, als dass Klaus seine Aura verspüren könnte, und 100 m direkt unter ihm die junge Frau. Einen Augenblick zögert Klaus noch: Was ist, wenn er sich irrt, wenn der junge Mann kein Telekinetiker ist oder wenn er es ist und er zur Rettung seiner Kletterpartnerin seine Fähigkeiten nicht aktivieren wird? Dann tötet Klaus diese junge Frau grundlos, wenn er jetzt den Stein hinunterrollt. Das Zögern ist nur kurz, Klaus ist seiner Sache

zu sicher. Er löst den Stein, der sich im direkten Flug unaufhaltsam der Frau nähert, die er zerschmettern wird. Der Stein saust 50, 60, 70 m, aber er weicht nicht von seinem Kurs ab. Wieso greift der Mann mit seinen telekinetischen Fähigkeiten nicht ein? Da erkennt Klaus den Grund: Der Stein fällt so nahe an der Wand, dass er diese knapp oberhalb der Frau berührt, abgeprallt, und über die Frau hinwegfliegt. Ein Eingreifen des Telekinetikers war offensichtlich nicht notwendig! Er, Klaus Baumgartner, hat versagt, hat die Fähigkeiten des Mannes nicht aktiviert! Er ahnt nicht, dass der Mann den Stein sehr wohl ablenkte, seine Fähigkeit sehr wohl aktivierte. Klaus ahnt auch nicht, dass der Mann etwas Zeit zum Überlegen hatte, denn das Phänomen der Zeitdehnung war bei den Mitgliedern der PPU noch nie aufgetreten. Dieses Unwissen wird Marcus Monate später das Leben retten ...

Klaus gibt nicht auf. Er hat die telekinetischen Fähigkeiten des Mannes nicht aktiviert. OK oder nicht OK, die beiden Kletterer werden sich von ihrem Schock zuerst erholen, bevor sie zum Gipfel klettern und nach verdienter Gipfelrast zur Heshütte absteigen. Der Weg durchs Schneeloch war zu den Jugendzeiten von Klaus noch nicht markiert, darum kommt ihm gar nicht der Gedanke, dass es noch einen anderen Abstieg gibt. Für Klaus gilt es daher, zur Heshütte abzustiegen und dort unauffällig Kontakt mit dem Mann aufzunehmen: Über seinen Alpenvereinsausweis werden Name, Adresse etc. leicht feststellbar sein. Und dann wird die PPU systematisch vorgehen, um diese Begabung für sich zu gewinnen.

Somit eilt Klaus hinunter zur Heshütte, erzählt dem Hüttenwirt eine verrückte Geschichte wegen des Hubschraubereinsatzes, die dieser nach genügend Trinkgeld<sup>7</sup> problemlos akzeptiert, und wartet nun auf die beiden Kletterer. Es werden mindestens 90 Minuten vergehen, rechnet er, bis sie eintreffen werden. Er setzt sich hinter die Hütte, redet mit anderen Bergsteigern und macht den schwer wiegenden Fehler, den Abstiegsweg vom Hochtorn nicht zu beobachten. Sonst würde er früher bemerken, dass »seine« Personen eine andere Route eingeschlagen haben. Zwischendurch lächelt er noch über den Gedanken, dass die beiden den »Gipfelsieg« vielleicht recht innig und intim feiern werden. Als sie aber mehr als drei Stunden

---

[7] Mit genügend Trinkgeld ist in Österreich viel möglich!

später noch immer nicht bei der Hesshütte sind, erkundigt er sich nach Alternativabstiegen. Als er von der steilen Abkürzung übers Schneeloch erfährt, wird er blass.

Er steigt, so schnell er kann, ins Johnsbachtal ab und versucht dort zuerst vergeblich per Autostopp nach Liezen zu kommen, wo er beide doch sicher am Bahnhof treffen würde. Von den wenigen Autos bleibt keines stehen. Während er schließlich ein sündteures Taxi über sein Handy ruft, sitzen zwar Marcus und Andrea noch beim Bergsteigerwirt bei ihrem Krautsalat, aber als Klaus nach langem und frustriertem Warten endlich abgeholt und nach Liezen gebracht wird, da kommt er zu spät. Die Frau ist nach Salzburg abgereist, der Mann ist auch weg, mehr, als dass er ein »normales« Wiener Auto hat, ist nicht herauszubekommen. Klaus könnte sich ohrfeigen.

Inzwischen ist es früher Abend, seine Freunde im Liezener Hof werden schon ziemlich ungehalten sein. Seufzend unternimmt er das Einzige, was den Tag für seine Freundschaften noch retten kann. Er fährt nach Wörschach, wo er ein entsprechendes Lokal kennt, meldet sich beim Pächter und engagiert sechs der bestaussehenden Mädchen zu einem enormen Preis für eine »ausgelassene Party«. Mit den Mädchen und je zwei Flaschen Sekt, die jedes der Mädchen trägt, sonst tragen sie ohnehin nicht viel, rettet Klaus den Abend<sup>8</sup>. Als die Freunde in den letzten Zug nach Salzburg einsteigen, ist es klar, dass sie auch zukünftige Einladungen gerne wahrnehmen.

---

[8] Für die Leser, die sich mehr dafür interessieren, was an diesem Abend noch im Liezener Hof geschah, sei auf das ausgelassene Büchlein »Abriss aus meinem Tagebuch Juni 2005« (siehe Literaturangaben) hingewiesen. Das Buch steht auf dem Index und ist nur für Erwachsene zu empfehlen.

### 3. EXPERIMENTE

Auf der Fahrt nach Wien geht Marcus viel durch den Kopf. Da ist Andrea, die er immer gern gehabt, geliebt hat, die aber durch Toni »vergeben« war. Heute waren sie sich nahe gekommen und er hatte sich zeitweise wie auf rosa Wolken gefühlt. Aber gleichzeitig war er so mit sich und dem neuen Phänomen »T-Kraft« beschäftigt gewesen, dass er die Situation nicht richtig genutzt, ja vielleicht sogar verdorben hatte. Wie sollte er mit Andrea weitermachen? Vielleicht könnte er sie jetzt von Toni weg zu sich kriegen, aber will er das, wo er plötzlich mit ganz neuen Problemen konfrontiert ist?

Direkt verknüpft damit ist seine neu entdeckte T-Kraft. Wie schön wäre es, sie mit Andrea, mit anderen Freunden, mit seinen Eltern zu besprechen. Aber andererseits, er weiß noch so wenig über diese Para-Begabung, dass er wohl zuerst einmal mehr darüber herausfinden muss. Wieso hat er 20 Jahre lang überhaupt nichts von dieser Fähigkeit bemerkt ... wie weit ist es wiederholbar, was er heute erlebte? Kann er seine Pseudohände blitzschnell und bewusst einsetzen oder kann er seine neu entdeckte Fähigkeit nur manchmal und nur unter ganz ungewöhnlichen Stresssituationen verwenden? Ist der Einsatz der Pseudohände trainierbar? Wenn er Kopfschmerzen nach dem Einsatz seiner T-Kraft hat, ist das wie ein Muskelkater, den man vermindern oder eliminieren kann, indem man trainiert? Angenommen, seine T-Kraft ist tatsächlich leicht und umfangreich einsetzbar, dann mag das spannend, interessant und lustig sein. Aber wenn je jemand dahinter kommt, wird man ihn dann nicht vielleicht ächten, einsperren wollen und – wenn er sich mit der T-Kraft wehrt – vielleicht töten? Marcus wird klar, dass seine Fähigkeit für ihn lebensbedrohend sein kann, genau wie er heute damit ein Leben gerettet hat.

In der Raststation Linz sitzt er lange und trinkt zu viel Wein. Seine T-Kraft geht ihm nicht aus dem Kopf. Er weiß, sie wird sein Leben ändern. Und er fragt sich, ob er das will. Will er nicht lieber ein Leben als ganz normaler Mensch führen und die T-Kraft als Kuriosität einfach außer Acht lassen? In ihm streitet die Neugier eines Wissenschafters und das Gefühl, Ungewöhnliches erleben zu können mit dem Empfinden, dass er sich dadurch in ein gänzlich anormales

Leben wagt. Er muss sich das noch genauer überlegen. Mit deutlich zu viel Alkohol im Blut fährt er schließlich weiter Richtung Wien. Bei der Ennsbrücke, noch 150 km von Wien entfernt, gibt es eine Polizeikontrolle. Er fährt zu schnell, er hat mehr als die erlaubten 0,5 Promille, er weiß, dass er Probleme haben wird. Der Gendarm hebt das rote Signal zum Stoppen. Marcus reagiert instinktiv. Seine Pseudohände packen vorsichtig den Arm des Gendarmen, das rote Signal sinkt, die andere Hand, von anderen Pseudohänden erfasst, winkt »Vorbeifahren«. Marcus fährt unbehindert weiter.

Die Kollegen des Gendarmen sind erstaunt: »Wieso hast du den durchfahren lassen?« Der Gendarm will nicht zugeben, dass er es selber nicht weiß, dass er einfach das »Bedürfnis« hatte, das rote Licht zu senken und den Fahrer vorbeizuwinken. Er sagt das, was er man erwartet: »Es war ein Freund von mir. Ihr habt einen gut, aber den wollte ich durchkommen lassen.« Keine Diskussion, so wird das oft gemacht.

Diese Situation hat die Zweifel Marcus' beseitigt. Er hat diesmal die T-Kraft instinktiv eingesetzt, wie bei den beiden Malen vorher. Sie gehört zu ihm, ob er will oder nicht, er ist damit belohnt oder bestraft und wird mit ihr leben. Dafür wird er sie genauer untersuchen müssen.

»Wie mächtig bin ich wirklich«, fragt sich Marcus, als er in Wien bei seiner Wohnung in die Garage Köllnerhofgasse einfährt. Er weiß, es gibt viel zu testen.

Als Physikstudent hat er sich bei Experimenten eine gewisse Systematik angewöhnt. In seiner Wohnung, die ab nun immer mehr sein Experimentierlabor werden wird, beginnt er noch am selben Abend mit einer Testserie. Er stellt bald fest, dass er inzwischen seine T-Kraft beliebig schnell aktivieren kann, dass er kleine Objekte leichter, größere schwerer bewegt. Bei schweren Objekten muss er sich sehr anstrengen und er spürt, dass seine Individualzeit, ganz wie bei dem stürzenden Felsbrocken, schneller vergeht als für die »Umwelt«, in seinem Zimmer an der Wanduhr messbar. Als er versucht, seine schwere Sitzbank mit ca. 250 Kilo anzuheben und zu bewegen, geht das gerade noch, doch während er sich dafür subjektiv lange und intensiv anstrengen muss, vergehen auf der Zimmeruhr gerade 10 Sekunden! Die Bedeutung dieser Tatsache wird ihm erst später bewusst werden, aber schon jetzt merkt er, dass er Objekte



langsamer und schneller bewegen kann, aber auch bei kleineren Objekten und ganz raschen Bewegungen sich die Zeit verschiebt, als wären es schwere Objekte. Seine Versuche, objektive und subjektive Zeit zu vergleichen und seine Grenzen bei der Größe von Objekten und der Geschwindigkeit von Bewegungen aufzuzeichnen, ergeben komplexe Diagramme. Es gibt Grenzen bei der Größe der bewegten Objekte, die etwa 200 Kilo Gewicht haben, wobei vielleicht durch Training, was sich später bestätigen wird, gewisse Steigerungen möglich sein mögen. Die Erhöhung von Bewegungsgeschwindigkeiten wirkt sich so aus, als wären die Objekte schwerer. Es wird deutlich anstrengender und die Zeitverschiebung wird vermehrt merkbar. Gegen 2 Uhr morgens ist Marcus am Rande der Erschöpfung. Er bricht für den ersten Tag die Experimente ab, der Schlaf überwältigt ihn und doch träumt und schläft er unruhig.

Er wacht früh und noch müde auf. Er ist sich bewusst, wie viel es noch auszuprobieren gilt ... aber zunächst will er sich ein bisschen verwöhnen. Das Café gegenüber seiner Wohnung hat schon offen. Er bestellt ein Wiener Frühstück, eine großartige Bezeichnung für eine Schale Kaffee, zwei Stück Brot, ein bisschen Butter, Wurst und Käse. Als die hübsche Kellnerin Marianne den Korb mit dem Brot hinstellt, verwendet er seine T-Kräfte und drückt ihr das Körbchen blitzschnell wieder in die Hand. Marcus meint lächelnd, er hätte gerne auch das Brot. Verwirrt schaut Marianne auf den Brotkorb, von dem sie glaubt, ihn schon hingestellt zu haben. Sie entschuldigt sich, stellt ihn wieder vor Marcus hin und dreht sich um. Nochmals drückt Marcus den Korb blitzschnell per T-Kraft in ihre Hand. Nun ist Marianne total verwirrt, sie habe schlecht geschlafen, er sei doch nicht verstimmt? Nein, aber ein Küsschen als Entschuldigung würde er schon akzeptieren. Marianne lächelt, gibt ihm ein flüchtiges Küsschen und erstarrt dabei fast, Marcus hat mit einer Pseudohand ganz sanft ihren Rücken, knapp bei Achsel und Brust gestreichelt, sodass ihr ein Schauer über den Körper fährt. Marcus, der vis-a-vis wohnt, der immer wieder vorbeikommt, hat ab und zu mit ihr geflirt, aber es hat nie wirklich gefunkt. Dieses Küsschen löst bei ihr Gefühle aus wie kaum je ein Kuss zuvor!

Marcus beobachtet sie scharf und errät, was Marianne empfindet. Er entschärft die Situation: »Hmmm, so ein Küsschen hab ich noch nie bekommen. Ich glaube, wir sollten das wieder einmal probie-

ren.« Marianne beginnt sich wieder zu fassen, meint »Ja, gute Idee«, kassiert die Rechnung und verschwindet hinter der Theke. Sie ist überrascht über das, was geschehen ist, und auch ein wenig erregt. Marcus geht in seine Wohnung zurück. Er hat dazugelernt.

Erstens, er kann Objekte so rasch manipulieren, dass kein normaler Mensch das bemerkt, er hätte z. B. eine beliebige Summe aus der Brieftasche von Marianne entnehmen können, ohne dass sie es wahrgenommen hätte; und ähnlich wäre es sicher in jedem anderen Zusammenhang.

»Ich bin ein potenzieller Meisterdieb«, wird sich Marcus bewusst, und auch, wie groß die Versuchung und die Gefahr ist, die daraus entstehen kann. Das Zweite, was Marcus, ohne es zu wollen, gelernt hat: er kann mit seinen Pseudohänden Körper von anderen Menschen berühren, wobei er sich im Moment hübsche Mädchen vorstellt, sodass diese angeregt werden. Die Vorstellung, dass er vom durchschnittlich erfolgreichen Physikstudenten plötzlich zum unschlagbaren Casanova avanciert, erregt Marcus so, dass er gegen jede Vernunft beschließt, das Spiel mit Marianne weiterzuspielen und gleichzeitig weitere Tests mit der T-Kraft durchzuführen (verwendet er das inzwischen als Entschuldigung?). Von einem Zimmer seiner Wohnung in der Köllnerhofgasse hat man den direkten Blick auf das Lokal, wo Marianne arbeitet. Er öffnet das Fenster und schaut hinüber. Marianne weiß, wo er wohnt. Er weiß, dass seine sanfte Berührung sie erregt hat. Ob sie nicht auch zu ihm herüberschauen wird? Marcus muss nicht lange warten.

Der Tag ist früh, Gäste gibt es wenig, Marianne ist so unbeschäftigt, dass sie immer wieder an Marcus denkt. Sie geht zu einem der Fenster und schaut zu Marcus' Wohnung hoch. Er winkt ihr zu! Sie winkt zurück. Da berührt sie eine Pseudohand von Marcus am Rücken, gleitet nach vor zu ihren Brüsten, hinunter zwischen die Schenkel. Marianne weiß nicht, wie ihr geschieht. Der Anblick von Marcus bringt sie zum Beben. Was ist mit ihr passiert? Sie hat sich offenbar Hals über Kopf in Marcus verliebt!

Marcus winkt nochmals, winkt ihr »Komm herüber«, liebkost sie ein bisschen mehr mit seiner Pseudohand und verschwindet dann hinter dem Vorhang. Marianne und Marcus sind beide sehr erregt, die Gründe sehr verschieden. Marcus entschließt sich zu einem weiteren Schritt, er ruft im »Sowieso« an, dass er verkühlt sei und ob

man ihm eine Gulaschsuppe und einen Zitronentee bringen könnte, ähnliche »Bestellungen« werden beim »Sowieso« immer wieder aufgegeben ...

Marcus duscht sich heiß. Er zieht sich einen grünen Bademantel an und legt sich mit einer Tageszeitung ins Bett. Er ist neugierig, was geschehen wird. Die Vorstellung, dass in wenigen Minuten vielleicht Marianne mit der Bestellung kommen wird und er das durch T-Kräfte veranlasst hat, bewirkt, dass sein Bademantel kaum seine Erregung verbergen kann.

Als es an der Tür läutet, ist er nicht überrascht, Marianne zu sehen. Aber er ist überrascht zu merken, dass sie zwei Knöpfe ihrer Bluse geöffnet, den BH abgelegt hat und unter ihrem knöchellangen Kleid keinen Slip trägt. Ein vorsichtiges Tasten seiner Pseudohände, das sie offenbar nicht merkt, enthüllt dies. Marcus ist angehender Wissenschaftler; er findet Marianne attraktiv, doch hat er sich auf sie nie »Chancen ausgerechnet«, die er nun offenbar hat. Er wird aber auch abgelenkt als Beobachter der gegenwärtigen Situation, wie er an der Veränderung eines in solchen Momenten wichtigen Körperteils feststellt. Dennoch, die doppelte Versuchung, Sex und seine Macht zu erproben, ist zu groß. Er zeigt, dass er sich freut Marianne zu sehen, er berührt sie sofort mit seiner Pseudohand, nein, er wird übermütig und nutzt gleich drei, um sie an verschiedenen Stellen zu berühren. Er umarmt sie, küsst sie, verstärkt die Aktivität seiner Pseudohände, wirft sich rücklings aufs Bett: »Ich wollte dich schon immer nackt sehen.« Er stößt mit seinem Wunsch auf keinen nennenswerten Widerstand und macht Marianne zu einer willenlosen Sklavin, die alles macht, was er will, und zu jedem Zeitpunkt so nahe einer Ekstase ist, dass sie überzeugt ist, alles von sich aus zu tun.

»Ich muss zurück«, meint Marianne irgendwann.

»Du musst nicht. Ich habe dich krank gemeldet«, sagt Marcus. Tatsächlich hat er in einer kurzen Pause einen Freund überredet, im Café anzurufen, dass Marianne einen Arzttermin wahrnehmen muss und vergessen hat das mitzuteilen. Stundenlang erleben beide, was sie nie zuvor erlebt haben. Marcus durch alle Forderungen, die Marianne willig und leichtfertig erfüllt, Marianne, weil sie auch nach mehreren Höhepunkten in einem Ausmaß erregt ist, wie sie das nie vorher gewesen war. Die Trennung fällt beiden schwer. Marcus hat

einen halben Tag und Ausschweifungen hinter sich, von denen er bisher nur in Büchern oder im Internet gelesen hat, er hat aber auch, was seine Para-Fähigkeiten anbelangt, unglaublich dazugelernt. Er hat Macht über Menschen, mehr als er ahnte. Er kennt inzwischen die Reichweite seiner T- Kräfte im Sinne der Entfernung: hunderte Meter, aber mehr nicht, denn als er Marianne in der U3 noch einmal mit seiner T-Kraft erreichen wollte, ging dies nicht.

Sex kann in Hinkunft aufregend werden, denkt Marcus. Aber auch: ich muss noch viel, viel mehr über meine Fähigkeiten herausfinden.

Schon im Zusammensein mit Marianne hatte Marcus bewusst drei Pseudohände eingesetzt. Die Frage, über wie viele er verfügt, liegt nahe. Die Beantwortung dieser Frage benötigt viele Versuche. Während dieser Zeit vernachlässigt Marcus seine Freunde, sein Studium und seine Eltern vollständig. Marianne, der er sagt, er müsse sich auf große Physikprüfungen vorbereiten, umsorgt ihn liebevoll. Was sie an ihn bindet, ist Marcus rasch klar. Es ist, was er am ersten Tag mit seinen Pseudohänden »anstellte«, nichts sonst, nicht gleiche Interessen, Gefühle oder Pläne. So bequem das Umsorgtsein für Marcus ist, er kommt sich schon bald vor wie jahrzehntelang verheiratet. Er beginnt, seine T-Kräfte bei Marianne systematisch weniger einzusetzen, erhält dafür den Vorwurf, dass er sie nicht mehr liebe, und hat mit Vorwürfen und Tränen zu kämpfen. Er weiß, dass sich Marianne von ihm lösen muss. Er hat ein denkbar schlechtes Gewissen, weil er sich wie ein gewissenloser Verführer vorkommt, der, kaum hat das Opfer angebissen, dieses nur noch ausnützt und schließlich fallen lässt. So verlaufen die nächsten Tage im Spannungsfeld erregender Experimente, schöner, aber immer problematischer werdender Liebeserfahrungen und psychologischer Grabenkämpfe, die Marcus nur in einem Punkt helfen: Er erkennt, wie vorsichtig er mit seiner Para-Begabung umgehen muss.

Die Anzahl der Pseudohände erweist sich als eine enorme Überraschung. Er scheint einen unbegrenzten Vorrat zu haben, doch erst nach langem Üben gelingt es ihm, 10 Pseudohände, die er intuitiv seinen 10 Fingern entsprechen lässt, einigermaßen gleichzeitig zu koordinieren. Das anscheinend unbegrenzte Reservoir weiterer Pseudohände reagiert getrennt oder zusammen, irgendwelchen schwer definierbaren Regeln folgend, manchmal wie eine An-

sammlung tausender Fäden, dann wieder wie ein dicker Arm eines Tintenfisches, in den er beliebig viele der anderen Pseudohände integrieren kann.

Marcus vermag den Pseudohänden verschiedene und verschieden große Formen zu verleihen, von offenbar beliebig kleinen bis zu substanziellen in der Größe eine Suppentellers. Als ihn bei einem Einkaufsbummel ein massiver Regenguss erwischt, verwendet er fünf seiner Pseudohände, über den Kopf gehalten, als unsichtbare Regenschirme. Damit kann er erstmals auch die Verformung der Pseudohände gut beobachten. Erst nach einigen Minuten fällt ihm auf, dass er, trocken durch einen Regenguss gehend, von Menschen wie ein Wunder angestarrt wird. Er unterbricht sein Experiment und führt dieses zu Hause unter der Dusche fort. Die Verformbarkeit der Pseudohände bringt Marcus auch auf den Gedanken zu testen, wie viel Kraft sie besitzen, wie »weich« bzw. »hart« sie sind. Nachdem er zunächst einen Bleistift und dann dickere Holzlatten problemlos bricht, erkennt er, dass er nicht nur mühelos handwerkliche Arbeiten wie das Einschlagen eines Nagels in eine Wand, das Anziehen einer Radmutter ... mit T-Kraft durchführen kann, sondern auch im Kleinen erstaunliche Fähigkeiten hat. Eine Kaffeebohne zerreibt er mühelos zu Staub.

Jede neue Erkenntnis ist ein Erfolg und ein Erschrecken gleichzeitig: Wie kommt es, dass er über solch enorme Fähigkeiten verfügt? Und während er diese Experimente durchführt, ahnt er nicht, dass er erst ganz am Anfang steht ...

Die Gefühle, die die Pseudohände vermitteln, sind besonders verwirrend. Anfangs glaubt Marcus, die Hände könnten nur einen Widerstand ertasten, aber weder Textur noch Form genauer identifizieren. Sein Hemdknopf und die Brustwarze Mariannes fühlen sich anfangs gleich an ... aber bald nicht mehr. Marcus lernt Texturen zu unterscheiden und kann durch die Formbarkeit seiner Pseudohände auch Formen immer differenzierter aufnehmen.

Als Marcus das erste Mal bewusst mit einer Pseudohand in eine Kerzenflamme greift, hat er Angst sich zu verbrennen. Allmählich, wie ein Kind, lernt er, was er tun kann, was nicht, was schmerzt, was nicht. Temperaturen spüren die Pseudohände erst unter minus 50 und über 150 Grad. Kochendes Wasser fühlt sich für Marcus an wie lauwarms, sehr heiße Temperaturen schmerzen nachhaltig, so, als

müsste sich die Pseudohand selbst regenerieren. Mikrowellen und radioaktive Strahlen lösen ähnliche Effekte aus. Dass er, ohne das Objekt zu sehen, mit seinen Pseudohänden »um die Ecke« greifen kann, erkennt Marcus bald, dass er aber auch in und durch die meisten Substanzen greifen kann, kommt als neuer Schock. Bei einem Juwelier greift er in den verschlossenen Tresor, kann dort Schmuckstücke ertasten, verschieben, wohl auch beschädigen. Durch die Tresorwand herausziehen kann er sie aber nicht!

Ein Zwischenfall in einem Park macht Marcus klar, welche Last und Verantwortung seine Fähigkeit bedeutet. Ein Dobermann mit Schaum vor dem Mund hat sich losgerissen und seinen Maulkorb an einem Baum abgestreift. Sein Besitzer schreit entsetzt etwas von Tollwut, der Dobermann läuft auf eine Gruppe von Kindern zu, die nicht entkommen können. Marcus greift mit seinen Pseudohänden vorsichtig in das Innere des Hundes, er erschauert bei dem eigen tümlichen Gefühl, das dies auslöst. Ohne hinreichende Medizin-kenntnisse verirrt er sich fast im Körper des Hundes, bis er dessen Herz gefunden hat. Er umfasst es mit drei Pseudohänden, drückt die Hände zusammen, so lange, bis das Herz nicht mehr schlägt. Mit einem Aufjaulen bricht der Dobermann tot zusammen. Marcus verlässt unauffällig die Szene, ist aber den Tränen nahe. Wie soll er mit all diesen Möglichkeiten fertig werden? Er könnte Unfälle verhindern, als Chirurg ohne Messer arbeiten, Menschen helfen und sie beglücken. Wie soll er das, ein Mensch von sechs Milliarden?

Das Dobermannenerlebnis bringt Marcus auf neue Gedanken. Er durchstreift mit seinen Pseudohänden vorsichtig seinen eigenen Körper. Über Anatomiebücher gebeugt, lernt er Grundwissen in schlaflosen Nächten. Er findet in seiner Niere einen kleinen Nierenstein, den er zu Staub zerreibt. Als bei einem der seltener gewordenen Treffen sich Marianne über starke Kopfschmerzen beklagt, bewegt er vorsichtig seine Hände in ihren Schädelraum. Zu seinem Entsetzen spürt er eine große verhärtete Masse, die außen noch weich ist, aber zu wachsen scheint. Während er mit ihr in die Notaufnahme des Allgemeinen Krankenhauses fährt, in dieses gigantomanisch-unmenschliche Gebilde, das aber über die besten medizinischen Einrichtungen Österreichs verfügt, wird ihm klar, dass ein großes Blutgefäß im Kopf Mariannes geplatzt sein muss und einen immer größeren Teil des Hirns gefährdet. Trotz rascher

Operation und obwohl Marcus vom Gang aus den Fortschritt im OP mit seiner T-Kraft verfolgt und versucht zu helfen (aber wie, ohne Mediziner zu sein?), ist Marianne nicht mehr zu retten. Nach mehrstündiger Operation lebt sie am Rande der Bewusstlosigkeit. Ihre Eltern sind inzwischen verständigt und warten verängstigt, erfahren die entsetzlichen Tatsachen. Marcus geht zu ihnen »als Freund von Marianne«, setzt sich zu ihr. Er küsst sie auf die Stirne und aktiviert alle seine T-Kräfte, um Marianne überall dort zu berühren, wo er gelernt hat, dass es für sie schön ist. Sie strahlt Marcus und die Eltern minutenlang und glücklich an, bis sie in der Schwärze der Bewusstlosigkeit untergeht und nicht mehr aus ihr auftaucht.

Marcus macht sich Selbstvorwürfe. Hätte er Marianne retten können? Wenn er sie öfter getroffen hätte, dann hätte er das Problem früher feststellen können und dann wäre eine Operation vermutlich noch gut ausgegangen. Soll er sein Physikstudium aufgeben und sich nur noch der Medizin widmen? Marcus fällt in eine tiefe Depression. Er geht uninteressiert in die letzten Physikvorlesungen des Semesters. Er besucht Medizinvorlesungen und findet, dass man dort Jargon, Zahlen, Präparate oder chemische Zusammensetzungen lernt, aber nichts, was ihm bei ähnlichen Fällen helfen würde. Die Anatomievorlesung ist keine Ausnahme. Aber er nimmt sich vor, zwei Semester Sezieren mitzumachen, nur wird er sich noch eine Methode einfallen lassen müssen, wie er die dafür notwendigen Prüfungen vermeiden kann.

Zwischendurch verflucht er seine T-Kraft. Dann macht er damit wieder den einen oder anderen Schabernack oder hilft unsichtbar, wenn er gerade dazu in der Lage ist. Er lässt die Pummerin (die große Glocke im Stephansdom) zu seinem Geburtstag läuten ... ein Phänomen, das nie aufgeklärt werden wird, das aber die PPU, von deren Existenz Marcus noch nichts weiß, richtig einstuft. Der Telekinetiker ist offenbar nach wie vor in Wien.

Er rettet eine kleine Katze vor dem Ertrinken im Donaukanal und freut sich über das strahlende Gesicht des Jungen, der verzweifelt gerufen hat; er verführt zwei professionelle Damen in einem Nachtlokal, ohne einen Euro zu zahlen, indem er seine Pseudohände so lange auf sie loslässt, dass sie ihn nach der Sperrstunde zu sich einladen, ja sogar bereit sind, ihm Geld anbieten. Amüsiert denkt sich Marcus, dass er offenbar ein guter Callboy sein könnte. Und er

erinnert sich an den Witz, wo stand: Grammatikalisch nicht ganz richtige Antwort eines Callboys auf die Frage, wovon er sich hauptsächlich ernähre: »Ich ernähre mich hauptsächlich von Vögeln.« Marcus jedenfalls lehnt Geld lachend ab, geht aber mit den hübschen Profidamen mit. In dieser Nacht lernt er viel und die beiden Damen wissen nicht, wie ihnen geschieht, so einen Liebhaber hatten sie noch nie.

Nach mehreren rastlosen Wochen, wo auch die Erforschung seiner Para-Begabung nur wenig weitergeht, beschließt er, sich seinem Vater anzuvertrauen.

Die Fahrt von Wien ins heimatliche Eisenerz durch die Wildalpen, dann von Hiefrau die vertraute Straße nach Süden, ist wohltuend für Marcus. Als er an der Abzweigung zum Leopoldsteinersee vorbeikommt, kann er sich nicht zurückhalten und macht einen kurzen Abstecher zum See. Nahe beim Seeausfluss, unterhalb der »Seemauer«, trifft er eine Gruppe von jungen Leuten, die vor kurzem die Matura bestanden und die eine Wanderung hinter sich haben. Die lebensfrohen jungen Menschen heitern Marcus auf. Ein Mädchen, Maria heißt sie, stellt er später fest, ist besonders hübsch, luftig angezogen und strahlt etwas aus, das Marcus erst Wochen später verstehen wird. Marcus hat große Lust, sich unter die Gruppe zu mischen. Einige der Burschen versuchen anzugeben und werfen flache Steine auf das Wasser, die abgellend mehrmals über die Wasseroberfläche springen. Hier ist der Einstieg für Marcus! Er schaut eine Weile zu, gibt Tipps, wie man es besser machen soll, zwar nett, aber doch so, bis er einigen auf die Nerven geht und einer sagt, er solle doch zeigen, wie es richtig gehe.

»O. K., gebt mir einen Stein«, sagt Marcus ruhig. Einer der Burschen gibt Marcus einen Stein, bewusst viel zu groß und zu wenig flach. Marcus runzelt die Stirne: »Also der beste Stein ist das nicht ...« und erklärt kurz, warum, worauf man achten muss. Er hat solche Spielchen mit Steinen schon ohne T-Kraft gut beherrscht. »Aber bis ans andere Ufer des Sees an dieser schmalen Stelle wird er wohl noch immer springen.« Natürlich tut er das, wozu gibt es auch die T-Kraft, denkt sich Marcus. Er wird zu weiteren Würfeln aufgefordert, er zeigt auch andere Tricks, er macht ein Zielwerfen mit Steinen, ein Abschießen eines fliegenden Steins mit einem anderen und ist natürlich überall super.



»Hab ich Indianern in Kanada gelernt«, gibt Marcus an, obwohl er nur einmal vorher mit seinen Eltern auf einer längeren Reise im Westen Nordamerikas gewesen ist, und einmal in Colorado als 17-jähriger im Rahmen eines Schüleraustausches.. Er erzählt einige Geschichten und sorgt dafür, dass Einzelnen ein Schauer über den Rücken läuft: mit 10 Pseudohänden keine Kunst. Als er sich verabschiedet, geben ihm einige ihren Namen und Telefonnummer, er soll sie doch anrufen, wenn er in Graz ist. Maria schwankt offenbar. Da lässt Marcus seine Brieftasche neben ihr liegen und geht. Maria findet die Brieftasche kurz danach, läuft Marcus nach und gibt ihm ihre Telefonnummer.

»Ruf mich an.«

»Ja, ich möchte dich auch wiedersehen. Du bist hübsch und du hast etwas, das ich kennen lernen möchte.«

»Versprochen?«, fragt Maria.

»Versprochen. Wir werden einen netten Abend haben, aber rede dir nicht zu viel ein, ich bin vergeben«, warnt Marcus, »und außerdem möchte ich, dass du mir zeigst, ob du ein bisschen Mut hast.«

»Wie denn?«

»Mach die drei obersten Knöpfe deiner Bluse für mich auf. Aber schnell. Die anderen schauen her.«

Maria zögert nur einen Augenblick. Das ruhige Lächeln Marias, wie sie selbstbewusst halbnackt da steht, irritiert Marcus. »Marcus, hast du auch Mut? Wenn ja, dann erkläre mir, wie der erste Stein, den du geworfen hast, nach ca. 40 m ins Wasser tauchte, dann aber wieder raufkam und weiterhüpfte.« Marcus wird schwindlig. Hat sie seine T-Kraft erkannt? Aber das ist doch unmöglich!

»Maria, ich freue mich auf einen netten Abend und ein langes Gespräch mit dir, irgendwann im Sommer oder Herbst.«

»Ich auch«, sagt Maria ganz ernst, schließt ihre Bluse, »und ich glaube, du würdest es bereuen, wenn du auf dein Versprechen vergisst.«

Maria läuft zu ihrer Gruppe zurück, und Marcus ist unsicher, ob da zum Schluss nicht eine Drohung zu hören war.

Marcus' Eltern warten schon, das Essen ist fast kalt, aber die Spezialität seiner Mutter, steirisches Kürbisgemüse mit gedünstem Rindfleisch schmeckt Marcus wie immer. Der Nachmittag, am Rande von Eisenerz, am Westhang nahe der Barbarakapelle, wo er

aufgewachsen ist und von wo der Pfaffenstein wunderbar herüberleuchtet, wird anders, als sich Marcus das vorgestellt hatte. Sein Vater wurde befördert, hat sehr viel Arbeit, ist sehr stolz darauf und ist auf etwas anderes kaum ansprechbar. Er muss, trotz Wochenende, bald zurück ins Büro. So sitzt Marcus, nachdem sich die Geschwister zurückgezogen haben, mit der Mutter auf der Terrasse.

Ihr Gespräch ist offen und vertraut, aber doch glaubt Marcus, dass seine Mutter ihm bei der T-Kraft nicht helfen kann. Halbautomatisch durchtastet Marcus vorsichtig den Körper der Mutter. Zu seinem Schrecken entdeckt er ein großes Geschwür im Magen.

»Wie geht es dir eigentlich gesundheitlich?«

»Gut.«

»Du schaust ein bisschen mager aus, tut dir manchmal der Bauch weh?«

Verunsichert schaut die Mutter. »Ja, ich habe manchmal ein bisschen zu viel Magensäure.«

»Du, du musst dir das mit einer Magenspiegelung anschauen lassen. Geh zu den Kreuzschwestern in Graz, ich melde dich dort an ... Du musst nicht drinnen bleiben, es dauert nur zwei Stunden.«

Während Marcus erklärt, wie einfach eine Magenspiegelung ist, untersucht er das Geschwür genauer. Es ist nur an einer ganz kleinen Stelle mit der Magenhaut verwachsen, ein gutes Zeichen. Man wird es leicht entfernen können. Man? Er wird es tun, und zwar jetzt. Mit einer Pseudohand schnürt er den »Stiel« des Geschwürs ab, mit einer anderen schneidet er oberhalb davon das Geschwür ab, mit der dritten zermalmt er es zu mikroskopisch kleinen Partikelchen, wie damals die Kaffeebohne. Er beobachtet das Gesicht der Mutter. Sie hat nichts bemerkt. Eine Magenspiegelung wird eine kleine Wucherung zeigen und es wird eine Zellprobe entnommen werden. Wenn es kein Krebs ist und das schaut so aus, denn die Wand des Magens ist ganz in Ordnung, dann wird man ein Medikament gegen Magenübersäuerung verschreiben und Mutter wird damit nie mehr Beschwerden haben.

Als es dämmerig wird, macht sich Marcus auf den Heimweg, nimmt aber spontan seinen Jagdschein und sein Gewehr mit.

»Was willst du mit dem Gewehr in Wien?«, fragt die Mutter überrascht. »Ein Freund hat mich im Waldviertel zu einer Jagd eingeladen«, lügt Marcus.

»Wenn Vater hört, dass du dir Zeit nimmst, mit jemand anderem auf die Pirsch zu gehen, während er so gerne mit dir wieder einmal jagen gehen würde, wird er traurig sein.«

»Du musst ihm ja nicht unbedingt erzählen, dass ich das Gewehr mitgenommen habe«, meint Marcus, leicht ärgerlich. Er hat nicht erreicht, was er wollte, mit seinem Vater über die T-Kraft zu reden, weil dieser keine Zeit hatte, also hätte er wohl auch für einen Jagdausflug kaum Muße. Immerhin hat er seiner Mutter vermutlich größere Probleme mit dem Magen erspart. Er hat verstanden, dass er mit seinen T-Kräften nicht allen Menschen helfen kann, so wie der erste Herzchirurg ja auch nur einigen Menschen durch Einpflanzung eines neuen Herzens hatte helfen können. Er weiß, dass er mit seiner Para-Begabung selbst fertig werden wird müssen. Er wird einen netten Abend mit Maria verbringen, aber dafür sorgen, dass sie sich unter keinen Umständen in ihn verliebt. Wenn er jemand haben will und verliebt ist, dann ist es Andrea, und die hat leider ihren Toni ...

Am nächsten Tag stürzt sich Marcus mit neuer Energie in die Erforschung seiner T-Kraft. Er findet heraus, dass er bestimmte Materialien mit seinen Pseudohänden nicht durchdringen, ja kaum angreifen kann. Am erstaunlichsten benimmt sich Blei. Er kann Gegenstände aus Blei nicht mit den Pseudohänden ergreifen, er kann schon durch nur Millimeter dickes Bleiblech nicht durchgreifen, Blei scheint für ihn tabu zu sein. Erst später wird er merken, dass er Blei mit Mühe ritzen kann, ein Faktum, das einmal sehr wichtig werden wird. Allerdings kann er beliebig dicke Beton- oder Stahlwände genauso leicht durchdringen wie z. B. den Körper eines Tieres oder Menschen. Seine T-Kraft kann er an sich selbst erproben. Er kann damit seine Nase verbiegen, sein Haar aufstellen, sich Schlitzaugen durch Hochziehen der Augenwinkel machen, ganz wie mit normalen Händen. Er kann sich aber z. B. nicht selbst in die Luft heben, obwohl er das bei anderen Menschen und Gegenständen sehr wohl kann. Mit anderen Worten, auch bei der T-Kraft gilt das physikalische Prinzip von Aktion und Reaktion. Man kann sich nicht mit eigenen Händen aus dem Sumpf ziehen, auch nicht mit Pseudohänden. Damit erscheint es unmöglich, dass er die T-Kraft für Fortbewegung oder gar für Fliegen durch die Luft für sich selbst verwendet. Zu Marcus' Verblüffung ist das nicht ganz richtig: Er kann auf einem

Tretroller seine Pseudohände so, als wären sie an richtigen Armen angebracht zum Anschieben verwenden. Ein unglaublicher Anblick: er steht ruhig auf einem Tretroller und bewegt sich wie von Geisterhänden angetrieben durch die Gegend. Geisterhände? Bei Marcus klickt etwas ... Sind die Geisterhände in manchen Erzählungen vielleicht tatsächlich existierende Pseudohände? Hier wird auch noch zu forschen sein!

Anfang Juni war der schicksalhafte Ausflug aufs Hochtor. Nun sind bald sechs Wochen vergangen, es ist Ende Juli. Marcus hat das Gefühl, als wäre sehr viel mehr Zeit vergangen. Der nächste Tag ist sonnig, tiefblau und er verspricht heiß zu werden. Marcus packt seine Badesachen und fährt zur Donauinsel. Noch ist es so früh, dass nur wenige den Tag auf der Insel zwischen den Donauarmen genießen. Der nördliche Teil der Insel ist ein normales Picknick- und Badegelande, nach Süden hin wird es immer »freizügiger«. Marcus mag diese Zone nicht: So gerne er hübsche unbekleidete junge Frauen und Männer sieht, so sehr findet er auch, dass viele Personen bekleidet sehr viel besser aussehen als ohne Kleidung. Dazu kommt, dass dieser Teil der Insel immer wieder von Voyeuren besucht wird, die nur »sehen« wollen, manchmal auch mit starken Teleobjektiven fotografieren und eine entspannte Atmosphäre zerstören.

So zieht Marcus den Mittelteil der Insel vor, geht von dort langsam auf Wiesenwegen südwärts, um einen schönen Platz für sich zu finden. Der Anblick von verliebten Pärchen, von hübschen Mädchen in Zweiteilern, dann von einem Mädchen, das ein anderes liebevoll mit Sonnenöl einreibt, bringt Marcus zunehmend auf andere Gedanken. Dennoch, er will nicht wieder in Versuchung kommen, seine T-Kräfte einzusetzen, um irgendwie »Erfolg« zu haben. Hinter einer Baumgruppe in Strandnähe auf der Nordseite der Insel kann er eine außergewöhnlich hübsche junge Frau nicht ignorieren, die auf dem Rücken liegt und durch eine geheimnisvolle Sonnenbrille ein Buch liest. In unaufdringlichem Abstand breitet er seine Decke aus, zieht sich die Badesachen an, schwimmt eine Weile und legt sich dann so auf die Decke, dass er seine Nachbarin unauffällig sehen kann. Unauffällig? Wenn sie ihm nicht irgendwie gefallen hätte, hätte er sich nicht in der Nähe niedergelassen, das weiß sie natürlich.

Nach einiger Zeit legt sie Buch und Brille weg, dreht sich von ihm weg und lässt zuerst das Oberteil des Bikinis fallen, dann streift sie

auch das Höschen ab und legt sich auf den Bauch. Marcus sieht einen attraktiven Rücken und Po und würde nun doch gerne mehr sehen. Plötzlich hat er einen verrückten Einfall: Er hat noch nie getestet, ob er mit seinen Pseudohänden Wasser schöpfen kann. Hier kann er seine Experimente mit einem Spaß kombinieren!

Marcus versichert sich, dass außer der Frau und ihm niemand in Sichtweite ist. Er taucht seine Pseudohände in das 20 m entfernte Donauwasser und versucht eine Doppelhand zu formen und Wasser zu schöpfen. Es gelingt. Er erlebt ein ungewöhnliches Phänomen. Ein großer »Wassertropfen« löst sich aus der Donau. Marcus steuert das Wasser so, dass es sich schließlich 2 m direkt über dem Übergang vom Rücken zum Po der Beobachteten befindet. Nun lässt er das Wasser aus seinen Pseudohänden fließen. Es klatscht mit einem Spritzer auf die junge Frau, die mit einem erschrockenen Schrei aufspringt, versucht festzustellen, was geschehen ist, verständnislos, merkt, dass von irgendwoher ein Guss Wasser auf sie geschüttet worden war. Marcus eilt zu Hilfe. »Was ist passiert, kann ich helfen?« »Ich weiß nicht, ich wurde nur auf einmal mit eiskaltem Wasser wie von einem Kübel übergossen! Was kann das gewesen sein?« Marcus schaut zum Himmel, murmelt von Flugzeugen, die manchmal Eisbrocken verlieren, die sich dann in Wasser umwandeln, und dass ihm vorgekommen wäre, eine große Wasserkugel sei heruntergefallen, weil er gerade zufällig in ihre Richtung geschaut habe. Da nichts verschmutzt sei, sollte sie sich vielleicht nur einmal vorsichtshalber in der Donau abwaschen, er würde inzwischen versuchen, ihre Decke und Handtuch trocken zu kriegen.

Erst als die junge Frau vom Fluss zurückkommt, fällt es ihr auf, dass sie nach wie vor nackt vor einem Fremden steht. Er bedauert, dass ihre Decke und Handtuch leider nass sind, bietet ihr sein Handtuch an.

»Sorry, es ist frisch gewaschen, aber ich habe mich vorher einmal damit abgetrocknet.«

»Danke für Ihre Hilfe. Ich bin Greta.« Greta trocknet sich, zieht sich vor Marcus den Bikini an, als wäre das das Natürlichste der Welt, und setzt sich auf seine Decke. Lange diskutieren die beiden noch den eigentümlichen Zwischenfall. Es wird ein netter gemeinsamer Vormittag. Als Marcus sie später zu einem Abendessen im Martinelli in der Innenstadt einlädt, meint sie:

»Ich habe heute noch nichts vor. Und ich bin wirklich froh, dass Sie mir geholfen haben. Außerdem«, sie lacht, »besonders zieren brauche ich mich wohl bei jemand nicht, der mich so gesehen hat, wie ich mich neuen Freunden sonst nicht zeige.«

Marcus nimmt sich fest vor, weder am Abend noch sonst TKräfte bei Greta einzusetzen. Es wird dann auch nicht notwendig. Die beiden verstehen sich gut und das Ambiente des Martinelli im Palais Harrach ist sicher kein Hindernis für ein nettes Zusammen-sein. Greta ist in Hochstimmung und versucht alle möglichen Tests, bei denen Marcus super abschneidet. Umgekehrt hat Marcus das eigentümliche Gefühl, dass Greta seine Stimmung, seine Ansichten intuitiv versteht und zustimmt, bevor er noch alles gesagt hat. Beide sind Single, aber wünschen im Moment keine festen Bindungen. Darauf einigt man sich gegen Mitternacht im M1 hoch über der Kärntnerstraße, aber man ist sich sympathisch und möchte sich bald wieder treffen. Marcus bringt sie zu ihrer Wohnungstür am Graben ..., nur einige Gehminuten von Marcus' Wohnung entfernt, wie beide amüsiert kommentieren. Das Wiener Küsschen-Küsschen auf die beiden Wangen wird ersetzt durch einen etwas ernsthafteren Kuss und eine feste Umarmung. Einen Augenblick kommt Marcus in Versuchung mehr zu wollen und, wenn es sein muss, seine Para-Kräfte einzusetzen.

Er ist am Weg nach Hause froh, dass er es nicht tat, hat aber vor, Greta bald wieder zu treffen. Greta ihrerseits schläft noch lange nicht ein. Der Vorfall auf der Donauinsel geht ihr genauso wenig aus dem Kopf wie Marcus, der auf einmal wie ein Schutzengel bei ihr war, mit dem es sich so leicht redet, den sie gut versteht, wie ihr vorkommt, und der weder die Situation auf der Donauinsel noch bei Martinelli noch bei M1 auszunutzen versuchte. Immerhin hatte sie einige ihrer Tricks getestet. Die Qualität eines Drinks anzuzweifeln, sodass der andere aus demselben Strohhalbm kosten muss, was immer eine gewisse Vertrautheit schafft; der nicht existierende Mückenstich am Oberschenkel, der so unangenehm, aber unsichtbar juckt, dass er besichtigt werden muss; die paar winzigen Fusselchen Papier, die man sich in der Toilette ins Haar streut und damit zwei Dinge erreicht: erstens festzustellen, wie genau der Partner auf das schaut, was wichtig ist, Gesicht und Kopf, und zweitens ihm die Chance zu geben, im Haar zu spielen; das Stolpern, weil man mit

dem Stöckelschuh in einem Gitter hängen bleibt und man vor dem Sturz bewahrt werden muss; die Masche mit dem unbekannten Bekannten; das rote Kondom, das man bei der Suche nach dem Haustorschlüssel in der Handtasche so findet, dass es gesehen wird, aber eben auch wieder nicht; sogar den Trick mit dem Buch, von dem man erzählt hat, probierte sie.

Marcus reagierte amüsant. Er ließ sich eine gründliche Untersuchung des Mückenstichs in einer Hausnische nicht entgehen, examinierte sehr sorgfältig und kam dann mit der überraschenden Aussage, dass dies der Biss eines Donau-Sandfloh sei, der tagelang jucken würde. Er hatte einen Stift zur Verarz tung mit, warnte, dass es vielleicht kurz brennen könnte, garantierte aber, dass das Jucken dann ein für alle Mal weg sei. Es brannte überhaupt nicht, Marcus verwendete einen Stift für das Eincremen von Lippen, aber er hatte sie bei dieser Gelegenheit sehr liebevoll gehalten. Sie hatte das eigentümliche Gefühl, Marcus mit der Mückenstichgeschichte ungeschickt herausgefordert zu haben, weil er auf den in Wien nicht unüblichen Mückenstichtrick vorbereitet war. Oder das mit den Fusselchen: Sie hatte sich drei ins Haar gestreut. Marcus beklagte die schlechte Deckentapezierung der Toiletten bei Martinelli, fand dann acht Fusselchen, entfernte sie einzeln liebevoll, immer verbunden mit einer kurzen Berührung ihres Nackens. Der »Bekanntentrick« war anders gelaufen als geplant, und das mit dem Buch, wo jeder mitgegangen wäre, hatte Marcus mit einem »Bitte, vergiss das nächste Mal das Buch nicht, ich muss das unbedingt nachlesen« abgetan, aber so auch wieder bestärkt, dass er sie wieder treffen würde. Er gefiel ihr. Er hielt ein bisschen mehr Distanz, als sie es wünschte, denn die Distanz wollte sie kontrollieren, nicht durch ihn kontrollieren lassen. Mit dem Gefühl, dass sie mehr bei Marcus erreichen wollte, schlief sie schließlich ein.

Marcus hat das Gefühl, heute nur »halb« geschwindelt zu haben. Er hatte seine T-Kräfte zur »Anbahnung«, aber sonst nicht eingesetzt. Allmählich versteht er seine enormen Fähigkeiten. »Ich habe noch immer nicht getestet, wie verletzbar meine Pseudohände sind, das muss ich nachholen. Aber sonst gibt es kaum mehr offene Probleme«, freut sich Marcus.

Selten hat sich ein Mensch so gründlich geirrt.

## 4. DER ZEITEFFEKT

In der nächsten »Testreihe«, wie er es in seinem wissenschaftlichen Tagebuch nennt, will Marcus die Verformbarkeit und Verletzbarkeit seiner Pseudohände testen. Er besorgt sich dafür eine übergroße flache Salatschüssel aus Holz, füllt sie mit wenig Wasser, färbt dieses mit Tinte ein ... und legt eine Pseudohand hinein. Das blaue Wasser weicht an der Stelle der Pseudohand zurück und zeigt einen ballförmigen Klumpen. Ohne große Anstrengung kann Marcus diesen Klumpen verformen, vergrößern, verkleinern, mit Auswüchsen, ja sogar mit Löchern versehen ... Die Flexibilität der Pseudohand ist unglaublich: Er kann sie bis zur Größe einer Stecknadel verkleinern und mit der Spitze das Holz ritzen, er kann sie auch so vergrößern, dass sie fast die Schüssel ausfüllt. Mehr geht aber anscheinend nicht, auch als er mehrere Pseudohände miteinander »verschmilzt«. Sie sind allein und zusammen »wasserdicht«, den Schabernack mit Greta auf der Donauinsel bestätigend.

Tatsächlich kann er mit seinen zehn Pseudohänden gleichzeitig zehn verschiedene Teile des blau gefärbten Wassers aufheben und durch Verformung der Hände in die kuriosesten Formen bringen! Später wird er feststellen, dass alles, was mit Wasser möglich ist, auch mit jeder anderen Flüssigkeit geht, bei Säuren, Laugen, Honig bis zu Benzin, wobei bleihaltiges Benzin (er hat größte Probleme ein solches aufzutreiben, denn die österreichischen Tankstellen geben keines mehr ab) eigentümlicherweise weniger formbar ist. Blei und bleihaltige Substanzen oder solche, die Atome im periodischen System der Elemente enthalten, die in derselben Gruppe wie Blei liegen und hohe Massenzahl haben, also vor allem Hafnium, in geringem Ausmaß auch Zirkonium und Zinn, werfen überhaupt ungewöhnliche Probleme auf. Diese »zwingen« Marcus dazu, seine Chemiekenntnisse zu vertiefen. Erst dadurch versteht er, warum er gewisse Tapeten und Wände schwerer mit seinen Pseudohände durchdringen kann. Bleichromat und Bleinitrat werden fallweise als Farbstoff verwendet und Beilsulfat als weiße Malerfarbe. Marcus versucht explizit, ob er so »widerstrebende« Substanzen wie Blei ritzen kann, wenn er eine Pseudohand verhärtet und zuspitzt. Tatsächlich geht das Ritzen. Es ist anstrengender als bei allen anderen Materialien,



aber es ist das erste Anzeichen, dass auch Blei nicht 100 % »immun« gegen T-Kräfte ist.

Bei den Experimenten erinnert sich Marcus an das Treffen mit den Maturanten am Leopoldsteinersee (ach ja, Maria, die ihm selbstbewusst ihre jugendliche Brust gezeigt hatte, wartete in Graz auf ihn!) und an das Werfen der Steine. Er war damals überrascht, wie weit er die Steine »führen« bzw. den Wurf steuern konnte. Die großen, unter der Woche menschenleeren Wiesen und Wälder in der Nähe von Rekawinkel im westlichen Wienerwald bieten sich als Versuchsgelände an. Mehrere Tage fährt Marcus dort hin und macht Versuchsreihe nach Versuchsreihe, die erst durch einen Zwischenfall gestoppt werden. Aber schon vorher ist Marcus klar: Die Erforschung seiner Para-Begabung könnte eine Lebensaufgabe werden!

Marcus kann Steine bis zu Faustgröße auf sehr hohe Geschwindigkeit beschleunigen und damit auf hunderte Meter Bäume durchschlagen, wobei der Wurf einen heftigen Knall erzeugt, der ihn zunächst überrascht. Dann liest er nach. Offenbar fliegen die Steine wie Gewehrkugeln mit mehrfacher Schallgeschwindigkeit und lösen daher einen Überschallknall aus. Der Lärm, den er bei seinen Würfen macht, ist daher größer als erwartet. Er ist froh, dass er zur Tarnung das Gewehr mithat.

Marcus kann auch sehr schnell fliegende Objekte, sogar Gewehr-kugeln, abfangen, doch ist das sehr anstrengend. Stark streuende Schrotladungen zur Gänze mehr als 15 m nach der Gewehrmündung abzufangen gelingt ihm aber nicht mehr. Marcus ahnt nicht, wie wichtig diese Erfahrungen später sein werden, er untersucht die Eigenschaften leidenschaftslos, als Wissenschaftler, nicht als »Anwender«.

Am dritten Tag seiner Versuche mit Steinen und dem Gewehr ist Marcus so mit sich beschäftigt, dass er den Förster nicht merkt, der plötzlich neben ihm steht.

»Was fällt Ihnen denn ein? Was machen Sie hier mit dem Gewehr und wieso schießen Sie durch die Gegend? Bitte weisen Sie sich aus«, wird Marcus angefahren. Nach einer Schrecksekunde zeigt Marcus seinen Jagdschein. Dass er einen solchen besitzt, stimmt den Förster etwas milder. Dann erzählt Marcus die beste Geschichte, die ihm einfällt ... und dankt dabei seiner Umgebung, an verschiedenen Tagen in verschiedenen Teilen der Gegend experimentiert zu haben,

weil dadurch an der gegenwärtigen Stelle nur einige der Bäume angeschossen sind:

»Ich war vor einer Woche mit meinem Vater in Eisenerz jagen und schoss dabei eine Gams. Dabei riss das Geschoss eine ganz eigentümliche, große, ausgefranzte Wunde. Ich habe das zuerst auf die Patronen zurückgeführt, mir in Wien andere gekauft und wollte ausprobieren, wie das Gewehr sich jetzt verhält. Sie sehen, ich habe nur noch zwei Schüsse«, er zeigt seinen Patronengürtel, »aber das Gewehr verhält sich nach wie vor ganz eigentümlich. Schauen Sie sich das an.«

Er führt den Förster ohne zu fragen zu einem Baum, wo er mit dem Gewehr einen niedrig hängenden Ast durchschossen hatte. »Sehen Sie, hier ein ganz normales sauberes Loch.« Bei einem Baum nur wenige Schritte weiter zeigt er auf ein Loch im Stamm, den er mit einem Steinwurf durchschlagen hatte. »Selbes Gewehr, selbe Munition, aber hier ein Loch, als hätte sich das Geschoss quer gelegt, ja sogar gedreht.« Verwundert schaut sich der Förster das Loch an.

»So was habe ich wirklich noch nie gesehen«, grummelt er.

»Probieren Sie es einmal selber«, offeriert Marcus und gibt dem Förster die verbleibenden zwei Patronen und das Gewehr. Der erste Schuss ergibt einen glatten Durchschuss. Beim zweiten schlägt das Herz von Marcus höher. Er wird hier »zaubern« müssen. Er konzentriert sich mit voller Kraft auf die Patrone im Gewehrlauf. Als sie abgefeuert wird, kippt er sie, sodass sie sich um sich drehend und surrend dahinschießt und in den Baum ein großes Loch reißt. Der Förster ist sehr verwundert:

»Wirklich komisch. Sie müssen das Gewehr von einem Fachmann ansehen lassen. Aber das gibt Ihnen noch lange kein Recht, hier durch die Gegend zu schießen.«

»Es tut mir Leid«, entschuldigt sich Marcus, »aber diese Stelle ist sehr entlegen, ich war sicher, hier niemanden zu gefährden, außer ein paar Äste oder junge Bäume. Und dafür habe ich vorher schon gezahlt.«

»Vorher gezahlt?«

»Ja, Sie haben doch vorne, wo die Straße gesperrt ist, einen Spendenkasten ‚Für Aufforstung‘ oder so, und da habe ich vorher 300 Euro reingeworfen.« »Wann wollen Sie das eingeworfen haben? Ich habe vorher nichts in der Sammelbüchse gesehen.« »Das ist unmög-

lich. Ich habe beim Hergehen, vielleicht vor 40 Minuten, das Geld hineingesteckt«, antwortet Marcus.

»Das werden wir jetzt zusammen kontrollieren«, kommentiert der Förster, »kommen Sie mit. Und wenn Sie mir einen Bären aufgebunden haben, dann bekommen Sie eine saftige Anzeige.«

So gehen beide zum Spendenkasten. Marcus lenkt den Förster einmal ab, um unbemerkt 300 Euro aus seiner Geldbörse zu holen. Der zweite Teil ist noch leichter. Als sie sich der Spendenbüchse nähern, kommentiert er eine Tierfährte am Boden. Während der Förster sich diese kurz ansieht, steckt Marcus mit einer Pseudohand die 300 Euro durch den Büchsenschlitz. Er freut sich wie sein Begleiter, als dieser die Spendenbüchse aufsperrt und tatsächlich den erwähnten Betrag findet.

»Also, ich hab Ihnen bis zum Schluss das mit dem Geld nicht geglaubt«, gesteht der Förster, »aber so ist das, was Sie gemacht haben, zwar nicht in Ordnung, aber man sieht, Sie sind ein ehrlicher Typ. Aber das nächste Mal«, lächelt er, »wenn Sie mit dem verdammten Gewehr wieder eine Schießübung machen wollen, kommen Sie vorher zu mir: Dann können Sie sich auch die 300 Euro ersparen.«

Marcus trennt sich erleichtert. »Das war knapp«, denkt er.

Trotz dieses Zwischenfalls gibt Marcus seine Experimente nicht auf. Ja, er ist so in seine T-Forschungen vertieft, dass er fast auf alles andere vergisst. Auf seinen Schmerz über Marianne, auf seine Gefühle für Andrea, die ihn nur in der Nacht überfallen, auf seine Mutter, auf sein Versprechen gegenüber Maria, auf Greta, auf sein Physikstudium, ...

Seine Mutter ruft er aber dann doch zwei Tage nach der Untersuchung im Spital in Graz an, die er nicht vergaß zu organisieren, und hört Gutes und Interessantes. Sie hätte eine unerklärliche, aber harmlose Narbe im Magen, aber nichts Bösartiges, ein bisschen Eindämmung der Magensäureproduktion würde genügen. Wie es zu dieser Narbe gekommen sei, sei sehr eigentümlich, fast als hätte ihr Körper durch eigene Kraft ein großes dort wachsendes Geschwür abgestoßen.

Marcus ist stolz, froh und gleichzeitig fast verzweifelt. Seine T-Fähigkeiten könnten so vielen Menschen helfen, was er alleine aus Zeitgründen gar nicht schaffen kann. Muss er nicht versuchen, potenziell para-begabte Menschen zu suchen und sie zu »schulen«?

Der Gedanke, dass er eine ungeheure Verantwortung trägt, wird ihn nicht mehr loslassen.

Marcus würde vielleicht zum vollständigen Einsiedler werden, der alles bis hin zum Physikstudium ignoriert, wenn da nicht Greta wäre, die hübsche Freundin von der Donauinsel. Da Marcus sie nur einmal kurz anruft, ergreift sie die Initiative. Sie steht plötzlich vor seiner Tür, entführt ihn, der sich zunächst nur widerwillig in seiner Arbeit unterbrechen lassen will, auf ein italienisches Essen in ein Lokal fast unter seiner Wohnung, das Cavallieri in der Kölnerhofgasse, von Eingeweihten auch »ai due capelli« genannt, und als er entspannt ist, fahren sie noch auf die Höhenstraße, wo sie eng umschlungen hinterm Kobenzl einen Waldspaziergang machen. Ihre Ansätze zum Schmusen müssen wegen zu vieler anderer Spaziergänger abgebrochen werden.

Greta zeigt ihm ein anderes Mal das Jagdhaus im Prater, wo sie an einem milden Abend gemütlich essen und plaudern. Marcus revanchiert sich, indem er ihr sein Lieblings-Billardlokal in der Judengasse zeigt, wo man nebenan die besten Drinks in Wien bekommt. Wahrscheinlich ist Greta fast Marcus' »Rettung«. Sie ist fantasievoll, sie merkt, wie mit einer besonderen Begabung, dass Marcus in einer ungewöhnlichen Situation ist, schiebt das allerdings irrtümlich auf den Stress mit dem Physikstudium. Die einzigen Stunden, die Marcus locker ist, sind jene mit Greta, wenn sie miteinander zur Donauinsel fahren – für beide ein Platz, der ihnen viel bedeutet; wenn sie zu Freunden von ihr oder von Marcus auf einen Grillabend gehen; wenn sie am Neusiedlersee segeln.

Greta hat einen Schein für küstennahes Segeln. Sie planen endlos einen Segeltörn in der Ägäis oder sehen sich ein Musical an, Marcus' heimliche Liebe, die Greta duldet und sich ab und zu wundert, wie gut ihr die Aufführungen gefallen, oder hören ein Konzert, Gretas heimliche Liebe, die Marcus duldet und auch manchmal mehr Gefallen daran findet, als er erwartet hätte. Übrigens ist es ein Klavierkonzert, bei dem Greta so von dem langhaarigen Pianisten schwärmt, dass Marcus einmal, aus purem Ärger (»Eifersucht«?) ein paar Noten falsch spielen lässt, was einigen – darunter Greta – auffällt und für Aufregung sorgt. Ansonsten vermeidet Marcus seine Para-Fähigkeiten immer, wenn er mit Greta zusammen ist. Greta wundert sich oft darüber, dass das solange geht: Freund-

schaft mit einem Mann ohne Sex? Bei Marcus spielt mit, dass er im Hintergrund immer wieder an Andrea denkt und die körperliche Unternehmungslust für z. B. Klettern, Tauchen, verrückte Dinge wie Bungee Jumping bei Greta vermisst. Er hat das Gefühl, zuerst einmal mit Andrea ins Klare kommen zu müssen. Greta wieder weiß, dass Marcus sie mehr als nur mag. Wie er sie ansieht und behandelt, wenn sie sich auf der Donauinsel nackt auf die Decke legt und ihn bittet sie einzuölen; und wie er reagiert, wenn sie es bei ihm tut ... Da weiß sie, wie nahe sie bei mehr als nur Kameradschaft sind, und wartet ab, weil sie ahnt, dass bei Marcus etwas Besonderes im Spiel ist, das sie noch nicht versteht. An dem Tag, als Marcus die guten Nachrichten über den Gesundheitszustand seiner Mutter telefonisch erfährt, bleiben sie auf dem Balkon seiner Wohnung so lange zusammen und trinken steirischen Welschriesling, bis Marcus meint, sie könne nicht mehr nach Hause gehen und müsse bei ihm bleiben. Greta widerspricht nicht. Sie benutzen dieselbe Zahnbürste, die Sommernacht ist heiß und man muss nichts anhaben. Aber sie liegen im Bett und schlafen wie unschuldige Geschwister. Als sie sich am Morgen anlächeln, ist ein Bann gebrochen und sie bleiben viel länger im Bett, als sie vorhatten.

Ab nun ändert sich die Beziehung. Greta übernimmt, mit ihren feinen Antennen genau die Grenzen erkennend, die Führung, kümmert sich um Marcus, lässt ihn aber auch wieder tagelang in Ruhe, bis er anruft, was los sei, und drängt ihn, nach all der Arbeit doch auch endlich eine Prüfung zu machen. Sie weiß nicht, dass seine Arbeit nichts mit Prüfungen zu tun hat, aber Marcus beginnt wieder Physik zu studieren, nimmt sich eine schwere Prüfung vor, bis er so weit ist, dass er ankündigt. »Für morgen habe ich mich angemeldet.« Der Professor in der Boltzmannngasse gehört zur alten Schule. Er setzt voraus, dass die KandidatInnen bei Prüfungen elegant gekleidet antreten. Marcus zieht sich in der Früh entsprechend – obzwar widerwillig – an, rasiert sich so sauber, bis Greta, die jetzt ab und zu bei Marcus übernachtet, aber nur, wenn er darum bittet, mit seinem glatten Kinn einverstanden ist, und geht quer durch die Wiener Innenstadt zur Boltzmannngasse, wo die Prüfung stattfinden wird. Es wird ein schicksalhafter Gang.

Dort, wo die Garnisongasse auf die Währingerstraße stößt, sieht Marcus einen Motorradfahrer stadtauswärts in die Währingerstraße

einbiegen, offensichtlich ohne die Straßenbahn, die vom Schottentor kommt, gesehen zu haben. Der Motorradfahrer wird von der mit hoher Geschwindigkeit fahrenden Straßenbahn erfasst und getötet werden ... wenn Marcus nicht eingreift. Marcus konzentriert sich aufs Äußerste: Wie kann er den Unfall verhindern, ohne dass es klar wird, dass etwas nicht stimmt? Marcus erhöht seine Individualgeschwindigkeit stark und bringt damit die Welt aus seiner Sicht fast zum Stillstand: Motorradfahrer und Straßenbahn, Autos und Fußgänger bewegen sich fast nicht mehr, während er unzählige Szenarios durchdenkt: Er könnte die Straßenbahn gar nicht anhalten, dazu reichen seine T-Kräfte nicht. Er könnte die Kurve des Motorradfahrers so ändern, dass nichts geschehen würde: Aber dann würden sich alle fragen, wie dies wohl möglich war: Es darf nicht bekannt werden, dass Para-Kräfte im Spiel waren.

Wie ist dann aber eine Rettung möglich? Der letzte Plan von Marcus geht einigermaßen auf: Mit seinen Pseudohänden streut er, für Außenstehende unsichtbar, Schotter in die Straßenbahnschienen, er lässt den Straßenbahnführer alle Bremssysteme aktivieren (normal, nur so schnell, wie es geschieht, könnte der Fahrer nicht reagieren). Die Bremswirkung ist durch den gestreuten Schotter stark erhöht. Marcus verändert die Kurve des Motorradfahrers nur unmerklich, lässt ihn aber so stürzen, dass das Motorrad als Knautschzone fungiert. Dann setzt er alle Kräfte ein, um die Straßenbahn weiter abzubremsen und das Motorrad als Knautschzone durch mehrere Pseudohände zu verstärken.

Alles zusammen bewirkt, dass die Straßenbahn in den Motorradfahrer hineinknallt, aber nicht mehr sehr schnell, und dass dieser durch das Motorrad einigermaßen abgeschirmt wird. Marcus weiß, dass er schwere Verletzungen vermieden hat. Er fühlt sich aber nicht nur erschöpft, sondern einige seiner Pseudohände fühlen sich wund an. Dies ist eine neues Erlebnis für Marcus und auch eine Warnung. Seine Pseudohände sind nicht unverletzlich. Er geht langsam die letzten paar hundert Meter bis zum Physikgebäude weiter.

Nachdenklich reibt er sein Kinn ... und fühlt dort deutliche Bartstoppel, die vor wenigen Minuten noch nicht da waren.

Irgendwo tief drinnen hat Marcus das Faktum immer geahnt, doch nun ist es klar. Wenn er große T-Anstrengungen macht, seine Individualgeschwindigkeit erhöht und damit die Welt um sich fast

anhält, vergehen objektiv nur kurze Zeiten; für ihn aber sind diese Zeiten subjektiv lang und eben auch für seinen Körper. Immer wenn er seine T-Kräfte massiv einsetzt, »altert« er, darum jetzt sein Stoppelbart, darum die Müdigkeit, die er oft nach Experimenten gefühlt hatte. Er, der 22-jährige Marcus, ist in Wahrheit vielleicht schon 23 oder 24 Jahre alt! Die Erkenntnis trifft ihn wie ein Keulenschlag. Als Nächstes muss er feststellen, wie stark die Alterung wirklich ist, und viel wird davon abhängen! Irgendwie empfindet er auch eine kuriöse Befriedigung, er kann seine Kräfte nicht einsetzen ohne einen Preis zu zahlen!

Er besteht die Physikprüfung nur, weil er den Professor durch T-Kraft »überzeugt«, die Spalte »befriedigend« im Prüfungsprotokoll anzukreuzen, während der Professor zwischen »bestanden« und »nicht bestanden« mit sich selbst diskutiert.

Als Marcus am Abend mit Greta die bestandene Prüfung feiert, ist er so geistesabwesend, dass Greta unwillig wird. Aber Marcus weiß, er muss das Zeitphänomen genauer untersuchen.

Der nächste Tag bringt für Marcus eine unangenehme Überraschung. Der Ausgang des Unfalls Motorrad gegen Straßenbahn wird allgemein als »Wunder« dargestellt. Dass sich mitten im Sommer in den Straßenbahnschienen Schotter befunden hat und nur an dieser Stelle, ist ungewöhnlich genug. Der Fahrer der Straßenbahn wird wegen seiner blitzschnellen, ja unglaublich schnellen Bremsaktion als Held gefeiert und er weiß nicht, wie er dazu kommt, und sagt das ein paar Mal ... was aber nur als Bescheidenheit interpretiert wird. Selbst der unvorsichtige Motorradfahrer wird in zwei Zeitungen als Genie hochstilisiert, weil er sich so fallen ließ, dass sein Motorrad als Knautschzone wirkte. Marcus' Hoffnung, dass alles wenigstens am nächsten Tag vergessen sein würde, ist trügerisch. Die Zeitungen überschlagen sich tagelang mit Berichten über das »Wunder«. Marcus hat große Befürchtungen, dass er, der in der Nähe stand und eventuell durch seinen starren Blick und seine enorme Konzentration auffiel, erwähnt wird. Aber es scheint noch einmal alles gut zu gehen ...

Marcus versucht nun, das Phänomen der Zeitverschiebung quantitativ zu erfassen. Dies erweist sich als überraschend einfach. Er ist in der Lage, seine subjektiv erlebte Geschwindigkeit, die »Individualgeschwindigkeit«, sowohl zu erhöhen als auch zu

erniedrigen, wobei kleine Gegenstände, die ihn berühren, mitbetroffen werden. Trägt er also eine Armbanduhr und beschleunigt die Individualgeschwindigkeit um den Faktor zehn und liest z. B. ein Buch, bis auf seiner Armbanduhr 60 Minuten vergangen sind, dann sind auf einer unabhängig von ihm stehenden Uhr nur ein Zehntel, also 6 Minuten vergangen. Das Ausmaß der Zeitverschiebung ist für ihn beeinflussbar, bis zu einem Faktor von 10.000 hinauf und bis zu einem Faktor von 1/20 hinunter. Beim Einsatz von T-Kräften wird die Individualgeschwindigkeit immer erhöht, bei kleinen Anstrengungen kaum merkbar, bei großen bedeutsam.

Er kann aber auch ohne Einsatz der T-Kräfte die Zeitverschiebung beeinflussen. Die Koppelung T-Kraft und Zeitverschiebung ist also loser als angenommen. Das bedeutet, dass er auf Wunsch ein Buch mit 100 Seiten in 10 Sekunden lernen und lesen kann, wenn er nur seine Individualgeschwindigkeit entsprechend erhöht. Es bedeutet umgekehrt, dass er einen Flug von 10 Stunden, indem er seine Individualzeit verlangsamt, auf subjektiv 1/2 Stunde reduzieren kann, dies wird ihm bei Langstreckenflügen oft noch viel helfen ... noch dazu, weil dann alle Passagiere 10 Stunden »altern« bzw. müder werden, er aber nur um 1/2 Stunde.

Umgekehrt, der Motorradzwischenfall hatte objektiv nur 40 Sekunden gedauert. Seine Armbanduhr war dann um vier Stunden falsch gegangen, also um einem Faktor von ca. 360! Jetzt versteht er, warum seine Armbanduhr in der letzten Zeit oft falsch ging und er nahe daran war, eine neue zu kaufen. Andere Phänomene werden ihm klar. In der Felswand am Hochtor hatte er sich nicht bewegt, auch beim Motorradzwischenfall nicht.

Er kann sich aber bei erhöhter Individualgeschwindigkeit auch selbst schneller bewegen: Wenn er diese z. B. auf das 200-fache erhöht und subjektiv mit 4 km/h geht, so bewegt er sich objektiv mit 800 Stundenkilometern! Ein Versuch, bei 100-facher Erhöhung langsam zu gehen, liefert ihm, jetzt nicht mehr überraschend, einen Gegenwind von Orkanstärke, nämlich etwa 200 km/h!

Marcus wird bewusst, dass ihn fast jedes Experiment Lebenszeit, Lebensenergie kostet, nämlich immer dann, wenn er seine Individualgeschwindigkeit erhöht. Jetzt ist es auch klar, warum er manchmal unverständlich müde war. Er wird mit seinen Kräften haushalten müssen, wird nur noch die notwendigsten Experimente



anstellen und seine T-Kraft nur sehr pragmatisch einsetzen dürfen.

Freilich fehlt Marcus noch ein wichtiges Mosaiksteinchen in seinem Wissen über die T-Kraft. Ist meine T-Kraft mit Messinstrumenten durch andere Menschen nachweisbar? Marcus verwendet das ganze Repertoire, das ihm das Physiklabor der Universität bietet. Nach vielen Experimenten ist er ziemlich sicher, dass seine Pseudohände und die »Verbindung« der Pseudohände mit seinem Körper nicht ortbar sind, egal, welche Methoden der Optik, der Akustik oder des Elektromagnetismus man verwendet.

Marcus beschließt, dass er für den Anfang genug über die T-Kraft erfahren hat und dass nun zwei Dinge im Vordergrund stehen sollten. Er wird die Erhöhung seiner Individualzeit dazu verwenden, um zu lesen und zu lernen, und er muss vor allem herausfinden, wie er mit seiner T-Kraft Geld verdienen kann.

Marcus kauft noch am selben Tag ein Roulettepiel und beginnt seine Experimente mit der vorsichtigen Beeinflussung der rollenden Kugel ...

## 5. DIE PPU IN WIEN

Nach der Rückkehr von Klaus Baumgartner nach Brüssel als Chef der PPU ringt er einige Zeit damit, ob er seinem Vorgesetzten Georg Adler, Leiter der ESP, von seinen Erlebnissen berichten soll. Einerseits ist die Existenz eines starken Telekineten eine Sensation und sowohl für die PPU wie für die ESP von größter Bedeutung; andererseits ist sich Klaus bewusst, dass er nur deshalb die Identität des Telekineten nicht kennt, weil er am entscheidenden Tag am Hochtor eine Reihe von Fehlern gemacht hatte.

Das Vertrauen von Klaus in Adler ist groß genug, dass er seine Bedenken überwindet und Adler die Geschichte, ohne seine Rolle zu beschönigen, erzählt. Adler macht Klaus keine Vorwürfe: »Fehler im Urlaub und unter dem Stress des Besuchs sind durchaus verständlich. Jetzt müssen wir überlegen, was wir unternehmen können, um den Telekineten doch noch ausfindig zu machen. Wenn man davon ausgeht, dass der Unbekannte in Wien lebt, dann ist es wichtig, in Wien ein Büro der PPU einzurichten und Sie, Herr Baumgartner, hinzusenden, um den Telekineten zu finden. Einerseits könnten Ihnen dabei Ihre parapsychischen Späherfähigkeiten helfen, andererseits müssen Sie alle Berichte über eigentümliche Ereignisse in Wien genau verfolgen.«

Klaus und sein Vorgesetzter sind sich einig, dass ein starker Telekinet früher oder später seine Fähigkeit entdeckt und gerade kurz nach der Entdeckung Aktionen durchführen wird, die ihn vielleicht verraten.

Die Mühlen der Brüsseler Bürokratie mahlen langsam. Jeder, der je an einem EU-Projekt beteiligt war und mit Genehmigungen oder gar Kostenabrechnungen zu tun hatte, weiß davon zu berichten. In diesem Sinne ist es erstaunlich, dass »schon« vier Wochen nach dem erwähnten Gespräch Klaus ein Büro in Wien hat ...

Die kurze Zeitspanne ist nur dadurch erklärbar, dass Dirkmann, der Präsident der Kommission, der Gründer der ESP ist, sich selbst sehr dafür engagiert. Baumgartner und Adler sind darüber erfreut, allerdings wächst bei Adler der Verdacht, dass Dirkmann ESP und PPU als wichtige Stützen oder vielleicht sogar Verstärker seiner eigenen Macht sieht, die ihn persönlich, nicht aber die EU fördern

sollen. Es stört Adler, dass Dirkmann die ESP zunehmend nicht zu »guten« Zwecken wie z. B. ein Eingreifen bei Entführungen einsetzt, sondern zur Bespitzelung von politischen Gegnern, die er dann erpressen kann. Als Dirkmann nach einem besonders erfolgreichen Einsatz der ESP leutseliger wird, als er es sonst ist, und meint: »Bald bin ich der wahre Chef in allen europäischen Ländern«, läuft es Adler kalt über den Rücken und er ist besorgt. Die Europäische Union wird so wenig demokratisch geführt, die wahre Macht liegt in der Hand ganz weniger und diese ganz wenigen können immer mehr von einer einzigen Person manipuliert werden ... einer solchen Person leistet er wichtige Hilfestellung. Er ist auch frustriert über die Naivität Baumgartners, der offenbar all dies nicht sieht und ohne Bedenken daran glaubt, dass die ESP für die EU wichtig ist. Soll er Baumgartner warnen? Noch nicht, denkt sich Adler, aber vielleicht wird er ihn irgendwann einbremsen müssen ...

In den vier Wochen bis zur Einrichtung des PPU Büros in Wien hatte Marcus Zeit, Wichtiges über seine T-Kraft zu lernen. Auch war er bei ihrem Einsatz jetzt vorsichtiger geworden. Dennoch hat er Spuren hinterlassen. Das Läuten der Pummerin im Stephansdom, als Jux gedacht und im Übermut durchgeführt, war mehrere Tage lang als »unerklärbares« Phänomen abgehandelt worden: Das Sommerloch hatte die Geschichte noch länger aktuell gehalten, als es ohnehin der Fall gewesen wäre. Als Klaus beim Studium der Tageszeitungen der letzten Wochen diese Geschichte findet, sind für ihn sofort zwei Dinge klar. Erstens, die gesuchte Person war zumindest damals in Wien, und zweitens, der Telekinet ist sich inzwischen seiner Fähigkeiten bewusst.

Klaus geht in die beliebtesten Musical-, Theater-, Konzert- und andere Veranstaltungen, immer in der Hoffnung, der Gesuchte würde bei einer dieser Veranstaltungen sein und er würde seine Aura spüren können oder er würde von seltsamen Erlebnissen erfahren. Bei einem Konzertbesuch hört er eine Dame kommentieren: »Ich bin neugierig, ob sich der Pianist wieder so eigentümlich vergreift wie am Vortag.« Klaus ist sofort hellwach. Er bekommt ohne Schwierigkeiten einen Termin beim Direktor des Konzerthauses, der sich an den Zwischenfall erinnert:

»Es war wirklich seltsam, erstens ist so etwas noch nie passiert und zweitens versicherte der Spieler wieder und wieder, dass nicht

er, sondern jemand anderer die Klaviertasten gedrückt hat, eine offenbar unhaltbare Aussage, da niemand außer dem Pianisten auf der Bühne gewesen ist.«

Obwohl die Aussage Klaus dem Unbekannten nicht näher bringt, ist sie doch für ihn wichtig: »Er« ist offenbar nach wie vor in Wien und lässt sich manchmal zu unüberlegten Scherzchen hinreißen.

Noch heißer wird die Spur für Klaus, als er bei seinen Erkundigungen in der Umgebung Wiens in Rekawinkel im Wienerwald von »illegalen Schussübungen« hört und von einem verwunderten Förster Details erfährt. Der Förster zeigt Klaus Bäume, die »umgeschossen« sind, andere, die durch seltsam große, ausgefranzte Löcher, die durch den ganzen Stamm gehen, schwer beschädigt sind. Der Förster ist über den »mutwillig angerichteten« Schaden empört. Von den 300 Euro und dem Treffen mit Marcus erzählt er freilich nichts, da würde ja vielleicht herauskommen, dass er diese Summe nicht in die Spendenliste eingetragen hatte ... wäre ja auch eine verrückt hohe Spende gewesen, rechtfertigt er sich vor sich selbst. Der Waldschaden ist Klaus recht gleichgültig, aber die Art der Löcher ist so ungewöhnlich, dass er nicht wagt, das laut zu denken, was sich leise in seinem Kopf festzusetzen beginnt. Klaus muss sich Sicherheit verschaffen. Er bedankt sich bei dem Förster und kommt einen Tag später mit einer Spurensicherungsabteilung der Bundesheereinheit Kobra zurück. Das Ergebnis ist für die Mitglieder der Kobra rätselhaft, für Klaus ein Schock. Die Löcher sind durch Steine und andere Objekte, die mit sehr hoher Geschwindigkeit auf die Bäume aufgetroffen waren, verursacht. Hier war sein Telekinet am Werk gewesen, mit einer unvorstellbaren Macht, und offenbar im Begriff seine Kräfte systematisch auszutesten.

Die Antwort seines Vorgesetzten aus Brüssel auf den ersten längeren Bericht von Klaus ist lapidar: »Der Mann muss gefunden werden.«

Als Klaus in den Tageszeitungen von dem Unfall mit Motorrad und Straßenbahn liest und die Details überfliegt, ist ihm sofort klar, dass auch hier wieder der Wiener Telekinet am Werk gewesen war. Er kann eine gewisse Hochachtung nicht unterdrücken. Der Mann hatte offenbar dem Motorradfahrer das Leben gerettet und dabei versucht, seine Kräfte nicht zu auffallend einzusetzen! Er muss sich die Stelle des Unfalls genauer ansehen.

Dort angelangt, bemerkt Klaus zunächst nichts Besonderes. Wohn- und Geschäftshäuser entlang der Währingerstraße, wo die Garnisongasse einmündet, ein Park, der zu einer englischen Schule gehört und ein großes, fast dreieckiges Gebäude, das einen ganzen Block einnimmt, umrahmt von Währingerstraße, Strudelhofgasse und Boltzmannngasse. Wie sich herausstellt, ist das Gebäude ein Teil der Universität Wien, in dem die Chemie-, Mathematik- und Physik institute untergebracht sind.

Der Gesuchte hatte bei der flüchtigen Begegnung in Liezen wie ein Student ausgesehen, ja, Klaus erinnert sich jetzt, dass für das Konzert mit dem »Klavierzwischenfall« viele verbilligte Karten für Studenten ausgegeben worden waren. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Unbekannte ein Student der Chemie, Mathematik oder Physik ist, scheint damit recht hoch. Klaus ist das erste Mal bei diesem Fall mit sich zufrieden, er ist einen großen Schritt weiter, er wird nach Studienbeginn im Herbst jede einschlägige Vorlesung mehrmals besuchen, bis er auf die telekinetische Aura stoßen wird. Hätte Klaus in den Institutsgebäuden nach speziellen Ereignissen am Vortag gefragt, hätte er vielleicht von einer Prüfung in Physik erfahren und wäre so auf eine kleine Gruppe von Studenten gestoßen, darunter Marcus. Es ist Marcus' Glück, dass Klaus ein Späher, aber kein Detektiv ist. Noch hilft Marcus der Zufall, sodass die PPU seine Identität noch nicht kennt.

Klaus denkt manchmal darüber nach, ob Marcus sich vielleicht freiwillig bei der PPU melden würde, wenn er von ihr wüsste, und ob die PPU mit Anzeigen in den Zeitungen wie »Suchen begabte parapsychisch veranlagte Personen für interessantes und höchst-bezahltes Aufgabengebiet« Marcus nicht sehr viel einfacher finden würde als durch die Recherchen des Spähers. Die PPU weiß aber aus Erfahrung, dass parapsychisch begabte Personen diese Tatsache immer zu verbergen suchen, je stärker die Begabung, umso mehr. Solche Personen fühlen sich als Außenseiter, die von der Gesellschaft eher geächtet als geschätzt werden.

## 6. T-KRAFT UND GELD

Marcus ist sich immer mehr bewusst, wie mächtig er durch seine T-Kraft ist, eine Kraft, die ihn aber auch zum vielleicht einsamsten Menschen der Welt macht; er muss die T-Kraft unter allen Umständen verbergen. Und doch hat er stets Angst, sich einmal zu »verraten«, sei es aus Übermut oder in Situationen, wo er Menschen helfen oder retten kann, aber nur, indem er seine T-Kraft so einsetzt, dass sie erkennbar wird. Der Motorradunfall war schon nahe daran, erinnert er sich ungern.

Er kann Menschen, ja vielleicht der Menschheit, durch seine T-Kraft helfen. Aber er muss dafür frei und unabhängig bleiben. Er muss sich auf das Bekanntwerden seiner Fähigkeiten psychisch und real vorbereiten und sich dazu verschiedene »Stützpunkte« schaffen. Dazu braucht er Geld. Im Übrigen, warum soll er seinen Eltern weiter auf der Tasche liegen, wenn er vielleicht mit seiner T-Kraft viel Geld bekommen kann?

Offenbar kann Marcus, er braucht sich nur an Marianne, »seine« Kellnerin aus dem »Sowieso« erinnern, Gegenstände beliebig schnell bewegen. Er könnte etwa in einem Juweliergeschäft ein Schmuckstück stehlen, indem er z. B. ein Stück blitzschnell mit seinen Pseudohänden ergreift, aus jeder offenen Kasse in einem Supermarkt unbemerkt Geld an sich nehmen usw.

Der Gedanke, als bester Dieb oder Taschendieb in die Geschichte einzugehen, behagt Marcus allerdings wenig. Er will nicht Personen bestehlen ... auch dann nicht, wenn sie so reich sind, dass eine größere Summe überhaupt keine Rolle spielt?

Marcus beginnt sich einen Ehrencodex zurechtzulegen.

*Regel 1:* Ich muss meine T-Kraft einsetzen, wenn ich damit Menschen retten kann.

*Regel 2:* Ich kann nicht alle Menschen retten, die durch meine T-Kraft rettbar wären. Ich kann nur dort, wo es sich zufällig ergibt, eingreifen.

*Regel 3:* Ich darf andere Menschen nicht verletzen; weder körperlich, noch indem ich sie durch die T-Kraft von mir abhängig mache, noch indem ich sie bestehle.

*Regel 4:* Ich darf die T-Kraft einsetzen, um mich zu schützen, so-

lange das Regel 3 nicht verletzt (diese Regel erinnert Marcus stark an die Roboter Gesetze des Isaac Asimov).

*Regel 5:* Ich darf anonyme Institutionen wie Banken oder Spielcasinos in begrenztem Umfang schädigen, wenn dies für Situationen nach Regel 1 und Regel 4 nützlich ist.

*Regel 6:* Ich darf die T-Kraft verwenden, um bei Glücksspielen meine Chance zu vergrößern.

Marcus ist nicht wohl bei der Regel 5. Auch hinter Banken und Casinos stehen Aktionäre, die er damit schädigt. Auch Regel 6 ist fragwürdig: Verringert er dadurch nicht bei anderen, vielleicht Bedürftigeren, die Chance zu gewinnen?

Marcus kennt zu diesem Zeitpunkt noch keine sinnvolle legale Methode, mit T-Kraft substanziell zu Geld zu kommen. Er will nicht Geld verdienen, indem er als Straßenkünstler Tricks vorführt oder Türen öffnet, bei denen jemand irrtümlich innen den Schlüssel stecken ließ, oder das sprichwörtliche Kätzchen von einem Baum holen, und das alles, ohne seine Fähigkeiten preiszugeben.

Marcus ist sich bewusst, dass er beginnt, sich seine eigenen »Gesetze« oder »Moralgesetze« zu entwerfen. Ist das Überheblichkeit oder eine Notwendigkeit, um eine Para-Begabung positiv einzusetzen?

Marcus weiß, dass er sich halb belügt: Würde er ein vollkommen asketisches Leben führen und seine Para-Fähigkeiten nur für das Wohl anderer einsetzen, dann wären Regel 5 und 6, etwa wie bei Robin Hood, moralisch gerechtfertigt. Marcus aber will selbst das Leben genießen und sich nicht nur für andere aufopfern.

Er kommt zu dem vorläufigen Schluss, Gewinne im Casino, die mit seinen Para-Kräften herbeigeführt werden, sind moralisch am ehesten vertretbar. Unterschwellig ist ihm dies schon einige Zeit klar, darum hatte er sich das Roulettspiel gekauft und inzwischen schon viel geübt. Er kann die Kugel auf Schwarz oder Rot laufen lassen kann, ohne dass es auffällt. Auch komplexere Aufgaben scheinen gut zu gelingen. Wenn er die Kugel auf eine bestimmte Zahl rollen will, wirkt das nicht überzeugend, da benimmt sich die Kugel »eigentümlich«. Es gelingt ihm aber, die Kugel fast jedes Mal in die Nähe eines bestimmten Feldes zu lenken. Nach Videoaufnahmen, die er unter Zeitlupe genau auswertet, ist Marcus überzeugt, dass er nun in einem Casino versuchen kann, sein Geld zu vervielfachen. Um

möglichst wenig aufzufallen, nimmt er sich vor, zunächst drei Mal ins Wiener Casino zu gehen, um beim ersten Mal mäßig zu gewinnen, beim zweiten Mal hoch zu verlieren, beim dritten Mal sehr hoch zu gewinnen. Immer am selben Tisch, am selben Wochentag, um dieselbe Casinomannschaft zu haben, die auch seinen Misserfolg in Erinnerung behalten würde.

Marcus bittet Greta, beim ersten Besuch ins Casino mitzukommen. Sie sind ein schönes Paar, sie mit einem langen roten, oben sehr großzügigen Kleid mit einem Schlitz, der ihre Beine bis zum Mittelschenkel aufblitzen lässt, ihre blonden Haare in einer Löwenmähne frisiert, großes buntes Ohrgehänge, einen schwarzen Stein an silberner Kette im Ausschnitt, hochhakige schwarze Stöckelschuhe, kleines schwarzes Lacktäschchen mit Silberverschluss. Er, mit einer rot-schwarz gestreiften Smokingjacke, mit einem Mascherl aus Keramik, sein Markenzeichen, beide mit hoch erhobenem Kopf. Beide werden wie in allen österreichischen Casinos über ihren Personalausweis bzw. Pass registriert. Marcus löst 50 Zwanzigerjetons ein, sie trinken einen Sekt zur Einstimmung, bis an einem Tisch der Croupier wechselt und ein Sitz frei wird.

Marcus setzt sich auf den Hocker, Greta steht hinter ihm, stützt liebevoll eine Hand auf seine Schulter, beugt sich manchmal vor und lenkt dann viele Augen auf ihren Ausschnitt ... eine nicht abgesprochene Ablenkung, die aber Marcus nur recht sein kann. Nun spielt Marcus das Trippel-Rot-Schwarz-Spiel. Er setzt einen Jeton auf Schwarz. Kommt Schwarz, hat er einen Gewinn von 2 Jetons. Kommt Rot, setzt er drei Jetons auf Schwarz. Kommt Schwarz, hat er insgesamt 4 Jetons gesetzt, erhält aber 9, d. h. hat einen Gewinn von 5. Kommt wieder Rot, verdreifacht er den Einsatz, er setzt 9 Jetons. Kommt nun Schwarz, so hat er bei einem Gesamteinsatz von 13 Jetons 27 erhalten, also einen Gewinn von 16.

Diese Strategie, bei jedem Verlust zu verdreifachen, bei einem Gewinn wieder mit einem Jeton zu beginnen, ist, so erklärt er Greta, immer erfolgreich, außer es geht einem das Geld aus, was bei wiederholtem Verdreifachen leicht passieren kann, oder wenn man das Tischlimit erreicht, genau der Grund für dieses Limit. Marcus lässt die Kugel an diesem Abend mehr oder minder frei rollen. Nur dreimal, wo er schon sehr viel auf Schwarz gesetzt hat, stellt er sicher, dass Schwarz tatsächlich kommt.



Trotz einiger Verluste erregen Marcus und Greta immer mehr Aufmerksamkeit und einige Spieler beginnen sich an die Taktik von Marcus anzuhängen, er hasst diese Lemminge! Er setzt schließlich auf eine bestimmte Zahl und erhöht die normale Chance von 1:36 für ihn durch seine T-Kraft auf fast 1:3. Die Blicke der Leute am Tisch werden immer bewundernder. Nach einem größeren Gewinn sagt er: »Jetzt höre ich besser auf.«

Er hat an diesem Abend mit 1.000 Euro begonnen und hört mit 5.000 auf. Er gibt den Croupiers ein großzügiges Trinkgeld und Greta ist beeindruckt: Sie feiern noch lange und dann ist Greta so gut aufgelegt, dass sie von sich aus sagt: »Heute darfst du ein paar wilde Fotos von mir schießen«, was Marcus so lange ausnützt, bis sie beide erschöpft ins Bett fallen.

Beim zweiten Casinobesuch verliert Marcus das gesamte eingewechselte Geld, obwohl er sogar mit 2.000 anfängt. Marcus nimmt es locker, er hat das ja genau so geplant, nämlich nach einem »Zwischenhoch« alles zu verlieren. Er hat den Eindruck, dass sogar die Croupiers für ihn hoffen und so enttäuscht sind wie er. Marcus lächelt innerlich, als er trotzdem großzügig Trinkgeld zurücklässt und meint, beim nächsten Mal werde er sich das schon zurückholen. Die Croupiers nicken unüberzeugt.

Der dritte Besuch beginnt problematisch. Greta versucht mit allen Mitteln, ihm das Casino auszureden. Er muss versprechen, nach diesem dritten Anlauf mindestens 6 Monate lang zu pausieren. Marcus muss Greta überzeugen, dass sie ihm heute Glück bringt, und kauft ihr in dem Restaurant, wo sie zu Abend essen, einen riesigen Strauß roter Rosen. Da wird sie schwach und nimmt die Rosen sogar ins Casino mit, was einiges Aufsehen erregt. Mit Erleichterung sieht Marcus, dass heute wieder dieselbe Mannschaft, allerdings an einem anderen Tisch, Dienst macht. Er wechselt 3.000 Euro ein. Heute setzt er seine T-Kraft immer wieder ein. Er gewinnt, verliert, hat große Schwankungen, ist einmal schon fast auf null, kommt dann wieder auf 8.000 hinauf ... Greta ist aufgeregt, redet, ihr Gesicht ist erhitzt, alle finden sie aufregend und schön, beneiden Marcus um sein Glück und Greta und bewundern ihn, wie cool er Gewinn oder Verlust hinnimmt und ab und zu eine witzige Bemerkung fallen lässt. Jetzt, bei 8.000, fleht Greta ihn an, doch aufzuhören. Er will nicht. Sie wird drängend.

»Du darfst dich als Beobachter nicht einmischen«, erinnert sie Marcus an eine Grundregel aller Casinos, »man kann dich sonst sogar zum Verlassen auffordern! Aber, gut, ich setze nur noch drei Mal als Kompromiss.« Als Marcus alle 8.000 auf Rot setzt, kann es Greta kaum glauben. »Komm, drück mir lieber die Daumen.« Er packt ihre Hände und sie drücken vier Daumen. »Rot« ... die Croupiers freuen sich mit Marcus und Greta. Als sie ihm die 16.000 zuschieben wollen, sagt Marcus: »Nein, liegen lassen.« Am Tisch wird es still. Wenige setzen ein, alle beobachten jetzt nur, was mit dieser großen Summe geschehen wird. Die Kugel rollt. »Nichts geht mehr«, kommt die monotone Ansage ... und die Kugel bleibt wieder auf einem roten Feld! Greta jubelt, Marcus lächelt. »Das war der zweite Streich. Bitte nun alle 32.000 auf Schwarz.« Greta wird bleich. Der Croupier sagt: »Entschuldigen Sie, das geht nicht. Das Tischlimit ist 20.000. Soll ich den Manager holen und fragen, ob er einer Erhöhung des Limits zustimmt?« Marcus lehnt dies ab, lässt sich 12.000 geben : »Greta, die bleiben uns jetzt auf jeden Fall« und setzt die anderen 20.000 auf Schwarz. »Schwarz gewinnt«, ertönt es fast erleichtert. Marcus merkt, dass er sich hier Freunde gemacht hat. Er streift die 40.000 ein, verteilt 1.000 an die Tischbesatzung und geht mit den jetzt 51.000 Euro in Chips zur Kasse, um die Jetons einwechseln zu lassen. Greta ist wie in Trance und auch Marcus ist glücklich. Er hat noch nie in seinem Leben so viel Geld gehabt und wen hat er geschädigt? Casino Austria mit jährlich Milliarden Gewinnen? Lächerlich!

Bei der Kasse erwartet ihn eine Überraschung. »Ausweis bitte.« »Aber ich möchte doch nur die Jetons in Bargeld wechseln.« »Tut mir Leid, wir brauchen einen Ausweis.« »Aber ich habe den noch nie hier benötigt.« »Dann haben Sie noch nie mehr als 20.000 Euro zurückgewechselt. Ab dieser Summe benötigen wir einen Ausweis und schreiben eine Auszahlungsbestätigung. Das ist als Schutz für Sie.« »Als Schutz für mich???« »Ja. Sie werden wieder einmal eine Steuerprüfung haben. Wenn da die Einzahlung eines großen Betrages auf ihr Konto gefunden wird, wird der Betrag im Zweifelsfall als Einnahme interpretiert, für die Sie Steuer hinterzogen haben. Durch unsere Bestätigung können Sie nachweisen, wo Sie das Geld herhaben, und Gewinne in Casinos sind nicht steuerpflichtig.« Marcus erkennt die Logik dieses Arguments, aber sieht natürlich, dass nicht in erster Linie der Kunde, sondern einerseits das Casino, anderer-

seits das Finanzamt geschützt wird. Würde er hier oft große Summen gewinnen, würde er verdächtig sein und Lokalverbot erhalten; umgekehrt, jemand, der von irgendwoher Einnahmen erhält, kann nicht sagen, er hätte diese im Casino erworben ... dann könnte er ja die Bestätigung vorlegen. Das Casino als »Geldwäscher« ist also in Österreich und anderen Teilen Europas erfolgreich ausgeschaltet.

Insgesamt: ein Grund zu feiern. »Du, Greta, ich bin fast reich. Ich kann mir jetzt z. B. ein neues Auto kaufen.«

»Ja, Geld könnte ich durchaus auch brauchen«, scherzt Greta. Scherzt? Marcus merkt mehr Ernst dahinter, als er erwartet hat.

Na gut, ist ja leicht lösbar. In sechs Tagen, lächelt Marcus in sich hinein.

In sechs Tagen hat Greta Geburtstag. Marcus fährt zu ihrer Überraschung nach Baden, dem ehemals kaiserlichen Sommerkurort nahe von Wien, in den berühmten Sauerhof, wo er eine schöne »Junior Suite« reserviert hat. Nach einem frühen erstklassigen Essen überreicht Marcus Greta als sein Geburtstagsgeschenk eine mittelgroße Schachtel.

»Bevor du hineinsiehst, musst du mir versprechen, alles genau so zu tun, wie es auf einem Zettel steht!« Fragend schaut Greta Marcus an. Sie antwortet schließlich, sie würde ihm ausnahmsweise vertrauen und sich an alle Regeln halten. Dann schnürt sie das Paket auf. Unter einem schönen Swarowski Anhänger liegen, Greta traut ihren Augen nicht, 50 Zwanziger-Jetons. Ein fürstliches Geschenk, nur: »Du hast mir versprochen, dass wir 6 Monate lang nicht mehr ins Wiener Casino gehen!« »Ich halte meine Versprechen«, sagt Marcus, »die Jetons sind für das Casino in Baden. Und nun sei lieb und lies bitte, was auf dem Zettel steht.«

Greta findet auf dem Zettel die Instruktionen, wie sie heute im Casino Baden spielen muss; Marcus wird nur zuschauen; sie muss so lange die Trippel-Rot-Schwarz-Strategie spielen, bis sie entweder alles verspielt oder 20.000 Euro gewonnen hat: Wenn sie aber 20.000 gewonnen hat, dann muss sie sofort aufhören. Sie soll, wenn es komplizierte Zahlen werden, immer auf- oder abrunden (von 9 auf 10, von 27 auf 30, von 81 auf 80, von 243 auf 250 usw.) und, wenn sie Erfolg hat, nicht mit Zwanziger-, sondern mit Hunderter- und später Fünfhunderter-Jetons (die größten, die es gibt!) spielen: »Davon brauchst du dann nur 40, um dein Ziel zu erreichen. Deine Chance,

dass du so die 20.000 Euro schaffst, ist nur ca. 1:20«, erklärt Marcus, »aber, obwohl ich nicht übermäßig abergläubisch bin, heute ist dein Glückstag und du wirst gewinnen. Aber BITTE, du musst, wenn du 20.000 erreicht hast, aufhören; das musst du 100 % versprechen und dass du dann 6 Monate lang in kein Casino mehr gehen wirst.« Greta ist amüsiert und auch verstimmt. Die »6 Monate Klausel«, die SIE ursprünglich eingeführt hat, bringt sie zum Schmunzeln. Marcus sagt ihr: »Vertraue meiner Intuition; und im Übrigen, Versprechen ist Versprechen.« Widerwillig gibt Greta nach und versichert, sich genau an die Regeln zu halten.

Sie gehen durch die laue Augustnacht zum nahen Casino. Marcus versucht erfolglos mit Scherzen wie »Zurück kannst du dir schon einen Rolls-Royce leisten« Greta aufzuheitern. Erst an der Bar, nach zwei Gläsern Champagner, bei denen Marcus auf sie, ihr Glück, ihre Zukunft zuprostet, wird sie etwas gelassener. Sie sucht vergeblich einen »ruhigen« Tisch zu finden, bis ihr Marcus erklärt, dass es so etwas nicht gibt: Wenn ein Tisch nicht mindestens fast voll besetzt ist, wird er geschlossen. Die Spielatmosphäre kommt immer nur durch eine größere Gruppe zustande.

Zögernd beginnt Greta mit einem Jeton auf Schwarz, verliert, setzt 3, verliert, setzt 10, verliert, schaut Marcus fragend an, der sagt:

»Du weißt, wie es weitergeht.«

Sie setzt also 30 Jetons auf Schwarz. Marcus greift mit T-Kraft ein. Er weiß nicht, ob das notwendig ist, etwas was ihn ärgert: Er möchte mit Übung noch lernen zu erkennen, ob er agieren muss oder nicht, nimmt er sich vor. Es kommt Schwarz, sie erhält den Gegenwert von 90 Jetons, aber jetzt als 18 Hunderter! Nur noch 6 Zwanziger hat sie von vorhin. Von 1.000 Euro ist sie damit aber schon auf 1.920 Euro gestiegen. Sie setzt einen Hunderter auf Rot und hat »Pech«. Erst nach dem Einsatz von 10 Hundertern, also dreimal Schwarz, kommt das erlösende Rot. Damit hat sie schon über 30 Hunderter. Das Spielfieber hat sie gepackt! Sie sagt mit gerötetem Gesicht und ganz aufgeregt Marcus ins Ohr:

»Du hast Recht gehabt, heute ist mein Glückstag. Ich werde heute viel gewinnen.«

Bisher hat Marcus alles genau beobachtet, jetzt lässt er Greta weiterspielen. Während er ein bisschen im Casino herumgeht, schaut er

ab und zu bei ihr vorbei, greift viermal »helfend ein«. Als er wieder zu ihr kommt, liegen Stapel von mehr als 50 Fünfhunderter-Jetons und einigen kleineren vor ihr.

Er flüstert ihr ins Ohr: »Wir haben vereinbart, dass du bei 20.000 Euro aufhörst. Du liegst schon deutlich drüber. Bitte brich dein Versprechen nicht und hör jetzt auf.«

»Marcus, heute ist mein Glückstag, hast du selbst gesagt, lass mich doch.« Greta spielt mit Fünfhunderter-Chips weiter.

»Greta, ich warte bei der Umwechsellkasse genau 3 Minuten auf dich. Wenn du dann nicht da bist, geh ich alleine weg und du hast ein Versprechen gebrochen.«

Greta zitiert Marcus, dass man andere Spieler nicht beeinflussen darf.

»Ich beeinflusse dich nicht. Die Regeln waren vorher vereinbart.«

Greta schneidet eine Grimasse: »Lass mich.« Marcus geht zur Kasse. Nach 3 Minuten ist Greta nicht da. Marcus gibt eine Minute zu, dann geht er zum Ausgang, sieht in diesem Augenblick Greta in Tränen aufgelöst zur Kasse gehen. Er geht zurück, bleibt auf halbem Weg stehen, sieht, dass Greta knapp 5.000 Euro einlöst, dann schluchzend zu ihm läuft und in seine Arme fällt. »Ich war schon auf 42.000, dann ging nichts mehr. Warum hab ich nicht auf dich gehört!«

»Greta, es tut mir Leid, dass du nicht mehr gewonnen hast. Du hast aber heute immerhin ca. 4.000 Euro verdient, ist ja nicht so schlecht. Schade ist, dass du dich nicht an das Abkommen, bei 20.000 zu stoppen, gehalten hast. Aus zwei Gründen: Erstens hättest du jetzt mehr; zweitens, das tut mir viel mehr Leid und ich werde dir mit dem, was ich jetzt sage, auch weh tun, ich werde in Zukunft einem Versprechen von dir nie mehr voll trauen können.«

Greta protestiert: »Nimm das doch nicht so ernst. Du, sei nicht böse, mich hat halt einfach das Spielfieber überkommen.«

»Ich bin nicht böse. Ich bin nur enttäuscht und traurig.« Greta versucht Marcus aufzuheitern, sie gehen noch in eine Disco tanzen, trinken noch mehr, als beiden gut tut. Greta glaubt, den Riss zwischen ihnen gekittet zu haben. Marcus gibt sich fröhlich, fühlt sich aber plötzlich einsam. Sein ganzes Leben, seit er seine speziellen Fähigkeiten kennt, ist ein gefährliches Spiel. Er hatte gehofft, sich

auf Greta so weit verlassen zu können, um er ihr eines Tages alles erklären zu können. Wenn aber Greta bei einigen zehntausend Euro bereits ausflippt und nur mehr haben will, wie soll er ihr in wichtigeren Dingen vertrauen? Der Rest der Nacht, das Schwimmen in der Früh, die Massagen, die er bestellt hatte, alles läuft nett. Marcus spürt, dass für Greta alles wieder in Ordnung ist. Für ihn aber nicht, er hat Vertrauen in einen wichtigen Menschen verloren.

Der so schön geplante Geburtstagsabend, an dem Marcus dafür sorgen wollte, dass Greta, so wie er, ihre finanziellen Sorgen vergessen kann, ist fehlgelaufen. Marcus hat mehrfach dazugelernt. Er glaubt jetzt, dass er niemandem vertrauen kann, er hat auch gesehen, dass große Geldmengen in europäischen Casinos nicht ohne Registrierung machbar sind. Was Greta anbelangt, hat er Unrecht. Greta ist über sich selbst entsetzt und nimmt sich eisern vor, nie mehr auch das unwichtigste Versprechen gegenüber Marcus zu brechen. Sie wird dies erst spät, sehr viel später, zu spät, beweisen können. Im zweiten Punkt hat Marcus Recht: Wenn er weiter auf der Casino-Schiene Geld »erarbeiten« will, um genug Reserven zu haben, muss er eine freiere Umgebung als Europa suchen. Nach dem Studium einiger Reiseführer ist es klar, wo er hin muss: in die USA, wo Gewinner und Gewinne in Casinos auf Wunsch absolut anonym bleiben.

Als er Greta erzählt, dass er für vier Wochen in die USA fliegen wird, will sie mit: »Ich falle dir nicht zur Last. Ich zahle mir alles selbst.« Wie gerne hätte er Greta mit, hätte er eine Begleitung zum Reden, zum gemeinsamen Planen, zum Kuscheln, zum Erleben. Marcus ist aber hart und Realist geworden. Was er in den USA vorhat, darf niemand wissen, es sei denn, er könnte sich 100 % auf diese Person verlassen. Greta gehört für ihn nicht mehr zu diesen Menschen.

Als bei seinem Abflug nach Las Vegas Greta gegen alle Abmachungen zum Flughafen kommt und leise sagt: »Du vertraust mir nicht mehr seit Baden. Warum bist du so hart? Ich werde immer für dich da sein und notfalls alles opfern, wenn du mich um etwas bittest womit ich dir helfen kann«, hört das Marcus mit einer Mischung aus Trauer, Unglauben und dem Gefühl, er sitze in einem rührseligen Film. Dass er Greta unrecht tut, dass »einmal keinmal« ist, das kommt ihm gar nicht in den Sinn. Als Greta mehrere Wochen später

anonym in einem Kuvert 20.000 Euro durch ihren Türschlitz geworfen bekommt, weiß sie, wer das veranlasst hat, und bricht in Tränen aus. Eine schöne Geste von Marcus, aber auch ein klarer Hinweis, dass ihre Beziehung zu Ende ist.

So wenig Zeit Marcus für die Vorbereitung der Reise in die USA verwendet, dehnt er sie durch Erhöhung seiner Individualgeschwindigkeit stark aus, um in Büchern Informationen über Land, über Sitten und Gesetze, über Las Vegas und über das Leben der ganz Reichen nachzulesen.

Seine Reise verläuft anfangs wie geplant. Er hat im Caesars Palace in Las Vegas eine Suite mit Whirlpool bestellt, unglaublich preiswert im Vergleich zu ähnlichen Spitzenappartements in Europa, hat sich modern, schick und vor allem teuer eingekleidet, lässt sich von einer Luxuslimousine vom Flughafen ins Hotel bringen und ist beim Hotelpersonal großzügig mit Trinkgeldern, nachdem er eine Platinrolex, einige andere »Kleinigkeiten« und 30.000 US-\$ in bar im Hotelsafe deponiert hat. Der an der Kasse im Wiener Casino hat sich sehr geirrt: Bisher hat Marcus keinen Cent seines Gewinns auf ein Konto eingezahlt, sondern sich nur teure Sachen gekauft und Dollar eingewechselt: Er will in den USA als reicher Single gelten und dort in den Casinos abkassieren. Dann kann er nachträglich auch die »lächerlichen« 50.000 Euro, die er gewonnen hat, in Österreich auf sein Konto legen.

Als Marcus auf sein Zimmer gebracht wird, spielt er seine Rolle gut weiter. Er gibt sich gleichgültig und unbeeindruckt von dem exzellenten Interieur und den verschiedensten Finessen: Großprojektion statt Fernseher, Schaum oder nicht Schaum im Whirlpool, großzügige Bar im großen Wohnzimmer, ein 3-mal-3-m-Bett im Schlafzimmer, Badewanne mit 5 goldenen Hähnen: für kaltes und warmes Wasser, für kaltes und warmes Meerwasser, das offenbar in Tankwagen über 1000 Meilen vom Pazifik geholt wird, nur damit man auch in Salzwasser baden kann, und Hahn 5 natürlich für Eiswasser: Wer würde schon seinen Whiskey im Bad ohne Eiswasser trinken oder den Champagner nicht in einen Kübel mit Eis stellen, den man offensichtlich in der Badewanne von der Größe her mit mindestens zwei weiteren Personen teilen wird?

Er äußert sich enttäuscht, dass der Whirlpool weder einen solchen Hahn für Eiswasser hat noch eine Bar, die man erreichen

kann, ohne das Wasser zu verlassen, erntet Entschuldigungen und Erklärungen, dass das Management solche Verbesserung schon in Planung hat. Als er John – heißen alle Träger in allen amerikanischen Hotels immer John? – 50 \$ Trinkgeld gibt, ist der beeindruckt, zögert einen Augenblick, fragt nachdrücklich nach irgendwelchen weiteren Wünschen. Marcus ist gelangweilt, er will nur noch Kaviar »mit allem«, mit gehacktem Ei und Zwiebel, Kartoffelpuffer, saurem Rahm, eine Flasche Sekt und, weil er müde ist vom Flug aus Europa, noch eine hübsche Dame für eine Massage.

»Moment mal«, unterbricht sich Marcus selbst, »wenn Sie jemand haben, der gut massiert und gut aussieht, ich könnte zumindest am ersten Abend eine hübsche und nette Begleiterin brauchen, wenn ich«, er schaut auf die Uhr, »mich in zwei Stunden ausgerastet habe.« John, etwa gleich alt wie Marcus, zieht ohne zu zögern ein Büchlein heraus, wo Mädchen in allen Hautfarben, Haarfarben und viel Haut abgebildet sind, stets mit einer Erklärung, was die Spezialitäten dieser Masseusen und Escorts sind. Marcus wird ungehalten: »Ich bin nicht hergekommen, um jetzt eine Stunde lang hier eine Broschüre zu lesen. Ich brauche eine gute Masseuse, und diese Person, wenn sie mein Escort für heute sein will, soll eine weiße Frau sein, schlank, mittelgroßer Busen, braunes Haar, etwas kleiner als ich, ca. 173 cm. Sie soll sich in Las Vegas auskennen, gebildet und nicht zu schüchtern sein. Kennen Sie so ein Mädchen?« »Ja, natürlich, da wäre z. B. Monika ...«

Marcus unterbricht, indem er John nochmals 50 \$ in die Hand drückt.

»Sie suchen die Richtige für mich aus. Wenn ich damit zufrieden bin, dann bekommen Sie schon ein anständiges Trinkgeld.« Noch einmal will John mehr wissen, vor allem Preisklasse.

»Egal«, meint Marcus, »gut muss sie sein und ihr Geld muss sie wert sein.« John verlässt Marcus, von dem neuen Gast beeindruckt.

Kaviar und Sekt werden rasch gebracht. Marcus lässt die Badewanne ein und genießt die Großzügigkeit der Amerikaner: Das ist ein richtiges »Einlassen«, denkt er, wie sich die riesige Badewanne in kürzester Zeit füllt mit genau der Temperatur, die sich Marcus eingestellt hat. Der Gasdurchlauferhitzer in seiner Wiener Studentenbude würde fünf Stunden brauchen, überlegt er, und vielleicht wäre dann das Wasser erst recht nicht warm, weil ein Teil schon



wieder ausgekühlt wäre. Marcus trinkt einen Schluck Sekt, kostet den Kaviar mit den Zutaten, gut genug, dass man sich daran gewöhnen könnte, denkt er und setzt sich in die mit Wasser und Schaum gefüllte Wanne. Einen Moment stutzt er verblüfft: Wenn man in eine Badewanne ein Schaumbadmittel hineingibt und sie dann füllt, bildet sich beim Einfluss ein riesiger Schaumhaufen. Wieso ist hier der Schaum so gleichmäßig verteilt? Mit Staunen sieht Marcus die kleinen Düsen hoch oben in der Wanne, die offensichtlich für eine gleichmäßige Verteilung gesorgt haben! Das ist neu für ihn.

Er registriert den Namen des Herstellers, »Koehler«, der fast deutsch klingt. Zu diesem Zeitpunkt weiß er noch nicht, dass die Familie Koehler, mit Firmenhauptquartier nördlich von Milwaukee, vor drei Generationen aus Vorarlberg im westlichen Österreich in die USA ausgewanderte. Dass sie zunächst eine Farm aufbaute, später aber zu einem Industrieimperium für Badezimmerinstallationen wurde und das Dorf, das um die Fabrik gebaut wurde, natürlich Koehler heißt und mehr oder minder »bis zum Bürgermeister« heute der Familie Koehler gehört. Noch weniger kann er ahnen, dass er noch vor dem Ende seines USA-Ausflugs mit den Koehlers zu tun haben wird.

Marcus genießt das wohltemperierte Schaumbad: Würde nicht jetzt das Wohltemperierte Klavier von Bach irgendwie dazupassen, vielleicht weil dieser Konzertabend mit Greta besonders positiv in seinem Gedächtnis hängen geblieben ist? Greta ... erstaunlich, wie weit sie in seinem Leben schon ein Teil seiner persönlichen Geschichte und nicht seiner Gegenwart mehr ist, reflektiert er. Mehr als Andrea, ja mehr als Maria, die er nur das eine Mal am Leopoldsteinersee sah und die er noch besuchen muss. Woher kommt die Unruhe, wenn er an Maria denkt?

Marcus ist im Begriff einzudösen, als es an der Tür klopft, diese sich öffnet, eine braunhaarige Frau mit weißer Bluse, kurzer Jeanshose, Stöckelsandalen, einem Kofferchen (!), einem – so weit sichtbar – gleichmäßig braun gebrannten Körper und mit einem leichten Lächeln ins Zimmer tritt. Ohne Anweisung hängt sie das Schild »Bitte nicht stören« an die Außenseite der Zimmertür, verschließt diese mit einem Riegel von innen, wählt am Telefon eine Nummer: »Suite 303 will bis 18 Uhr nicht gestört werden« und wendet sich dann erst Marcus zu.

»Ich bin Monika, darf ich dich Marcus nennen«, sagt sie in akzentfreiem Deutsch. Marcus nickt, Monika setzt sich auf den Rand der Badewanne. »Sorry, wir haben eine Regel. Wir müssen zuerst das Geschäftliche klären.« Marcus zeigt auf ein Bündel von 100-Dollar-Scheinen.

»Nimm einmal 20 davon«, sagt er, »wir werden uns schon einig werden.«

Monika gehört zur Spitzenklasse. Für 2.000 \$ steht sie 24 Stunden als Masseuse und Escort zur Verfügung. Auch für mehr, aber nur, wenn es ihr mit dem Kunden Spaß macht!

»Du weißt, dass du dafür 24 Stunden lang viel von mir haben kannst, aber nicht mehr, als ich will.« Marcus zuckt nur die Schultern: »Ich will dich als Masseuse und Freundin, nicht als Sklavin, O. K.?« Was immer das bedeuten mag, Monika nickt. Irgendwas an Marcus ist so, dass sie ihm vertraut, und ihre Bedingungen hat sie klar gesagt.

Marcus ist erstaunt, dass sich Monika jetzt nicht das Geld nimmt, sondern ihn fragt, was er will.

»Kannst du die Musik starten, mir würde Klavier gefallen, und dann komm zu mir in die Wanne«, schlägt Marcus vor. Monika greift mit der Hand ins Badewasser. »Ja, das Wasser ist wohltemperiert.« Marcus zuckt durch die Wortwahl überrascht zusammen. Monika lächelt. Als sie dann Bach auflegt, überrascht das Marcus weniger.

Monika zieht sich aus. Kein Strip, mit Körperbewegungen oder Firlefanz. Einfach so. Zuerst die Jeanshose, unter der nur ein kleiner durchsichtiger Slip bleibt, der zeigt, dass sie fast, aber nicht ganz rasiert ist. Dann die Bluse. Beim Aufmachen des BH ist sie kindisch, weil sie Marcus um Hilfe bittet. Sie nützt aber die Nähe ihrer Gesichter, um seinen Mund mit ihrem zu testen, leichtfertig, aber so, dass Marcus auf einmal Lust auf mehr bekommt. Monika ignoriert das, fragt Marcus, ob er ihren Slip ausziehen will, und gibt vor, enttäuscht zu sein, als er nicht will. Sie streift den Slip ab: Dort und bei der Brust ist sie ganz weiß, sonst sonnengebräunt.

Monika lacht, weil sie bemerkt, dass Marcus das registriert, und erklärt, dass man in dem pruden Land Amerika nur an ganz verborgenen Ecken nackt in der Sonne liegen kann, und dafür war heuer noch keine Möglichkeit.

»Ich verstehe die Moralgesetze nicht«, meint Monika: »Töten und Morden ist strafbar, schwer strafbar, aber im Fernsehen wird es immer wieder gezeigt, und dort ist es erlaubt; Sex ist nicht strafbar und macht mit den richtigen Partnern auch Spaß, aber Sex im Fernsehen ist strafbar. Ergibt das einen Sinn?« Marcus muss nicht antworten, sein Gesicht zeigt, dass er das auch schon gedacht hat. Bei Marcus kommt jetzt der Physiker wieder durch: Er überlegt sich, wie diese wirklich toll aussehende junge und anscheinend nicht dumme Frau in die Badwanne kommen wird: Sie kann sich auf die Gegenseite setzen; sie kann sich vor ihn, zwischen seine Beine setzen, sodass er mehr ihren Rücken als ihr Gesicht sehen wird – schöner Rücken übrigens, keine Muttermale oder Flecken. Natur? Schönheitschirurgie? Marcus denkt, dass er zu viel denkt.

Monika setzt sich anders neben ihn. Das geht in dieser großen Wanne problemlos, sie setzt sich eng zu ihm, legt einen Arm um ihn und einen Fuß auf seinen Fuß. Sie reden Kleinkram. Sie schüttet mit ihren Händen Wasser auf seine Schultern, reibt ihn ein bisschen. Als ihre Hand zwischen seine Beine wandert, beobachtet sie ihn sehr scharf und lässt ihre Hand zum Knie weiterwandern. Marcus ist von der Feinfühligkeit Monikas beeindruckt, fast, als könnte sie Gedanken lesen. Irgendwann streift sie seine Augenlider:

»Du bist müde, komm, schlaf zwei Stunden, ich massier dich in den Schlaf. Was willst du nachher tun? Gehen wir in ein Casino und dann miteinander essen?« Marcus nickt.

»Isst du gerne Hummer?«, fragt Monika. »Ja.«

»O. K., wir gehen in das beste Lokal dafür, ich organisier dort einen Tisch.«

Als sie aus der Wanne steigen, besteht Monika darauf ihn abzutrocknen. Marcus ist wirklich müde. Er genießt es, wie liebevoll sie ihn überall abtrocknet, zum Bett führt und ihn so dirigiert, dass er auf dem Bauch liegt. Mit Öl massiert sie ihn. Anfangs macht er Geräusche, um ihr zu zeigen, wie er das genießt, bis Monika das verbietet.

»Hör auf. Ich weiß, dass das für dich schön ist. Du kannst dich auch einmal dafür bei mir revanchieren. Aber jetzt genieß es ohne Ablenkung und schlaf ein. Ich brauch dich später noch wach«, lacht sie. Marcus nimmt nur mehr die Hälfte wahr. Wie sie ihn fest, aber liebevoll massiert, da und dort ein Küsschen gibt oder ein bisschen

mehr, wie sie ihn auf den Rücken dreht, sein Gesicht verwöhnt, seinen Mund aufregt und er ihre Zunge spürt, wie sie seine intimeren Regionen mit medizinischer Akribie ölt, massiert, auch ihren Mund als Werkzeug verwendet. »Bliss« ist das englische Wort dafür, was er fühlt, während er immer mehr im Schlaf Übergangslos verschwindet, denn auch im Schlaf wird er verwöhnt. Und ob sie das, was er fühlt, mit ihrem Mund nur im Traum oder in Wirklichkeit macht, kann er später nicht sagen und sie wird es ihm nicht verraten.

Marcus erwacht ca. zwei Stunden später durch den starken Geruch von Kaffee. Monika sitzt, inzwischen in Abendkleid und umwerfend attraktiv, am Tisch und hat Kaffee und Obst hergerichtet. Sein Koffer ist verschwunden, seinen fragenden Blick beantwortet sie mit einer Geste zum Kleiderschrank. Er schlüpft in einen weißen Bademantel, umarmt und küsst Monika, die ihren Mund bereitwillig zur Verfügung stellt. Bei Kaffee und Früchten reden sie über Gott und die Welt, als wären sie alte Freunde. Schließlich meint Monika: »Wenn du heute noch Geld verlieren willst, dann müssen wir langsam aufbrechen.«

Marcus lacht. »Ich habe Glück in Las Vegas, weil du gekommen bist. Ich werde anständig gewinnen.« Wie oft hat Monika das schon gehört? Es ist ihre Aufgabe, dieses Gefühl zu verstärken, am Leben zu halten, auch wenn ihr Kunde bereits verliert und verliert. Aber irgendwie will sie das bei Marcus nicht recht und sagt sehr ernst: »Einige sind mit mir und viel Geld schon ausgegangen und haben sich reich gefühlt: durch ihr Geld und durch mich am Arm. Keiner hat je wirklich etwas gewonnen. Marcus, bilde dir nichts anderes ein: Es wird ein schöner Abend, weil ich dir gefalle und du mir mehr bedeutest als die meisten Kunden. Aber spiel nicht, wenn du es dann bereust, weil du das Geld woanders besser gebraucht hättest.«

Marcus ist erstaunt: Er weiß, dass Monika mit solchen Aussagen gegen ihre Regeln verstößt.

»Monika, du wirst es nicht glauben. Ich weiß, dass ich gewinnen werde. Ich mache mit dir einen Deal: Du bekommst kein Geld von mir, aber 2 % von dem, was ich gewinne.«

Monika sagt traurig: »Kein Deal. Diese Stadt lebt von Leuten wie dir, nicht umgekehrt. Aber du bist nett. Drum bist du mein Gast im besten Hummerrestaurant von Las Vegas, nachdem du verloren hast.«

»O. K., aber nur, wenn ich verliere.«

Monika seufzt innerlich. Hier ist ein Mann, der offenbar trotz seiner Jugend recht erfolgreich ist ... und so ein vernünftiger Mann besteht darauf, in Las Vegas Geld zu verlieren?

»Eine letzte Frage«, sagt Monika, »wie viel von dem, was du besitzt, bist du bereit heute in Las Vegas einzusetzen?«

»Ziemlich alles.«

»Marcus, du bist verrückt.« Marcus lächelt: »Mach dir um mich keine Sorgen, ich bin so oder so O. K.«

Marcus ist in guter Stimmung, Monika gedämpft, weil sie einen sympathischen Mann auf einem Weg begleiten muss, der fast nie gut endet. Seine Frage: »Welches Casino schlägst du vor, wo hat man die besten Chancen?« zeigt seine Naivität.

»Ich glaube, du solltest in die Pyramide gehen. Weil sie neuer sind, geben sie bessere Chancen.«

Monika lügt, alle Casinos hier im Süden von Las Vegas gehören zum selben Syndikat und haben dieselben Regeln. Aber in der Pyramide bekommt sie 1/10 Prozent von dem Verlust, den ein Gast hat, wenn sie ihn bringt. Sie schadet Marcus nicht und kann sich etwas dazuverdienen. Im Casino der Pyramide sorgt sie dafür, dass die hübschen Hostessen Marcus mehr als üblich mit Drinks verwöhnen: Das ist das Mindeste, was sie tun kann. Marcus geht zu einem Roulettisch mit Mindesteinsatz 100 \$ und Limit 5.000 \$ für Wetten auf Einzelzahlen. Marcus benimmt sich wie ein richtiger süchtiger Spieler. Erst wenn die Kugel rollt, setzt er je 100 \$ auf meistens 3 oder 4 ganz willkürlich gewählte Zahlen. Nach drei Runden hat er schon 1000 \$ verspielt, scheint aber völlig ungerührt zu sein. Er setzt weiter und eine seiner Zahlen gewinnt auf einmal und gibt Marcus 3.600 \$. Mit mehreren Rückschlägen häuft Marcus immer mehr Geld an, spielt dann zuletzt mit 5.000-\$-Jetons. Und er gewinnt ... diesmal sind es immerhin 180.000 \$.

»Genug für hier«, lacht Marcus, »jetzt gehen wir einmal Hummer essen und ich darf zahlen.« Monika hat noch nie eine solche Glücksträhne erlebt, obwohl es wohl immer wieder ab und zu eine gibt. Sie hat auch selten jemanden gesehen, der so ruhig blieb beim Verlieren und Gewinnen und der entweder die vielen bewundernden Blicke und Andeutungen der »Casino Girls«, wie sie und ihre Clique diese Frauen nennen, nicht bemerkte oder ignorierte. Sie korrigiert sich:

»Marcus ist kein Neuling.« Sie beschließt, Marcus nicht so leicht einem der »Casino Girls« zu überlassen, jenen hübschen Mädchen, die ohne Geld in die Casinos gehen, verfolgen, wer gewinnt, und dann die Hochstimmung der Gewinner ausnützen, um sich in die Gewinner zu »verlieben«, sich von diesen verwöhnen lassen usw.

Das Abendessen wird ein Vergnügen. Sie genießen den Hummer, Marcus bestellt einen guten leichten italienischen Weißwein und sie reden über vieles, das sie beide interessiert, wie z. B. Literatur. Für Marcus ist Monika die erste junge amerikanische Frau, die Thomas Wolfes epische Romane wie »Von Zeit und Strom« schätzt, über David Lodges »Changing Places« Bescheid weiß, das Buch witzig und gut geschrieben findet, und sogar einige Gedichte von modernen österreichischen Dichtern kennt. Sie ist in den USA aufgewachsen; ihre Eltern wanderten aus Deutschland ein.

Nach dem Essen sagt Marcus: »Ich möchte noch gewinnen.« Monika ist entsetzt, so viel Glück, wie er heute hatte, gibt es selten, er wird nur wieder alles verlieren. Marcus beruhigt sie: »100.000 \$ steckst du in deine Tasche, ich spiele nur mit den anderen 80.000 ... also einen guten Gewinn werden wir auf alle Fälle haben.«

Monika ist nicht glücklich, aber immerhin, so wird Marcus nicht alles verlieren. Aber dass er ihr ein Bündel von Banknoten im Wert von über 100.000 \$ einfach so gibt, kann sie nicht verstehen. Sie braucht ja nur am Ende des Abends behaupten, das nie bekommen zu haben und zu verschwinden. Ihre Bosse (denen sie 50 % abführen muss) würden sich sehr freuen. Was sie nicht wissen kann, ist, dass Marcus das Risiko sehr wohl kennt, sie aber testet und im Übrigen weiß, dass er das Geld mit T-Kraft jederzeit wiederbekommen kann. Sie gehen diesmal direkt in das Casino Caesars Palace.

Als er mit seinen 80.000 schließlich 500.000 erreicht und dann seelenruhig den Scheck über diese Summe in Empfang nimmt, im vornehmen Büro des Casinos sitzend, wo man sie hineingebeten hat und mit Champagner verwöhnt, ist Monika in einer neuen Welt. Sie feiern, sie gehen dann in seine Suite, nachdem er den Scheck im Tresor in einem Kuvert deponiert hat und sie das Bündel von 100.000 \$ in bar zurückgibt. Marcus:

»Ich bin heute erschöpft. 15 Stunden Flug, 8 Stunden Zeitunterschied, ein toller Abend. Schluss für heute! Bitte kuschle dich eng an mich. Aber bevor wir einschlafen«, er greift auf den Tisch, »hier

sind 12.000 \$, zwei Prozent von meinem heutigen Gewinn, die wir anstelle deiner Bezahlung von 2000 \$ ausgemacht haben.«

Monika hofft, dass Marcus nicht sieht, wie ihre Augen feucht werden. Was ist das für ein Typ ... sie kennt so etwas nur aus Filmen. Aber sie nimmt das Geld, denn damit wird Sie fast unabhängig von ihren »Beschützern«. Sie kuschelt sich an Marcus und streichelt ihn leicht, bis sein tiefes Atmen zeigt, dass er eingeschlafen ist ...

Monika selbst liegt noch länger wach. Sie ist nicht verliebt, will und wird es nicht sein, und er sicher auch nicht. Das soll beide nicht daran hindern, ein paar schöne Tage zu verbringen. Am meisten verwirrt sie die Naivität von Marcus. Es liegen ca. 100.000 \$ im Zimmer herum, was wäre, wenn sie sich damit aus dem Staub macht? Sie wird ihn einfach am nächsten Tag danach fragen.

Vorsichtig, ohne Marcus zu stören, steht sie auf, geht in ein Nebenzimmer der Suite. Sie ruft einen befreundeten Detektiv an: »Bitte finde für mich heraus, wer ein gewisser Marcus Waller aus Wien/Austria ist.« Dann stellt sie ihre kleine digitale Videokamera so ein und platziert sie im Schlafzimmer, dass sie nächsten Morgen alles aufzeichnet, was sich auf dem Bett ergeben wird. Sie richtet mit einem Lächeln einige Kleinigkeiten her, sieht vom Jacuzzi aus noch ein bisschen fern, aber schließlich wird auch sie müde und kriecht zu Marcus ins Bett zurück. Er riecht angenehm, findet sie.

Monika ist früher auf als Marcus. Sie wartet geduldig, bis er langsam erwacht. Nun aktiviert sie die Videokamera und beginnt Marcus mit viel Geschick munter zu machen. Die Bettdecken liegen bald am Boden, die beiden nackten Körper betasten, streicheln, massieren, küssen sich. Monika gibt sich hemmungslos, beobachtet aber genau, worauf Marcus anspricht. Sie merkt, dass er dies auch bei ihr tut, wenn auch mit weniger Geschick. Wieder einmal denkt Monika: »Wie viel schöner wäre doch Sex, wenn man telepathisch feststellen könnte, was die Partner wollen, oder wenn man wenigstens die Gefühle des anderen mit Sicherheit einstufen könnte!«

Ihre Umarmungen, Küsse, Bewegungen werden immer erregter, beide lassen sich alle möglichen Spielchen einfallen. Auf einmal sagt Monika: »Ich war gestern ein böses Mädchen, weil ich deinen tollen Deal nicht angenommen habe, aber dann doch bereit war, dein Geld zu nehmen. Ich glaube, du musst mich dafür streng bestrafen, dass ich das nicht noch einmal mache.« Monika liegt zu diesem Zeit-

punkt auf dem Bauch, sie kniet sich nun auf, sodass ihr hübscher runder Po in die Höhe ragt. Marcus schaut sich um und sieht seinen Hosengürtel am Nachtkästchen liegen, wo er ihn sicher nicht selbst hingelegt hat. »Ja, du musst bestraft werden.« Er striemt sie so energisch, dass er zum Schluss nicht mehr weiß, ob ihre Schreie Theater oder Wirklichkeit sind. Als Monika verspricht, niemals mehr Marcus' Vorschläge zu ignorieren, schlägt Marcus noch dreimal kräftig auf den etwas geröteten Po. Dann fällt er wie wild über Monika her, die schreit und lacht: »Au, du hast mir weh getan«, aber dennoch wie eine Wildkatze mit Marcus weitertollt.

Nachher sagen sie fast gleichzeitig »Guten Morgen« und lachen. »Amerikanisches Frühstück?«, fragt Monika. »Ja, nach Alaska King Crab Legs und Hummer das einzig vernünftige Essen, das man in den USA bekommt«, meint Marcus. »Willst du lieber King Crab Legs?«

»Du glaubst, ich könnte die jetzt bekommen?«

»In dieser Suite kannst du 24 Stunden lang alles bekommen«, erklärt Monika, »was zahlst du eigentlich dafür?«

»Keine Ahnung.«

Es wird dann ein amerikanisches Frühstück, der Sekt als Geschenk des Hauses.

»Übrigens, ich habe auch ein Geschenk für dich«, sagt Monika unvermittelt, geht zur Videokamera und nimmt die Kassette heraus.

»Für den Fall, dass es dich je anturnt zu sehen, was wir gerade gemacht haben – da ist alles drauf.« Marcus kann seine Verwunderung diesmal nicht verbergen: »Dass manche Männer so was aus Voyeurismus machen, ist mir klar. Aber dass du das machst ohne zu versuchen, mich damit zu erpressen, finde ich nett. Ich werd es mir ansehen. Im Übrigen halte ich nichts von Erpressung von Freunden.« Sie schauen sich lange an, bis Monika den Bann bricht: »Wir sind kein Liebespaar, werden es nie sein. Wir werden uns wahrscheinlich im späteren Leben nie mehr sehen. Das heißt aber nicht, dass ich dich nicht als Freund in Erinnerung behalten möchte, und umgekehrt.«

Marcus wechselt das Thema. Monika fühlt ein leichtes Bedauern. Da im Radio 36 Grad im Schatten gemeldet werden, erkundigt sich Marcus, wie man denn untertags in Las Vegas die Hitze aushält.



»Mit den vier S und den vier L«, antwortet Monika.

»???«

»Sex, Spielen, Schlafen, Saufen' und ,Lachen, Lieben, Lesen und Lake Mead'«, erklärt Monika.

»Du fährst manchmal wirklich zum Lake Mead?«

»Wenn mir sehr langweilig ist.«

Marcus sagt, das könne er verstehen, der Lake Mead ist auch für ihn ein Graus. Er war auf einer längeren US-Reise mit seinen Eltern dort und der See hätte die Note »furchtbar« bekommen. Ob sie denn den Lake Powell kenne? Als sie verneint und eher abschätzig sagt: »Halt auch so ein riesiger See in der Wüste«, runzelt Marcus die Stirn und schaut auf die Uhr.

»Wir machen einen Ausflug zum Lake Powell«, sagt Marcus, »du holst jetzt geeignete Sachen inklusive einer guten Sonnencreme. Nimm auch ein paar warme Sachen und Sneakers zum Gehen mit, wir kommen vielleicht erst morgen zurück und schlafen im Freien. Ich organisiere inzwischen alles, aber du bist um Punkt 11 Uhr wieder in der Hotellobby.«

»Marcus, man fährt zum Lake Powell ca. 3 Stunden und ich muss morgen gegen 16 Uhr telefonisch erreichbar sein ... du hattest mich nur für einen Tag bestellt!«

»Lass das rechtzeitige Zurückkommen meine Sorge sein«, sagt Marcus, »und widersprich meinem Vorschlag nicht, sonst muss ich dich wieder bestrafen.«

»Eine furchtbare Drohung«, lacht Monika, macht sich aber rasch fertig und ruft ein Taxi.

Marcus erledigt einen Telefonmarathon, wobei er die meisten Aufgaben der Hoteldirektion weitergibt. Er weiß, dass diese ihm inzwischen finanziell vertraut – es liegt ja genug im Tresor – und diese kann sehr viel überzeugender auch ungewöhnliche Wünsche durchsetzen: einen Hubschrauberflug vom Dach des Caesars Palace zum Süden des Lake Powell, also zur Nevada-Seite des Damms. Dieser staut den Colorado auf 600 km zurück, hat Canyons überflutet, aus denen ehemalige Berggipfel als Inseln herausragen. Und das alles ist umgeben von einem Indianer-Wüsten-Reservat. Über die Hoteldirektion bestellt Marcus auch ein starkes Spezialmotorboot in der Marina des Lake Powell, Essen und Getränke für zwei Tage, diverse Ausrüstung, falls sie an Land gehen und übernachten. Er

verlangt auch aktuelles Kartenmaterial, genaue Informationen zum Lake Powell und andere Kleinigkeiten. Bis er sich sommerlich angezogen und ein paar Sachen in seiner Reisetasche verstaut hat, liegt ein Stoß Informationsmaterial vor ihm. Er hat nur noch 10 Minuten, all das Material zu studieren.

Dazu setzt er seine T-Kraft ein. Er beschleunigt seine Individualzeit derart, dass er in wenigen Minuten die Lese- und Lernarbeit von mehreren Tagen erledigt. In kürzester Zeit wird er damit zum »Spezialisten« in Sachen Lake Powell. Er ist knapp vor 11 Uhr in der Lobby, fast gleichzeitig mit Monika. Sie schaut in ihrer kurzen Hose mit luftigem T-Shirt, frech aufgesetztem Strohhut und einer bequemen großen Strohtasche über dem Arm toll aus.

Als sie Marcus umarmt, klicken und blitzen Fotoapparate. Die Geschäftsführung des Hotels hat die großzügigen Ausgaben (und Gewinne?) nicht ignoriert, überlegt sich Marcus, diesmal wirklich naiv. Dass es andere Gründe geben könnte, kommt ihm nicht in den Sinn.

Monika steigt in den Hubschrauber ein, als würde sie das täglich tun, obwohl es ihr erster Helikopterflug ist. Eine halbe Stunde später sind sie an der Marina am »unteren« Ende des Lake Powell. Zwei Männer führen sie zum Boot, erklären einige wichtige Punkte, auch wie das Spezialgitter versenkt wird. Sie zeigen, wo die umfangreiche Ausrüstung verstaut ist, und fragen schließlich auch nach der geplanten Route.

»Wir fahren in den Navajo Canyon«, sagt Marcus.

»Wissen Sie, was Sie dort erwartet?«, meint der Ranger.

»Ja, darum ja auch das Boot mit dem Spezialgitter. Wasserkannister, Reservebenzin, der Gaskocher, die Astronautennahrung, die Pistole mit den Signalraketen. Aber wo sind die Reservesplinte, die ich bestellt habe?«, murmelt Marcus, während er die Ausrüstung überprüft. Marcus besteht darauf, sie und eine Minimalausrüstung von Werkzeug sofort zu erhalten. Der Ranger schaut Marcus erstaunt an, als dieser außerdem noch sagt, dass man sie suchen solle, falls sie in zwei Tagen nicht zurück seien.

»Wir fahren ziemlich tief hinein. Ich möchte schauen, ob ich zum Ursprung kommen kann.«

»Sie scheinen sich im Navajo Canyon gut auszukennen. Aber geben Sie Acht, die Situation hat sich mit jedem Jahr verschlechtert.«

Bald legen Monika und Marcus mit vollständiger Ausrüstung ab und Marcus fährt mit hoher Geschwindigkeit »seeaufwärts«. Monika hat den Gesprächen interessiert zugehört, aber vieles nicht verstanden.

Marcus erzählt vom Lake Powell, der, ähnlich wie Lake Mead, einer der zwei großen Stauseen des Colorado ist, nur durch das gebirgige Gelände und die unzugänglichen Ufer um vieles interessanter.

»Ein Urlaub mit einem Hausboot ist auf dem Lake Powell ein unvergessliches Erlebnis. Es gibt nur vier Stellen, wo man überhaupt an den riesigen See mit mehreren tausend Kilometer Küstenlänge herankommt.«

»Und was hat es mit dem Gitter und dem Navajo Canyon auf sich?«

»Er ist der drittlängste überflutete Seitencanyon, fast 30 km lang. Weil er relativ schmal ist und daher wenig Wasserbewegung hat, besitzt er eine Besonderheit. Im Frühjahr, zur Schneeschmelze, wird viel Altholz in den Canyon geschwemmt, aber das meiste kommt nie heraus. Wenn der Canyon seichter wäre, würde er einfach verlanden. Weil er aber sehr tief ist, hat sich allmählich eine schwankende Schicht aus Treibholz gebildet, die Gräser, ja ganze Moore und Bäume trägt ... fast wie die Sargassosee.

Das ist aus mehreren Gründen interessant. Erstens, niemand hat dies je erwartet. Größere Eingriffe in die Natur bewirken eben unvorhersehbare Resultate. Zweitens, ans Ende des Canyons kann man überhaupt nicht mehr mit dem Boot, obwohl dort interessante Indianer-Ruinen wären. Drittens, das Treibholz bewirkt, dass normale Bootfahrer nicht weit in den Canyon hineinfahren; ich werde mit dir aber ca. 25 km tief hineinfahren und du wirst einige Überraschungen erleben und Wunder, die die USA zu bieten haben. Die Schutzgitter dienen dazu, dass man in Extremsituationen die Antriebsschraube nicht vernichtet. Wir werden sie wahrscheinlich brauchen, wenn wir den Punkt erreichen wollen, den ich dir zeigen will.«

Monika ist verblüfft und besorgt: »Wieso traust du dich da hinein, wo es andere nicht tun? Wieso redest du, als erst zweiundzwanzigjähriger Physikstudent mit geringen finanziellen Möglichkeiten wie ein erfahrener Scout, und wieso schmeißt du mit Geld um dich, das du, so scheint es mir, erst seit gestern hast?«

Dass Monika von seiner »wahren« Existenz weiß (ihr Detektiv hat volle Arbeit geleistet), verblüfft Marcus. Er setzt seine Para-Fähigkeiten ein, um durch Beschleunigung seiner Individualzeit Zeit für eine gute Antwort zu gewinnen: »Deine Detektive scheinen nichts von Konten in anderen Ländern zu wissen. Ich bin ja auch hier, um in den USA solche zu eröffnen. Und was den Canyon anbelangt, war ich schon einmal hier und habe mir unlängst genauere Informationen besorgt.« »Ich bin einfach neugierig, weil ich einiges an dir einfach nicht verstehe. Aber ich vertraue dir mehr, als ich es vielleicht sollte, und du vertraust mir stärker, als es eigentlich vernünftig ist.«

Marcus ist erstaunt und fragt Monika, wie sie das meint. Sie gibt ihm ein Beispiel: »Du hast mir gestern eine große Summe in bar zum Aufbewahren gegeben. Die ganze Nacht lag das Geld im Zimmer. Ich hätte mit dem Geld verschwinden können ... Wieso hast du da keine Bedenken gehabt? Ich glaube, dass viele Vegas- Mädchen das ausgenutzt hätten, und ich bin immer noch nicht sicher, ob es nicht ein Fehler war, es nicht auch zu tun.«

Marcus zögert lange mit der Antwort. Dann sagt er Monika, dass sie ihm gefallen habe und er ihr vertrauen wollte, aber das wäre, wenn er ehrlich sei und es sie nicht zu viel verletze, nicht genug gewesen. Er habe immer gewusst, wie er sein Geld notfalls zurückbekommen würde.

»Wie?«, fragt Monika erstaunt.

»Kann ich dir nicht verraten, aber wenn wir noch ein paar Tage zusammen sind, wirst du mehr verstehen.«

Durch den Fahrtwind und einzelne Wasserspritzer fühlt man die Hitze kaum. Es ist viel »Verkehr« auf dem See: schnelle Boote, ihres ist eines der schnellsten, aber auch langsam tuckern Hausboote, Wasserschifahrer, und das alles in einer fast unwirklichen Landschaft. Rote Felsen, senkrecht oder steil ins Wasser abfallend, Spuren von Vegetation hie und da, rundum eine unbesiedelte Felswüste.

Monika hat Bluse und Hose ausgezogen, sitzt im gelben Minibikini neben Marcus, der viel weniger sonnengebräunt ist als sie und eine rote Badehose trägt.

Hinter ihnen flattert das Sonnendach, unter dem auf beiden Seiten ihre Ausrüstung liegt, die, so spöttelt Monika, aussieht, als würde er sie für Wochen entführen wollen. Ob sie irgendwann die

Wasserschi ausprobieren könne, die auch an Bord liegen? »Ja, natürlich, aber dann gleich jetzt, solange wir im Hauptcanyon sind. Es sind von der Marina am Glen Canyon Damm, wo wir anfangen, zur Abbiegung in den Navajo Canyon nur ca. 15 km insgesamt. Wir haben noch maximal 20 Minuten, bis wir abbiegen, und dann wird es enger.«

Monika erweist sich als »Profi«. Sie schafft gleich den ersten Start, hat kein Problem über die Bugwellen des eigenen oder anderer Boote zu springen und führt einige fast artistische Einlagen aus. Marcus klatscht, verlangsamt schließlich die Fahrt, wodurch Monika mit den Schiern im Wasser versinkt und ins Boot klettert. Triefend nass umarmt sie den sonnenwarmen Marcus.

»Willst du nicht auch ins Wasser?«, meint sie.

»Bald«, sagt Marcus, »ich möchte zuerst ein bisschen vom Wirbel wegkommen.« Kurz darauf biegen sie scharf nach rechts in den Navajo Canyon ein. Dieser ist viel enger, auf beiden Seiten senkrechte Felswände, wo man selbst jetzt in der Mittagshitze immer Schatten finden kann. Hier fahren fast keine Boote mehr. Monika ist darüber sehr erstaunt, da es hier besonders schöne überhängende Felsen und kleine Sandbuchten gibt und ab und zu entlang eines Rinnsals, das im See endet, ein paar grüne Blätter, die sich dramatisch vom Rot des Sandes abheben. Marcus verlangsamt die Geschwindigkeit immer mehr und schaut scharf nach vorne, so, als suche er etwas.

»???«

Marcus erklärt: »Der Grund, warum hier fast keine Boote mehr sind und bald kein einziges mehr und warum ich langsamer fahre, ist, wir kommen allmählich in die Gegend, wo Aststücke im Wasser treiben. Wenn diese bei großer Geschwindigkeit in die Schraube kommen, kann sie im Extremfall brechen. Meist geschieht nichts oder es gibt die ‚Sollbruchstelle‘ nach, es reißt ein Splint, der die Antriebswelle mit der Schraube verbindet ... Darum habe ich uns Ersatzsplinte mitgeben lassen. Dieses Boot hat übrigens versenkbare Stahlgitter, die das Fahren zwar sehr verlangsamen, aber die wie ein Käfig die Schraube schützen. Diese Gitter müssen wir einsetzen, wenn das Treibholz zu dicht wird. Aber wenn wir es zu früh machen, dann sind wir zu langsam oder es geht uns trotz Reserven das Benzin aus, und ich kann dich nicht zum ‚De papa gaetae‘ bringen, zur Stelle des Ursprungs.«

»Was ist das?«

»Lass dich überraschen!«

Monika lehnt sich an Marcus an und genießt die immer wieder neuen Aussichten, die sich in den Kurven des Canyons auftun. Auch sie merkt, dass mehr und mehr Holzstücke im Wasser, zum Teil auch knapp unter der Oberfläche, treiben.

Im Laufe der nächsten halben Stunde kracht es einige Male, wenn die Antriebsschraube auf Holz stößt. Dann plötzlich ein heftigerer Stoß, der Motor heult auf.

»Jetzt hat es uns erwischt«, sagt Marcus, »der Splint ist gerissen. Und ich habe das erste Mal die Chance ins Wasser zu kommen. Kommst du mit?« Mit abgestelltem Motor lässt Marcus das Boot in die Nähe einer Bucht treiben, ein paar Paddelschläge helfen nach. Dann lässt er den Anker fallen und sucht sich aus der Werkzeugkiste Splint und Zange. Er setzt eine Taucherbrille auf, um unter Wasser besser zu sehen, während er arbeitet. Das Erneuern eines Splints ist eine Kleinigkeit, wenn man einen Ersatz hat. Monika versteht nun, warum für Marcus Reservesplinte so wichtig waren. Natürlich muss man wissen, wie man Splinte ersetzt, auch darf es nicht geschehen, dass man ein manövrierbares Boot braucht, etwa in einer Situation, in der der Wind das Boot an einen Felsen zu drängen droht. Die Lage hier, an einem ruhigen Tag, in einer Bucht vor Anker, ist ideal. Marcus atmet mehrmals tief, um genug Luft zu haben, überzeugt sich, dass kein Treibholz ihn behindern wird, und springt kopfüber ins Wasser. Er taucht unter das Boot und hat mit wenigen Handgriffen die Reste des alten Stiftes entfernt und durch einen neuen ersetzt, dessen Enden er mit der Zange verbiegt, damit er nicht herausrutschen kann. Ohne dass er es merkt, folgt ihm Monika, auch mit Taucherbrille, und schaut ihm zu. Bevor er mit seiner Arbeit fertig ist, reicht aber Monikas Luft nicht mehr. Als Marcus etwas später auftaucht, klatscht sie Beifall. Sie werfen die Taucherbrillen und das Werkzeug ins Boot und schwimmen in die Sandbucht. An einer Stelle, an der das Wasser etwa einen Meter tief ist, nimmt Marcus Monika in seine Arme, küsst sie, wiegt sie hin und her, fährt da und dort mit der Hand unter ihren Bikini. Sie genießen die Sonne, das Wasser, die Landschaft und ihr Zusammensein. Obwohl es schon nach Mittag ist, will Marcus weiter, so weit, um ganz bestimmt alleine zu sein. Die Gründe dafür kann Monika erraten.

Mit langsamer Fahrt geht es weiter. Als der nächste Splint reißt, offeriert Monika, ihn zu ersetzen, sie habe Marcus doch das letzte Mal zugesehen. Es fällt ihr nicht ganz so leicht, wie sie gedacht hatte, weil sie mehrmals wegen Luftmangels unverrichteter Dinge auftauchen muss.

Erst als ihr Marcus die Hyperventilation und deren Gefahren erklärt, geht es problemlos. Weil sie nur noch zwei Reservesplinte haben, ist es nun an der Zeit, die Gitter rund um die Schiffsschraube herabzulassen. Das Boot wird dadurch sehr viel schwerfälliger. Nach der nächsten Biegung erwartet sie eine Überraschung: keine einzelnen Treibholzstücke mehr, sondern eine geschlossene Decke von Ästen, Wurzeln, ja erste Anzeichen von Gras auf diesen und sogar von nistenden Vögeln.

Man kann hier nur mit Spezialbooten wie diesem durch und auch nur, indem man die richtigen Stellen findet. Es wird zwar auch wieder »freies« Wasser geben, aber auch immer dichter verwachsene schwimmende Inseln und irgendwo ist es dann unmöglich weiterzukommen. Die Überwindung dieser ersten kritischen Stelle wird interessantes Teamwork. Am Bug des Bootes steht Marcus mit einem Paddel, dirigiert die Richtung, stößt manches Holzstück aus dem Weg. Nach zehn Minuten sind sie wieder im freien Wasser. Jetzt suchen sie einen Ankerplatz für eine Mittagspause. Sie finden eine Stelle wie aus dem Märchen. Eine Sandbucht, die zum Teil in der Sonne, zum Teil durch einen gewaltigen überhängenden Felsen im Schatten liegt. Nicht weit vor dem Ufer eine »vorgelagerte« Insel, dahinter die steile Wand der anderen Seite des Canyons.

»Du räumst ja das halbe Boot aus«, ruft Monika, als Marcus zwei Kühlboxen, mehre Decken, Polster, eine große Tasche und anderes Zeug an Land bringt.

»O. K., so viel brauchen wir nicht, du hast Recht.«

Und bevor sie weiß, wie ihr geschieht, macht er ihr Bikinioberteil auf. Als er auch noch ihr Unterteil auszieht, revanchiert sie sich entsprechend. Aber bevor es zu mehr kommen kann, läuft sie ins tiefere Wasser und fordert Marcus auf, sie doch zu fangen. Marcus folgt ihr und empfindet totalen Genuss:

»Wer noch nie nackt in 26 Grad warmem Wasser geschwommen ist, der ist nie richtig geschwommen. Und da vorne ist Monika und ich werde sie gleich eingeholt haben«, denkt er.

Ja, Marcus erwischt Monika, aber das mag nicht daran liegen, dass er schneller schwimmt, sondern weil sie sich gerne einholen lässt. Sie berühren sich im Wasser und spielen wie Kinder. Sie sind beide inzwischen auch hungrig geworden. Vor dem Essen massieren sie sich Sonnencreme ein, wobei die hellen Teile der Haut besonders sorgfältig behandelt werden müssen. Monika posiert für einige Fotos, bei denen Marcus versprechen muss, sie nie jemandem zu zeigen. Die Welt ist ganz und gar in Ordnung, bei einem exquisiten Essen, einer Flasche Chardonnay (Morillon) aus Österreich (hier in den USA eine Seltenheit), in einer fast unberührten Natur. Das Nacktsein macht alles noch zusätzlich aufregend und führt zu interessanten Ideen ...

Beide schlafen fast eine Stunde auf einer Decke, die Marcus gähmend noch rasch gegen Sandflöhe und andere Insekten eingesprüht hat ...

Nach einem Kaffee zum »Aufwachen« erkundigt sich Monika, wieso hier keine anderen Menschen vorbeikommen. Marcus meint: »Nun, von oben sind wir offenbar recht sicher. Um hierher zu kommen, braucht man ein Spezialboot wie unseres, und davon gibt es am unteren Ende des Sees nur dieses. Oder man braucht ein Jetboot, der Ranger hat eines. Aber nach den Naturschutzgesetzen darf er es nur bei Notfällen einsetzen, weil die treibenden Inseln, von denen wir die erste durchquert haben, dadurch stark beschädigt werden.«

Auf die Frage, was ein Jetboot sei, erklärt ihr Marcus diese neuseeländische Erfindung. Über ein im Boden des Bootes angebrachtes Sieb wird Wasser eingesogen und das Wasser wird mit hoher Geschwindigkeit durch eine drehbare Düse am Heck des Bootes ausgestoßen. Damit sind diese Boote sehr wendig, fahren noch in zentimeterseichtem Wasser und mit bis zu 60 km/h können sie über Sandbänke oder andere Hindernisse einfach durch ihren Schwung darübergleiten.

»Du hast ja gesehen. Wir haben schon zwei Splinte verloren, müssen noch einige schwimmende Inseln durchqueren, und wenn wir Pech haben, schaffen wir es aus eigener Kraft nicht mehr zurück. Heute sicher nicht mehr, dafür haben wir schon zu viel Zeit vertan«, lächelt Marcus, »aber wenn wir bis morgen Abend nicht zurück sind, dann holt uns der Ranger heraus. Ich bin aber zu 99 % sicher, wir werden eine solche Hilfe nicht brauchen.«



Sie brechen auf. Immer massivere verlandete Inseln und freies Wasser mit Treibholz wechseln ab. Auf einigen Inseln sind Teile schon so fest, dass sie Tiere tragen. Auf einer Insel sehen sie ein Rudel grasender Wapitis, die amerikanische Version der europäischen Rehe. Marcus ist erstaunt. Es gibt keine Wapitis im Umkreis von vielleicht tausend Kilometern. Hier freilich, weil sie Wasser und saftiges Gras haben und vor Jägern geschützt sind, wenn man von vereinzelt Berglöwen absieht, haben sie ideale Lebensvoraussetzungen ... nur erklärt das noch immer nicht, wie sie hierher gekommen sind<sup>9</sup>.

Die Fahrt canyonaufwärts geht langsam weiter, der See liegt schon fast durchgehend im Schatten. Die Sonne beginnt sich immer mehr zu den oberen Rändern der Canyonwände zurückzuziehen.

Schließlich, in einem scharfen Knick des hier sehr schmalen Canyons, findet Marcus die Stelle, die er erreichen wollte. Eine Kluft, durch die ein Wasserfall direkt in den Canyon hinabstürzt. Durch das zerstiebende Wasser wachsen am Strand einige Bäume und hinter deren Schutz kniehohes Gras. Davor liegt eine Sandbank, die selbst eine Bucht bildet, in der sich so viel Treibholz gesammelt hat, dass sich ein ganzer Stoß auf den Sand hinaufgeschoben hat. Fasziniert sehen beide diese Stelle. Monika erkennt, dass Marcus davon gewusst hat, aber auch Marcus sie zum ersten Mal sieht und mindestens so beeindruckt von ihr ist wie sie.

»Hier bleiben wir heute Nacht. Da es trocken bleiben wird, können wir im Gras schlafen. Brennholz für ein schönes Feuer haben wir genug. Und der Wasserfall wird unsere Dusche. Komm, probieren wir sie gleich aus.«

Marcus verankert rasch das Boot, dann ist er schon im Wasser und schwimmt auf das in kleinen und größeren Tropfen fallende Wasser zu, Monika an seiner Seite. Monika sieht Marcus immer verblüffter an: »Wie ist das möglich? Das Wasser im Wasserfall ist deutlich wärmer als im See!« Marcus strahlt: »Ich würde dir doch keine kalte Dusche zumuten.«

Marcus und Monika wollen dem Phänomen auf die Spur kommen, ziehen sich wegen des steilen »Weges« und der Klapperschlangen feste Schuhe und hohe Socken an. Sie kämpfen sich nahe

---

[9] Der an diesem Phänomen (Wapiti im Navajo Canyon) besonders interessierte Leser sei auf die »Ungewöhnlichen Geschichten« im Literaturverzeichnis verwiesen.

dem Wasserfall bergaufwärts. Obwohl sie nur 100 Höhenmeter zurücklegen müssen, ist das nicht einfach. Die Wand ist auch hier steil, durch fallweise vom Wind getriebenes Wasser moosig und rutschig, und nur weil man vertikale Spalten im Felsen ausnützen kann, kommt man überhaupt vorwärts, bis man den heiligen Platz des Ursprungs, den » De papa gaetae« erreicht.

Es ist ein kleiner Teich, der einerseits auf einer Felsstufe liegt und andererseits in eine Höhle hineinreicht. Aus dem Teich stürzt der Wasserfall in die Tiefe. Von oben wird er gespeist von nur einigen dünnen Fäden Wasser, offenbar auch zusammen zu wenig für den Wasserfall.

Auf Monikas Fragen sagt Marcus, sie müsse selber herausfinden, was hier los sei, sonst bringe das Unglück. Monika nähert sich einem der Wasserfäden, nachdem sie sich wieder entkleidet hat. Marcus ist knapp hinter ihr. Als sie in die Nähe des ersten Wasserfadens kommt, merkt sie, dass das Wasser um sie immer wärmer wird. Als sie in den Wasserstrahl greift, zuckt sie zurück, das Wasser ist brennend heiß<sup>10</sup>.

Im Gegensatz dazu dringt kühles Wasser aus der Höhle. Im Halbdunkel ist eine Quelle zu erkennen, deren Wassertemperatur kaum wesentlich über 15 Grad liegen dürfte. Unterirdisches Schmelzwasser mischt sich hier im Becken mit heißem Wasser, das aus natürlichen flachen »Pfannen« auf der Hochebene kommt, wo es durch die Sonneneinstrahlung extrem aufgeheizt wird. Die sich daraus ergebende Wassermischung hat eine um einige Grad höhere Temperatur als die Oberfläche des Lake Powell. Der ungewöhnliche Platz gilt als einer der heiligsten der Navajo-Indianer, wird aber offenbar seit Jahrzehnten nicht mehr benutzt.

Zurück beim See macht Marcus ein großes Feuer. Erst am Rückweg, am nächsten Tag, wird er Monika erklären, dass das nicht nur aus Romantik geschieht, sondern weil es ein probates Mittel ist Berglöwen (Pumas) fern zu halten, die vom Geruch gebratenen Fleisches oder gebratener Fische angezogen werden. Er wird nicht dazusagen, dass er einen Puma jederzeit durch seine Para-Fähigkeit töten kann, wenn er einen Angriff rechtzeitig bemerkt ...

---

[10] Die Temperatur der Wasserfäden, die aus den seichten Pfannen am Rande des Lake Powell kommen, liegt im Spätsommer zwischen 40 und 50 Grad.

»Monika, willst du zum Hauptmahl lieber Fleisch oder frischen Fisch aus dem See?«, fragt Marcus, nachdem er schon die ersten Kartoffeln in Alufolie in die Glut gelegt hat.

»Fisch«, antwortet Monika.

»Forelle oder Karpfen?« Monika hält das mit den Fischen für einen von Marcus' Witzchen und spielt mit, indem sie sagt, sie hätte am liebsten ein bisschen von beidem.

»Du machst mir das Leben ganz schön schwer. Aber O. K. Den Karpfen kann ich dir versprechen, für die Forelle brauche ich ein bisschen Glück.«

Monika schaut zu, wie Marcus eine lange Angelleine mit einem Haken versieht, etwas darauf aufspießt, was sie nicht genau erkennen kann, zum Boot hinausschwimmt, dieses viel weiter vom Ufer entfernt und neu verankert, dort über eine Angelrute die Angelleine tief ins Wasser lässt<sup>11</sup>. Am Ufer zurück holt Marcus eine Kartoffel, die er viel zu weit in die Glut geschoben hatte, heraus. Schmunzelnd hält er ein schwarzes verkohltes Etwas in der Hand. Er schneidet fast alles weg, bis ein kleines Stück durchgegarte Kartoffel übrig ist. Das spießt er auf einen Dreifachhaken, bindet es an eine massiver aussehende Leine und watet ohne Angel einige Meter ins Wasser. Dort wirft er die Leine etwa 5 m hinaus ... und gähnt. Er wartet nur kurz, dann geht er mit der Leine ans Ufer zurück. Am Haken hängt ein mehrere Kilo schwerer Karpfen<sup>12</sup>.

Marcus nimmt sich nicht die Mühe, den Karpfen, wie man das in Europa tun würde, abzuschuppen, auszunehmen usw. Mit der Hacke »schneidet« er einfach von der Seite zwei große Filets heraus, den Rest trägt er 300 m von ihrer Anlegestelle weg und wirft ihn dort ins Gebüsch. Er weiß. Ein Wüstenfuchs, ein Puma oder andere Tiere werden sich über das unerwartete Geschenk freuen ...

---

[11] Zum Fischen in Lake Powell werden für Forellen Leinen der Stärke 15 Pfund, Haken der Größe 6, aber mit großen Widerhaken, als Köder Maggots, und für Forellen eine minimale Leinentiefe von 50 m empfohlen. Ist die Stelle nicht so tief, finden sich dort keine Forellen: Sie sind nur in den tieferen Schichten des Lake Powell zu finden, wo das Wasser konstant kalt bleibt, und nur dort, wo durch einen einfließenden Bach oder einen Wasserfall genügend Sauerstoff ins Wasser gelangt. Im Navajo Canyon gibt es nur eine solche Stelle!

[12] Man kann sicher die Karpfenart im Lake Powell auch anders fangen; auf gekochte Kartoffeln sind sie aber so wild, dass man es kaum beschreiben kann. Allerdings fällt das Kartoffelstück leicht vom Haken, drum gut befestigen und mit gleichmäßiger Bewegung auswerfen!

nur möchte er die Tiere nicht unbedingt in der Nähe haben. Nun schwimmt Marcus wieder zum Boot hinaus, Monika kommt vor: ganz sachte. Ja, sachte ist es, denn Marcus sah die Angelrute mehrmals zucken: eine Forelle »nibbelt«. Kurze Zeit später zieht Marcus eine große Seeforelle heraus.

Marcus brät beide Fische mit Gewürzen und Butter, dazu gibt es Kartoffeln, Vor- und Nachspeise kommen aus der Kühltruhe und der Weißwein ist für das Fischmahl noch immer kühl genug ...

Marcus sonnt sich in der Bewunderung Monikas und kommt sich vor wie ein »Crocodile Dundee«<sup>13</sup>. Freilich verdankt Marcus seinen Erfolg seiner T-Kraft, mit ihr hatte er die Fische ausspioniert<sup>14</sup>.

Abend und Nacht im Navajo Canyon werden weder Marcus noch Monika je vergessen. Die herrliche, wildromantische Umgebung, ein flackerndes Lagerfeuer, Essen und Trinken, wie man es sich wünscht, klares Wasser zum Schwimmen, noch dazu mit eingebauter warmer Dusche, sternenklarer Augusthimmel mit den Perseiden als Spender von Kometenschauern. Eine heilige Indianer-Stätte »De papa gaetae« oberhalb von ihnen, zwei Menschen, die sich gut verstehen ohne sich viel vorzumachen, die Nacht trocken und sanft, sodass man auf weichen Matten im kniehohen Gras schlafen kann, und als musikalische Unterhaltung das Rauschen des Wasserfalls und das Knistern des Holzes im Feuer.

Das Aufbrechen von dieser Stelle wollen beide insgeheim verzögern. Die Bemerkung von Marcus, dass sie ja noch genug Zeit für andere verrückte Sachen haben würden, er habe noch einige Zeit in den USA eingeplant, macht Monika unruhig. Es klingt schön, aber sie ahnt, dass ihr Chef sie vielleicht inzwischen schon anderswo eingeplant hat.

Bei der Rückfahrt sind sie wieder ein gutes Team. Manchmal blickt Marcus die Wände des Canyons hinauf, als suche er was Bestimmtes. Monika wird neugierig.

»Von den Wänden brechen manchmal Felsen herab und hier gibt es keine Verkehrsschilder ‚Achtung Steinschlag‘«, lacht Marcus, »drum schaue ich vorsichtshalber an kritischen Stellen.«

---

[13] Wenn vom Film »Crocodile Dundee« die Rede ist, dann ist Teil I dieser Filmreihe gemeint. Es wird vermutet, dass beim Erscheinen dieses Buches bereits Teil V aktuell sein wird.

[14] Merkregel für Fischer: Das Mitnehmen von Menschen mit T-Kräften bei Fischzügen erhöht die Chance auf Erfolg beträchtlich.

»Hast du aber gestern nicht getan«, bemerkt Monika.

»Ich hätte es vermutlich auch tun sollen, aber nach der Mittagszeit ist es nicht so gefährlich. Am Vormittag dehnt sich nach der kühlen Nacht der Fels aus, da ist es besonders heikel.«

Marcus sagt nur die halbe Wahrheit. Er will einen lockeren Felsblock ins Wasser sausen lassen, als Spektakel für Monika. Er kann das bei einem größeren Stück nur, wenn es schon locker sitzt und auch von selbst bald herabfallen würde. Nach einiger Zeit findet Marcus, was er sucht. Er sieht in der Wand einen großen Felsklotz, der, wie er ertastet, gerade noch in der Wand hängt. Er steuert das Boot schnell nach links hinüber, Monika schaut verdutzt, da zeigt Marcus auf den riesigen Stein, den er gerade in Bewegung gesetzt hat und der die Wand herunterdonnert. Er schlägt mit einem riesigen Getöse und Gespritze schräg hinter ihnen in den See. Das rasch fahrende Boot entkommt nur mit Mühe der riesigen Welle, die entsteht.

Monika schaut Marcus verblüfft an: »Du scheinst einen siebenten Sinn zu haben.«

»Nein, Monika, ich habe mindestens neun Sinne«, sagt Marcus leichthin. Gleichzeitig wird ihm bewusst, dass er seine Spielereien und Angebereien besser kontrollieren muss, wenn er sich nicht verraten will.

Vor der letzten schwimmenden Insel schwimmen sie noch einmal textilfrei im Wasser, sitzen am Ufer und erzählen sich Geschichten. Dann die letzte Treibholzbarriere. Jetzt kann auch das Gitter wieder weggenommen werden. Einmal noch bricht der Splint, Monika zeigt, was sie gelernt hat, dann geht es mit gesteigerter und schließlich voller Geschwindigkeit zur Marina. Als sie am Landesteg stehen, sagen beide gleichzeitig »Danke«.

Während Marcus das Organisatorische abwickelt und den Hubschrauber anfliegen lässt, telefoniert Monika mit ihrem Chef. Sie kommt bleich zu Marcus zurück. »Ich bin heute ab 18 Uhr vergeben.«

Marcus zuckt zusammen:

»Für wie lange?«

»Ich weiß es nicht.«

Das Glas Wein, das sie sich gönnen, während sie auf den Helikopter warten, schmeckt langweilig. »Wenn es dir einmal dreckig

geht, wirst du mich im Telefonbuch von Wien immer finden, oder zumindest schaffen das deine Detektive«, sagt Marcus, »und dich um deine Visitenkarte zu bitten, ist sinnlos. Da stimmt sicher nichts drauf, oder?«

Monika lächelt, gibt ihm ihre Karte: »Du hast Recht, nichts stimmt, die Adresse nicht, die Telefonnummer nicht. Aber wenn du diese Angaben in Los Angeles verwendest, nicht in Las Vegas, dann erreichst du meine Mutter. Wenn du einmal Hilfe brauchst, dann kontaktier mich auf diesem Weg. Sonst aber bitte nicht. Es war sehr schön mit dir. Aber unsere Leben sind zu weit auseinander, als dass irgendwas sonst Sinn macht ... außer in rührseligen Filmen. Höchstens eins: wenn ich in den nächsten Tagen frei sein würde und du noch im Caesars Palace wohnst, dann rühr ich mich bei dir, ja? ... Wirst du O. K. sein?«

»Ich werde O. K. sein, Monika, ich habe mir auch nichts vorge-macht, obwohl ich zwischendurch gedacht habe, so schöne Tage habe ich nicht oft. Trotzdem, ich werde weiter spielen und ja, ich werde gewinnen und dann werde ich mich diesmal eben an die Casino Girls halten.«

Der Rückflug nach Las Vegas verläuft problemlos und mit Kon-versation auf Sparflamme. Am Heliport steht ein Auto für Monika. Zum Abschied gibt es nur ein Winken, Monika dreht sich kein einzi-ges Mal um. Marcus wird direkt zu Caesars geflogen, zieht sich um und beschließt seinen Finanzierungsfeldzug fortzusetzen. Er geht diesmal in das relativ neue MGM Hotel und Casino, das mit 5.500 Zimmern wohl größte Hotel der Welt, mit riesigem Casino und ei-genem Vergnügungspark. Er ist nach zwei Stunden um 230.000 \$ in bar reicher.

Marcus frühstückt in Hotelrestaurant. Als Nächstes hat er vor, ein Konto zu eröffnen, hat aber das Gefühl, dazu einen Wohnsitz und einen anderen Namen zu benötigen. Daher nimmt er ein Taxi in ein bekanntes Immobilienbüro. Bald findet er, was er braucht: eine anonyme möblierte Wohnung in einem großen Wohnkomplex, ein großer Einwurfschlitz, in dem auch beliebig viele Postwurfsen-dungen verschwinden würden und bei der die gesamte Strom-, Klimaanlage- und Wasserwartung von außen durchführbar ist. Es gibt nur zwei Schlüssel zur Wohnung, wird ihm gesagt. Er nimmt beide, ruft dann aber gleich einen Schlosser und lässt das Schloss

austauschen. Er deponiert einen Schlüssel bei einem Rechtsanwalt, mit dem er einen einfachen Vertrag aushandelt. Der Anwalt muss einmal im Monat in die Wohnung, notwendige Arbeiten erledigen lassen, die Post ansehen, ob etwas an ihn, Andy Milthof, sein erster neuer Name, eingegangen ist.

Wenn ja, hat er in der nächsten Süddeutschen Zeitung unter Sonstiges zu inserieren: »Schäferhund in München entlaufen. Hört auf Andy. Zweckdienliche Angaben an Telefonnummer (089) 3456789«, eine ungültige Münchner Nummer. Wenn er darauf von irgendjemand im Namen von Andy Milthof wegen des entlaufenen Hundes kontaktiert werden sollte, dann hat er den Anweisungen dieser Person genauestens zu folgen.

Der Anwalt verrechnet eine stattliche Summe für die bescheidenen Dienste, die zunächst auf drei Jahre begrenzt sind, eine Zeit, für die Marcus auch die Miete voraus zahlt. Marcus kauft einige Kleidungsstücke, lässt überall ein Monogramm AM einnähen, schreibt in alle Bücher, die er aufstellt, »Andy Milthof« und hinterlässt einige andere Spuren, die den Eindruck hinterlassen, dass die Wohnung gelegentlich von einem Andy Milthof benutzt wird. Er will damit eine Adresse für Banken in den USA haben, ein Versteck, wenn er das je braucht, und eine Möglichkeit, über diese Adresse mit anderen zu kommunizieren, ohne seine Identität preisgeben zu müssen.

Selbst der Anwalt weiß nicht, wer Andy Milthof ist, ob er wirklich so heißt, und er ist klug genug, nicht zu fragen. Marcus ahnt, dass er – nicht nur für Bankangelegenheiten – in Zukunft mehr als nur EINE Identität brauchen wird ...

## 7. GELD UND PROBLEME

Der nächste Besuch gilt der Nevada State Bank. Er eröffnet dort ein Konto unter Andy Milthof und versucht, auf diesem Konto 500.000 \$ zu deponieren. Dabei stößt er auf unerwartete Probleme. Er wird gegen seinen Willen zu einem Anlageberater der Bank geschleppt. Marcus versucht, die Situation abzukürzen, da er weiß, dass er Geld nur dann anlegen kann, wenn er eine Arbeitsgenehmigung und eine Social Security Number (SSN) in den USA hat, weil die Gewinne aus Investitionen und Aktien fallweise steuerpflichtig sind. Also erklärt er rundweg, dass er seine SSN nicht bekannt geben will und nur ein Durchlaufkonto braucht, auf das er größere Beträge einzahlen kann bzw. davon abheben wird. Trotz der Tatsache, dass er eine Wohnadresse in Las Vegas hat, stellt sich heraus, dass er dann, und auch das sei eigentlich illegal, höchstens 50.000 \$ ohne Angabe einer SSN auf einem solchen Konto haben darf. Marcus muss sich geschlagen geben. Er richtet bei fünf verschiedenen Banken fünf Konten mit je 50.000 \$ ein, hat dann schon fünf verschiedene Bankkarten und Scheckbücher und sieht ein, dass es so nicht weitergehen kann.

Er wird also einen guten Teil seines Geldes »offshore« in Nassau auf den Bahamas deponieren müssen, wo Regeln gegen Geldwäsche noch nicht bestehen, bzw. auf einem Schweizer Nummernkonto. Er weiß, dass selbst das nicht ganz einfach sein wird, weil er legal nur 50.000 \$ in bar aus den USA ausführen darf. Reist er aber mit einem Aktenköfferchen oder Koffer voll gestopft mit Geld, so kann das bei der Sicherheitskontrolle auffallen. Marcus merkt, dass er professionelle Hilfe braucht. Er beschließt, zunächst sein Geld in bar und Gold in Tresoren von Banken, die nur er in Begleitung mit Bankpersonal öffnen kann, zu verwahren und dann einen Freund in Chicago zu befragen, der ein großes Import- und Exportgeschäft betreibt und wohl sicher weiß, wie man größere Summen Geldes aus den USA auf anonyme Konten transferieren kann.

Zunächst will er aber noch einige Millionen Dollar mehr »erwirtschaften«. Um keinen Verdacht zu erwecken, besucht er auch Casinos in anderen Städten. In Reno hat er vor, im Rahmen eines Tagesausflugs eine größere Summe zu erspielen. Er weiß, dass es schon wegen der Casino Girls nicht einfach sein wird, kein Aufse-



hen zu erregen. Als Lösung nimmt er sich von einem Escort Service in Las Vegas ein hübsches Mädchen mit, das die Aufgabe hat, ihn zu begleiten, seine Geliebte zu spielen und damit andere Mädchen fern zu halten. Die Summe, die er dem Escort Dienst und dem Mädchen Wendy für den einen Tag in Reno bezahlt, ist stattlich, macht sich aber bezahlt.

Es wird Zeit, dass er seine Aktivitäten in Nevada einstellt. Er behält zwar die Suite in Caesars Palace, schließlich hat er vor, hierher zurückzukehren, um weiteres Geld zu deponieren, reist aber nun sorgfältig geografisch verteilt durch die USA. Der Casinoboom seit 1990 ist ihm da sehr behilflich. In weniger als 10 Tagen hat Marcus ein riesiges Vermögen erspielt.

Nun besucht er seinen Freund Peter Cobb in Chicago. Die Freude über das Wiedersehen ist groß.

Marcus rettete seinerzeit Peter vermutlich das Leben, als dieser auf dem Eisenerzer Reichenstein beim Abstieg in der Abenddämmerung ausrutschte und sich das Bein brach. Für eine Hubschrauberbergung war es schon zu dunkel. Marcus steckte den ihm fremden Peter Cobb in seinen Biwaksack, zog ihm vorher alles an, was er an Pullovern in Reserve hatte, ließ ihm die Thermosflasche voll süßem Tee und Rum zurück und lief ohne Unterbrechung bis zum Präbichlpass, um Hilfe zu holen. So konnte man Peter Cobb vor einer vielleicht tödlichen Nacht in der Kälte der Berge abtransportieren. Peter und Marcus waren gute Freunde geworden. Als Peter einmal sein Auto in Bratislava gestohlen wurde, half Marcus über Freunde und Tricks, es wieder zu bekommen ... neu lackiert war es inzwischen schon. Und als sich die beiden später bei einem Schiausflug in Alberta beim Herannahen eines Schneesturms gerade noch in das nächste Lodge retten konnten, nur weil keiner das Gefühl hatte, vor dem anderen »Held« spielen und unbedingt bis zum Gipfel weitergehen zu müssen, war eine Verbindung entstanden, die ein Leben lang halten würde.

Marcus wohnt im alten Blackstone Hotel mit Blick auf den See und trifft sich mit Peter auf ein Abendessen im nahe gelegenen Sears Tower. Im Laufe des Abends erzählt er ihm schließlich »ganz vertraulich«: »Ich habe in den USA ‚halb legal‘ viel Geld verdient, weiß aber nicht recht, wie ich das Geld aus den USA an der Steuer und an potenziellen Gegnern vorbei hinausbekommen kann. Kannst du mir

helfen, das Geld auf ein Konto auf den Bahamas, auf den Cayman Islands oder auf ein Nummernkonto in der Schweiz zu transferieren?« Die Summen, von denen Marcus spricht, es sind zweistellige Millionen-Dollar-Beträge, beeindruckten Peter Cobb, aber machen ihn auch nachdenklich: »Du brauchst nicht nur anonyme Konten. Du brauchst auch weitere Identitäten, damit du unter anderem Namen untertauchen kannst, falls notwendig, wenn ich dich richtig verstehe.«

»Ja, du hast sicher Recht«, sagt Marcus, »aber wie soll ich das anstellen?«

»Lass das meine Sorge sein. Es wird einiges kosten. Bleib über das Mobiltelefon erreichbar, ich verständige dich, sobald ich die Fälschung deiner Papiere vorbereitet habe. Ich glaube, wir sollten dir drei neue Identitäten verschaffen. Auf Grund deines Akzentes wirst du in allen drei Fällen aus Österreich sein. Aber einmal hast du schon amerikanische Staatsbürgerschaft, hast eine SSN, arbeitest in meiner Firma und hast einen Wohnsitz hier in Chicago. Den kannst du dir selbst besorgen. Du bist auf meiner Payroll, aber du wirst nie einen Cent sehen, das kann ich von der Steuer absetzen, und so profitiere ich auch davon. Dafür Sorge ich, dass die US-Steuererklärung immer für dich gemacht wird, aber du darfst unter diesem Namen unter keinen Umständen was dazuverdienen, sonst könnten wir Probleme mit der Steuerbehörde haben. Dann brauchst du einen europäischen Pass und vielleicht noch einen von weit weg. Ich werde sehen, was da am einfachsten ist, aber wir machen das dann gleich in einem Aufwaschen. Dann fliegst du auf die Bahamas und in die Schweiz, eröffnest dort unter einem der falschen Namen ein Konto. Ich Sorge dafür, dass dein Geld dorthin kommt. Du kümmerst dich darum, dass du drei Versionen von Passbildern von dir hast. Die Bilder können durchaus verschieden aussehen. Du weißt schon: eine Brille, ein Bart, ein bisschen Zusatzhaare.«

Peter Cobb enttäuscht Marcus nicht. Marcus gibt wenige Stunden später seine drei Versionen von Passbildern in einem kleinen Geschäft nur drei Kreuzungen vom Lake Drive in einer ganz guten Gegend von Chicago ab. Die Bilder sehen recht verschieden aus. In einer Version hat er eine verbogene Nase, nach oben gezogene Augenwinkel, weit abstehende Ohren, ganz eng anliegende Haare. Als Peter später den Ausweis mit diesen Bildern sieht, schaut er

Marcus verblüfft an und wundert sich, wie Marcus das anstellte, so auszusehen. Für Marcus war es natürlich durch seine T-Kraft mehr als einfach gewesen.

Nur Stunden später hat Marcus drei neue Namen, Reisepässe, Papiere und Identitäten. Er ist jetzt der Amerikaner Frank Molner, der Österreicher Gustav Hufnagl und der Neuseeländer Marcus Simmer ... und in Las Vegas ist er auch ein Andy Milthof! Marcus prägt sich die Details sehr gründlich ein. Es darf ihm nie eine Verwechslung passieren und, um Himmels willen, er darf nie mit mehr als einer Identität gefunden werden. Übrigens, es ist der Amerikaner Frank Molner, der die verbogene Nase hat. Marcus wird noch dem Schicksal danken, dass es weder der Österreicher noch der Neuseeländer ist!

Marcus mietet also Frank Molner eine Wohnung in Chicago, er eröffnet ein Konto als Marcus Simmer auf den Bahamas und ein Nummernkonto in Zürich als Gustav Hufnagl. Wenn je die Schweiz der EU beitrifft und dann auch dort das Bankgeheimnis aufgeweicht wird, wird er sich was Neues überlegen müssen! Die notwendigen Flüge stören Marcus wenig. Er nimmt sich immer einen Fensterplatz, bittet, nicht gestört zu werden und schaltet auf 1/20 Subjektivgeschwindigkeit, sodass auch die 10-Stunden-Transatlantikflüge für ihn nur eine halbe Stunde dauern, eine Zeit, die er gerne verwendet, um ausrasten und planen zu können.

Peter Cobb schafft es, das Geld zu überweisen, wie sich Marcus telefonisch mit entsprechenden Kennungen überzeugen kann, und meint nur, wenn Marcus je wieder Geld in den USA haben sollte und das auf eines dieser Konten überweisen möchte, so wäre das kein Problem, solange er das Geld immer in bar bekäme.

»Zwei Prozent Provision behalte ich mir aber das nächste Mal«, meint Peter Cobb und Marcus gibt sein Okay dazu. Mehr noch, Marcus gibt Peter 100.000 \$ als Vorschuss. Bist du bereit, mir zu helfen, auch wenn ich dich auf einem ganz ungewöhnlichen Weg erreiche, solange ich unser altes Codewort verwende?« Peter Cobb erinnert sich an das alte Codewort, mit dem ihm Marcus einmal in Ungarn half, und er nickt lächelnd.

Eigentlich ist Marcus in den USA fertig. Aber er hat noch einige Sachen in der Suite in Caesars Palace in Las Vegas, hat eine leicht romantische Hoffnung, Monika noch einmal zu treffen, und im

Übrigen – er war noch bei keinem der Casinos in Nord Las Vegas. Die Weiterreise wird nach Auckland, Neuseeland, führen, um auch dort ein Konto zu eröffnen, eine Wohnung für den Notfall zu mieten und um seinen gefälschten Pass als Marcus Simmer zu testen. Dann wird es Zeit nach Österreich zurückzukehren: Seine Eltern in Eisen-  
erz sind schon ganz verwundert, wo sich Marcus herumtreibt und woher er das Geld dafür hat. Ein Telefongespräch mit Greta, in dem sie sich sehr herzlich für das Geld bedankte, das er ihr geschickt hatte, um das »Pech« in Baden »auszubügeln«, war sehr kühl. Sie hatte wenig Zeit, erwähnte einen Theaterbesuch mit einem Freund.

Marcus fliegt zuerst nach Las Vegas, zieht dort mit Pomp wieder in seine Suite ein, erhält einen riesigen Geschenkkorb von der Direktion und auch John, der Hotelangestellte, der ihm Monika vermittelt hatte, ist wieder zur Stelle, erhält ein gutes Trinkgeld und den Auftrag, Monika zu finden und ihr mitzuteilen, dass Marcus wieder hier sei und sie gerne sehen würde.

Wenig später erhält er einen Telefonanruf. »Herr Waller, Sie sind in Gefahr. Verlassen Sie Las Vegas so rasch wie möglich und betreten Sie einige Monate kein Casino in den USA.« Marcus erkennt die Stimme nicht, obwohl es sein könnte, dass es Monika ist, die durch ein Tuch spricht oder sich verstellt. Bevor er reagieren kann, ist die Leitung tot.

Nachdenklich beschließt Marcus, seinen »Raubzug« durch die USA noch heute abzuschließen. Er nimmt sich vor, noch Geld für die Weiterreise in einem ganz anderen Teil von Las Vegas zu erspielen, aber dann sofort einen Flug zu buchen. Jemandem in der US-Casino-Mafia scheint seine enorme Glücksträhne aufgefallen zu sein.

Er lässt sich von einer Limousine von seinem Hotel nach Nord Las Vegas bringen, noch unentschlossen, welches Casino er auswählen soll. Vielleicht ein kleineres, und nur um kleine Summen spielen?

Die Entscheidung wird ihm abgenommen. Bei einer Ampel, die auf Rot steht, dreht sich der Fahrer plötzlich um und bevor er versteht, was los ist, hat dieser mit einer kleinen Luftdruckpistole einen winzigen Pfeil in seinen Hals geschossen mit einem offenbar enorm rasch wirkenden Betäubungsmittel. Marcus' Versuch, durch starke Erhöhung seiner Individualzeit die Wirkung des Präparates aufzuhalten, kommt zu spät ...

Als er wieder zu sich kommt, sitzt er gefesselt auf einem Sessel in einem Zimmer. Ihm gegenüber steht eine leere Gruppe von Stühlen mit einem Fenster dahinter, einige Straßenblocks im Hintergrund steht ein größeres Hotelgebäude. Nicht weit neben ihm sitzt, auch gefesselt, er traut seinen Augen kaum, Monika.

»Monika, was ist hier los?«, stößt Marcus, noch benommen von dem Betäubungsmittel, hervor.

Monika hat Schatten unter den Augen, man hat sie offenbar geschlagen und sie hat Angst.

»Marcus, du warst zu geldgierig. Du hast ja offenbar einen Trick, beim Roulett zu gewinnen und weil du nicht nur in Las Vegas, sondern auch in anderen Städten riesige Summen gewonnen hast, ist man aufmerksam geworden und wird dich zwingen, dein Geheimnis zu verraten. Ich bin hier, weil man glaubt, ich wüsste vielleicht dein Geheimnis, immerhin waren wir ja zwei Tage als Liebespaar zusammen. Aber es kann auch sein, dass sie mich nur als Beispiel verwenden werden, um dir zu zeigen, was sie alles mit dir machen werden, wenn du nicht kooperierst.«

»Aber auch wenn ich kooperiere, werden sie uns wohl kaum am Leben lassen, was meinst du?«

»Nein. Wir werden auf jeden Fall getötet. Die Frage ist nur, wie grausam. Und die Entscheidung liegt bei dir. Gib nach, ein Widerstand hat keinen Sinn. Dann ist es wenigstens schnell vorbei.«

Marcus erhöht seine Individualgeschwindigkeit, um sich die Situation überlegen zu können, ohne dass Monika auf eine Reaktion warten muss. Er ist in diesem Raum nur normal gefesselt. Es liegen beliebig viele Gegenstände herum, die er mit seiner T-Kraft als Waffe benutzen kann. Er kann durch das Fenster bis auf die Straße greifen, wo eine seiner Pseudohände kleine Steine einsammelt. Er wurde betäubt, aber seine T-Kräfte sind unbekannt, sonst würde man ihn nicht so sitzen lassen, sondern eine Vorrichtung verwenden, die es gestatten würde, ihn jederzeit wieder zu betäuben. Das mit der Betäubung war also nur Zufall gewesen, die einfachste Methode, ihn ohne Widerstand gefangen zu nehmen. Zurzeit ist er ungefährdet, denn jetzt kann er sich und Monika durch das Vorhalten von verhärteten Pseudohänden auf Wunsch sogar vor Revolverkugeln schützen, kann sich und Monika jederzeit befreien und alle Gegner ausschalten. Es wird daher kein Problem sein, hier mit Monika he-

rauszukommen. Marcus fühlt Vorfreude in sich aufsteigen, heute wieder seine T-Kräfte massiv einsetzen zu können, allerdings immer darauf bedacht, dass sie möglichst nicht als solche erkannt werden.

Er ist sicher, dass Monika und er zurzeit mit Kameras und Mikrofonen bewacht werden, darum kann er Monika nicht mehr sagen, als jeder Bewacher hören darf.

»Monika, du hast Angst. Ich verspreche dir, es wird dir nichts, gar nichts geschehen. Ich werde uns beide hier problemlos herausbekommen. Ich bin nicht allein, wie man das vielleicht annimmt. Ich bin auf eine solche Situation vorbereitet. Du wirst nachher frei sein und ein neues Leben anfangen können ... aber vielleicht besser nicht in Las Vegas.«

Monika blickt Marcus an, als wäre er verrückt. Marcus lacht leise: »Monika, bitte vertrau mir. Ich weiß, was ich sage. Wir sind nicht in der geringsten Gefahr, auch wenn es zwischendurch vielleicht turbulent zugehen wird.«

Marcus hat mit seinen Pseudohänden erkannt, dass sich eine Gruppe von Personen nähert. Zur Vorsicht deckt er sich und Monika mit verhärteten Pseudohänden ab. Er will nicht durch eine weitere Giftnadel außer Gefecht gesetzt werden und er möchte auch keine anderen Verletzungen riskieren. Durch die Tür kommen drei schwer bewaffnete kräftige Bodyguards mit Pokergesicht, dann zwei gut gekleidete Männer, wobei der kleinere offenbar der Chef ist. Den Abschluss bildet eine hübsche junge Frau mit einem Tablett und Getränken. Marcus wird an eine billige Komödie erinnert. Monika holt tief Luft. Marcus schaut sie beruhigend und gelassen an.

Die beiden gut gekleideten Männer setzen sich, zünden sich gegnüsslich eine Zigarre an, lassen sich einen Drink reichen.

»Wir haben euer Gespräch natürlich mitgehört. Ich kann es daher kurz machen. Du hast einen Trick gefunden, wie man im Roulett gewinnen kann. Du hast unserer Gruppe in den letzten Wochen damit mehr als 140 Millionen Dollar abgeknöpft. Wir haben dich genau beobachtet, aber den Trick nicht herausgefunden. Du verstehst sicher, dass wir diesen Trick kennen müssen, um uns dagegen zu schützen; du wirst verstehen, dass wir von dir das Geld zurückbekommen müssen. Monika darf nicht überleben. Nicht weil wir glauben, dass Monika den Trick kennt, aber sie hat versucht dich zu warnen und wusste, dass das gegen die Regeln ist, tut mir Leid. Dir, Marcus,

könnten wir vielleicht eine Chance geben, wenn du mit uns kooperierst und wir dadurch Konkurrenz-Casinos ausschalten können. Und damit das blöde Geschwafel ein Ende hat, dass du auf alles vorbereitet bist und du Monika beschützen kannst und ihr beide hier unverletzt herauskommen werdet, müssen wir wohl ein kleines Beispiel geben. Josi, schneide Monika ein Ohr ab.«

Monika hat Angst, ist aber überraschend gefasst, als einer der Bodyguards mit einem großen Messer auf sie zutritt. Sie hatte sich auf alles vorbereitet, wird jetzt nicht vergebens um Milde bitten. Josi, das Messer in der Hand, ist noch gut einen Meter von Monika entfernt. Da splittert plötzlich das Fensterglas. Ein Geschoss trifft die Hand von Josi, zwei Knochen durchschlagend. Josi lässt mit einem Schmerzensschrei das Messer fallen. Fast gleichzeitig trifft ein anderes Geschoss den Arm des Chefs, der verblüfft auf das Blut starrt, das aus seiner Jacke rinnt. Marcus sagt sehr laut und klar. »Jeder, der sich jetzt ohne meinen Befehl auch nur einen Zentimeter bewegt, ist tot.«

Alle erstarren. Nur einer der Bodyguards, der nahe bei der Tür steht und den kein Geschoss durch das Fenster erreichen kann, glaubt die Situation richtig einzuschätzen, und macht einen Schritt zur Tür. Da bricht aus der gegenüberliegenden Wand (!) ein Geschoss hervor und durchschlägt ihm das Bein. Marcus bleibt ruhig. »Ich habe diesen Kerl nicht getötet, obwohl ich ihn gewarnt habe. Ab jetzt kenne ich kein Erbarmen mehr. Dieses Gebäude ist vollständig unter meiner Kontrolle, mein Team hat überall versteckte Kameras, Schusswaffen und Bomben platziert. Wie viel ich davon einsetzen lasse, hängt von euch ab. Ihr Bodyguards lasst jetzt sofort die Waffen fallen und hebt die Hände. Chef, das Geschoss, das dich traf, war für deinen Befehl Monika schwer zu verletzen und weil du mich geduzt hast, was ich dir nicht gestatte. Ich bin Herr Waller, so wirst du mich anreden, und wenn du mir deinen Namen sagst, werde ich ihn auch benutzen.«

»Marc Shank.«

»O. K., Herr Shank, ziehen Sie jetzt vorsichtig Ihr Jackett aus und rollen Sie den Hemdsärmel über die Verletzung hinauf auf. Aber bitte versuchen Sie keinen Unsinn mit der Waffe im Jackett und mit dem Revolver im Achselhalter. Sie«, er deutet mit dem Kopf auf die Serviererin, »öffnen jetzt den großen Verbandskasten

da rechts hinten an der Wand und verbinden den Arm von Shank, rasch bitte, und dann vorsichtig die Hand von Josi.« Erst nachdem dies geschehen ist, lässt er zuerst Monika und sich entfesseln, tastet Josi und die anderen Bodyguards nach Waffen ab und erklärt dem verblüfften Josi: »Du und der am Bein Verletzte fährt jetzt in das Unfallkrankenhaus, ihr gehört beide verarztet. Ihr berichtet aber niemandem, was hier passiert ist. Wenn ihr gefragt werdet, sagt ihr, dass alles in Ordnung ist, und ihr werdet auch in Zukunft dabei bleiben. Als ihr das Zimmer verlassen habt, waren Monika und ich gefesselt. Jeder, der eine andere Aussage macht, wird getötet werden. Das ist ein Befehl an meine Leute. Zum Beweis, dass meine Gruppe das hört, bitte ich noch um einen Schuss durchs Fenster, aber bitte ohne jemand zu verletzen.«

Es kracht unmittelbar danach, noch einmal fliegen ein paar Splitter.

Marcus schickt den dritten Bodyguard, Henry, auf den Sessel, wo er vorher war, fesselt ihn geschickt, nimmt der Serviererin das Tablett ab und schickt sie mit einer ähnlichen Warnung wie die anderen hinaus.

»So, und wir vier«, er meint den Chef, seinen »Kollegen«, Monika und sich, »wir können jetzt in Ruhe reden.« Marcus schiebt ein Tischchen zurecht, stellt die Getränke drauf, gießt sich einen Gin-Tonic ein, bedient freundlich die anderen, bittet den zweiten Gangster, doch auch Jackett und Waffen abzulegen, stößt auf gute Zusammenarbeit an und beginnt gemütlich ein Gespräch, als säße er nicht im Hauptquartier einer Art Casino-Mafia, die ihm sicher noch immer nach dem Leben trachtet.

»Ich bin Physiker. Ja, ich habe eine Methode gefunden, wie man gewisse Bauarten von Roulettischen für Gewinne ausnützen kann. Ihr habt das Pech, schlechte Lieferanten zu haben. Meine Methode funktioniert in den europäischen Casinos, die die Tische fast alle aus Österreich beziehen, nicht, sonst wäre ich nicht hier. Außer mir kennt diesen Trick niemand. Er ist aber genau beschrieben in einem verschlossenen Kuvert, das bei einem Notar hinterlegt ist, und der ihn publiziert, wenn ich mich nicht immer bis Jahresende bei ihm melde. Mich umbringen hätte also wenig gebracht, ihr hättet eure Casinos nach dem Jahresende nur sofort sperren oder umrüsten lassen müssen. Ich verspreche euch, nie mehr in euren Casinos zu



spielen. Wenn ihr zudem die Casinotische umrüstet, seid ihr ganz sicher<sup>15</sup>. Aus meiner Sicht haben wir jetzt ein kleines und ein großes Problem«, fährt Marcus fort, »das kleine ist: Monika will sich von euch verabschieden, das ist verständlich. Ich glaube, es ist ja auch üblich, dass man eure Mädchen auslösen kann. Was muss ich für Monika bezahlen?«

»50.000.«

»Gut, Herr Shank, schreiben Sie mir die Kontonummer auf, wohin das Geld zu überweisen ist. Ich werde das veranlassen. Nun kommen wir zum großen Problem: Das sind Sie beide.« Die Gangster werden blass.

»Nein, nein, damit kein Missverständnis aufkommt, nicht ich bin die Gefahr. Die Gefahr sind Ihre Chefs. Die werden es nicht gerne sehen, dass ich Ihnen mit so viel Geld entwischt bin, Sie den Trick nicht kennen und es doch aussah, als hätten Sie mich voll in der Hand. Vermutlich haben Sie das ja sogar schon vor dem ‚Interview‘ mit Monika und mir hier triumphierend berichtet.«

Die beiden schauen sich betroffen an. Herr Waller, sie haben inzwischen genug Respekt, ihn nicht mehr Marcus zu nennen, hat Recht, sie sind in großer Gefahr als Versager hart bestraft zu werden. Sie schauen Marcus ratlos an.

Marcus erklärt, wie er glaubt, ihr Leben retten zu können. Er wird zum Schein von ihnen gezwungen, mit ihnen zusammenarbeiten, indem er in einer Kette von Casinos der Konkurrenz in Central City bei Denver beim Roulett eine größere Summe erspielen wird: »Wenn das bei den Tischen dort funktioniert! Haltet die Daumen.«

Er wird dabei von Monika begleitet und beide werden sich so herrichten, dass sie später in ihrer wirklichen Identität nicht erkennbar sind. Vom erspielten Geld wird er einen Teil überweisen und damit die Kooperation mit Shanks Gruppe belegen. Er wird so lange spielen, bis er Casinoverbot bekommt. Dann wird eine von Shank angeheuerte Gruppe als Casino-Polizei verkleidet eingreifen. Monika und er werden abgeführt werden. Er wird versuchen auszubrechen. Dabei wird es zu einer Schießerei und Explosion

---

[15] Die österreichische Casino Industrie wird nun endlich verstehen, wieso auf einmal Milliardenaufträge aus der ganzen Welt eingingen und die Außenhandelsbilanz Österreichs deutlich verbesserten.

kommen, in der Monika und er umkommen, obwohl sie in Wahrheit untertauchen. Details, wie das gehen soll, werden ihm von Shanks Team am Abend in das Hotelzimmer gelegt, O. K.?

»Und damit wir sicher sind, dass Monika und ich nicht irrtümlich beim Ausbruchversuch wirklich sterben, schlucken Sie jetzt beide eine von diesen Kapseln. Sie enthalten ein kaum bekanntes tödliches Gift, das nach zwei Wochen wirkt. Ich schicke an die Adresse von Shank nach dem Untertauchen nach Central City das Gegengift, also bitte geben Sie Acht, dass uns nichts passiert. Henry, der Bodyguard hier, muss uns ja auch begleiten, damit alles echt aussieht. Und Sie, Shank, und Ihr Kollege rühren sich zwei Wochen nicht aus Las Vegas weg, sonst vergesse ich das Gegengift zu senden.«

Shank und sein »Kollege« sind nicht davon begeistert die Kapseln zu schlucken, aber Marcus bleibt hart. Dass es sich um harmlose Antibiotika-Kapseln handelt, die Marcus zwischendurch aus dem gut bestückten Verbandskasten mit einer Pseudohand entwendete, können die beiden nicht wissen.

Bevor sie gehen, hat Marcus noch etwas zu erledigen. Er bricht mit einem Gewehrkolben die Wand an der Stelle auf, aus der die Kugel in das Bein des einen Bodyguards geschossen worden war, und nimmt dort eine Pistole heraus, die er einsteckt.

Marcus kommt sich wie ein Zauberer vor. Natürlich war in der Wand gar keine Pistole, er hatte sie aus dem Haufen der Waffen der Bodyguards mit einer Pseudohand blitzschnell hineingeschwindelt und nun gerade seelenruhig herausgenommen. Natürlich war auch kein Schuss abgefeuert worden. Vielmehr hatte Marcus ein Stück Wandverputz mit einer Pseudohand gelockert und im richtigen Moment wie ein Geschoss geschleudert.

Kurioserweise hilft das den beiden Verletzten, als sie im Spital untersucht werden: Während der Arzt zunächst Einschüsse von Waffen in der Hand bzw. im Bein vermutet und im Begriff ist die Polizei einzuschalten, stellt er bei der Untersuchung Stein- bzw. Mörtelspuren fest, die gut mit der kuriosen Geschichte zusammenpassen, die die beiden bei der Einlieferung erzählt hatten, dass sie sich beim Einschlagen einer dünnen Betonstange für ein Gartentor verletzt hätten. Marcus legt zum Schluss die gerade eingesteckte Pistole zu den anderen Waffen zurück, ohne dass das jemand be-

merkt, damit es nicht auffallen kann, dass eine Waffe fehlt. Dann beginnen sie die vereinbarte Komödie.

So kommt es, dass Monika und Marcus gefesselt und von Henry bewacht in eine dunkle Limousine gebracht werden. Marcus wird von »Freunden« aus Caesars Palace ausgeheckt. Eine Suite im Harveys Wagon Wheel Casino in Central City wird für sie beide als Ehepaar – wieder unter einem erfundenen Namen – gebucht, mit einem Zimmer für Henry nebenan. In dem gecharterten Flugzeug, das sie nach Denver bringt, werden sowohl Monika als auch er durch professionelle Maskenbildner in andere Personen verwandelt – in ein Ehepaar mittleren Alters, Marcus durch Bart, Brille und einige Tricks mit einer beginnenden Glatze und einigen Leberflecken auf den Handrücken um einiges älter, Monika zum Leidwesen von Marcus auch älter, mit unattraktivem Haar, teuer aussehendem Schmuck, teurer, aber unpassender Kleidung und einem dicken Bauch.

Vom Flughafen Denver geht es per Limousine nach Westen in die Berge, durch den schönen Canyon bei Golden, an Black Hawk vorbei in die ursprüngliche Goldgräberstadt Central City.

Marcus erinnert sich an dieses »Gilpin County« von der Urlaubsreise mit seinen Eltern noch ganz gut. Golden ist als Heimatstadt von Bill Cody alias Buffalo Bill mit seinem Grab hoch über Golden und Heimat einer der größten Brauereien der Welt, Coors, bekannt. Die ganze Gegend ist unauslöschlich mit dem großen Goldrausch verbunden.

Der Name Golden kommt nicht von ungefähr. Am 6. Mai 1859 wurde in der Gegend erstmals Gold im Fluss gefunden, nicht der erste Goldfund in Colorado, aber einer der größten. Drei große Camps, Black Hawk, Nevadaville und Central City, wurden damals nahe benachbart gegründet und die Goldsuche wurde ab 1868 von den Bachbetten durch »hardrock mining« auf die umliegenden Hügel und Berge ausgedehnt. Übrigens war das damals noch eine recht unruhige Gegend: 1888 forderte ein Überfall der Utes Indianer, von Colorow geführt aus Utah kommend, viele Opfer.

Das Goldgräbercamp Cripple Creek hatte 1900 fast 550.000 Bewohner, beinahe so viel wie alle offiziell registrierten Bürger Colorados. Allmählich blieben aber größere Goldfunde aus. Die Hügel und Berge um die Stadt herum sind noch heute so durchwühlt, dass es fallweise zu Einstürzen kommt. Um 1975 herum war Central City

fast nur noch eine Geisterstadt, nur einige Gebäude bewohnt, im Sommer durch Theatervorführungen im Innenhof des berühmten Restaurants mit dem Bodenmosaik und Jazzkonzerten und einige andere kleine Touristenattraktionen mühsam am Leben gehalten. Dann kam die Liberalisierungswelle: Casinos, die vorher nur in Nevada zugelassen waren, durften auf einmal an hunderten Stellen in den USA eingerichtet werden. So kam Central City zu seiner neuen Blüte: durch die Kombination »Western-Town« mit funkelnden neuen Hotels und Casinos, wie eben das Harvey Wagon Wheel Casino, wo die Gruppe absteigt. Mit der Millionenstadt Denver in der Nähe und Schigebieten im Winter in Reichweite konnte Central City beginnen, an den früheren Reichtum anzuknüpfen.

Marcus, in Begleitung von Monika und Bodyguard Henry, erregt gleich am Nachmittag mit großen Gewinnen im Casinohotel Aufsehen. Monika und Marcus essen gemütlich, allerdings durch die ständige Präsenz von Henry so belästigt, dass sie kaum vernünftig reden können. Marcus setzt seine Gewinnsträhne nach dem Essen fort. Unter Applaus verlassen sie mit einem Millionengewinn gegen 2 Uhr früh todmüde das Casino. In ihrer Suite finden sie wie vereinbart die genauen Regieanweisungen für den morgigen Ausbruch und ihren vorgetäuschten Tod. Es klingt alles recht plausibel.

Eine ganz andere Frage bewegt Monika. »Warum machst du das alles für mich?«

»Du meinst das Freikaufen? Das brauche ich jetzt ohnehin nicht, weil wir morgen offiziell sterben werden. Aber sonst hätte ich es gemacht, weil du durch deine Warnung unter Lebensgefahr versuchst hast mein Leben zu retten. Reden wir weiter, wenn wir das dumme Theaterspiel hinter uns haben.«

Shank schläft zur selben Zeit in Las Vegas unruhig. Hoffentlich wirken diese verdammten Giftkapseln nicht schneller als in zwei Wochen, denkt er. Und was wird passieren, wenn Waller das Gegengift nicht schickt? Wo hatte Waller überhaupt diese Kapseln her? Ruckartig setzt sich Shank plötzlich hellwach auf: Waller war genauestens untersucht worden, wie waren da die Kapseln übersehen worden? Er ruft Josi, den er aus tiefem Schlaf holt, an, um sich rückzuversichern. Josi ist 100 % überzeugt, dass man bei der Durchsuchung die Kapseln entdeckt hätte. Shank zieht sich an, fährt zurück ins Büro und in das Zimmer, wo einen halben Tag vorher

die denkwürdige Sitzung stattfand. Im Verbandskasten findet sich eine Schachtel mit Antibiotika. Es fehlen zwei Kapseln. Ein Besuch bei seinem Hausarzt, wo er ungeduldig auf die Analyse wartet, bestätigt seinen Verdacht. Er hat im Magen Spuren genau dieser Antibiotika-Kapseln. Marcus hat geblufft, vielleicht auch mit der Geschichte vom Notar? Shank beschließt ein Doppelspiel: Monika und Marcus werden nicht nur für die Öffentlichkeit sterben, sondern tatsächlich.

Er wird den Notar finden, wenn es ihn gibt, und so die Methode erfahren. Wenn er den Notar nicht findet, nun, dann hat er noch immer bis Jahresende Zeit, um seine Roulettische umzurüsten.

Während Monika und Marcus ruhig schlafen, gibt Shank Anweisungen, wie die Entführung von Marcus zu handhaben ist, und bereitet sich gegen ihr Abkommen vor, selbst das Unternehmen in Central City zu leiten.

Am nächsten Morgen überweist Marcus, indem er sein Versprechen hält, den am Vortag gewonnenen Betrag auf das angegebene Konto in Las Vegas und taucht dann gleich wieder voll ins Roulettgeschehen ein. Er ist in einer Nacht zur Legende geworden, viele Zuschauer umringen den Tisch, wo er mit kleinen Rückschlägen systematisch gewinnt. Mehrmals lässt er einen großen Teil seiner Jetons von Monika in Bargeld umwechseln.

»Ich möchte, falls die Strähne abreißt, wenigstens etwas haben, was ich mitnehmen kann.«

Als schließlich der erwartete »Lemminge Effekt« eintritt, d. h., viele andere Spieler setzen genau so wie Marcus und gewinnen damit alle große Summen, kommt der Direktor und belegt Marcus mit Spielverbot. Nach heftigen Wortwechseln, in die sich Marcus nicht einzumischen braucht – die Lemminge, die weiter gewinnen wollen, sind natürlich dafür, Marcus weiterspielen zu lassen –, greift die casino-interne Polizei ein. Der Direktor wundert sich, dass er die Personen nicht kennt. Zwei dieser Männer geleiten Marcus und Monika freundlich, aber bestimmt zum Rücksitz eines wartenden Autos, wie vereinbart. Einer steigt als Fahrer ein, als Beifahrer springt Henry ins Auto. Der zweite Mann läuft nach hinten zu einem anderen Fahrzeug. Kaum im Auto flüstert Monika zu Marcus: »Shank ist im Auto hinter uns. Wie wagt er das? Ich bin ganz sicher, dass er das war. Waren das wirklich Giftkapseln gestern?«

»Nein.«

»Dann hat er das durchschaut und das bedeutet nichts Gutes«.

»Ja«, bestätigt Marcus, »es gibt nur zwei Möglichkeiten. Er will mich nochmals fangen und den Trick, wie man bei Roulett gewinnen kann, doch noch erpressen oder er will uns wirklich töten, nicht nur für die Öffentlichkeit. Wir werden uns daher nicht an die Regieanweisungen halten, sondern früher aussteigen.«

Sie fahren jetzt am Bergwerksmuseum vorbei, am großen Parkplatz die Straße entlang hinauf und nähern sich dem rechts oben gelegenen Treibstoffdepot der Stadt, wo mehrere 5.000-l-Fässer mit Heizöl, Diesel und Benzin stehen. Marcus hat Henry mit T-Kraft die Pistole aus dem Halfter gezogen und hinten auf den Boden gelegt, ohne dass Henry dies merkte. Marcus flüstert Monika zu: »Fest anhalten, wir steigen jetzt gleich aus.«

Für den Fahrer völlig überraschend blockieren alle Bremsen. Der Fahrer und Henry werden nach vorne geschleudert, aber durch die Sitzgurte vor schweren Verletzungen bewahrt. Da sind Monika und Marcus schon draußen.

»Wenn euch das Leben lieb ist, fahrt weg, so schnell ihr könnt«, ruft Marcus noch laut, dann rennt er mit Monika direkt auf den ersten Treibstofftank zu. Bis Henry sich von der Überraschung erholt hat, nach seiner Pistole greift und sie nicht findet, fährt sein Fahrer mit halsbrecherischer Geschwindigkeit los. Aus dem nachfolgenden Auto schießt man auf Marcus und Monika. Kein Schuss trifft die beiden, dafür sorgt die T-Kraft, aber einige Schüsse treffen den großen Treibstofftank. Ein Bächlein aus Benzin beginnt hinunter zur Straße zu fließen. Das erste Auto entkommt dem Benzin gerade noch, das zweite fährt direkt hinein. Irgendein Funke entzündet das fließende Benzin: Die Hölle bricht los.

Marcus erhöht seine Individualgeschwindigkeit auf das 300-fache, schlägt mit der Faust auf die Schläfe Monikas, die erstaunt zusammenbricht. Marcus nimmt sie in seine Arme und läuft mit größter Kraftanstrengung und ca. 200 km/h durch den Benzinstrom Richtung Tank, um diesen herum und dann rechts weg in die Felsen. Fast gleichzeitig hat sich das Feuer von der Straße herauf bis zum Tank ausgebreitet. Der Explosion des hinteren Autos, in dem Shank und mindestens ein Bewacher sitzen, folgt eine noch massivere, als der Benzintank mit den verbleibenden tausenden Litern Benzin in

Flammen aufgeht. Marcus liegt keuchend mit Monika geschützt hinter einem Felsen. Er trägt sie dann in einem Bogen, von oben kommend, an den Rand von Central City zurück, wo er weiß, dass das Wasserreservoir der Stadt liegt.

Monika kommt bald wieder zu sich, Marcus beruhigt sie, sagt, es tue ihm Leid, dass er sie niederschlagen musste, aber sie würde morgen in der Zeitung sehen, warum. Sie entfernen ihre Maskeraden, so weit es geht. Im »dicken Bauch« Monikas befindet sich Ersatzkleidung. In Central City wagen sie, ein Taxi nach Denver zu nehmen, eine ungewöhnlich lange Strecke für eine Taxifahrt, aber ihre Geschichte als urlaubende Journalisten, die schnell zur Redaktion müssen, um von der Katastrophe in Central City zu berichten, und eine großzügige Abrechnung, als sie schließlich vor dem Gebäude der Denver Post aussteigen, überzeugt den Fahrer. Kaum ist er weg, nehmen sie einen anderen Wagen zum Marriott beim Flughafen, buchen ein Zimmer für eine Nacht, wobei sie beim Einchecken die Schlampigkeit der Fluglinien, die immer wieder Gepäck verlieren, beklagen.

Die Boutique im Hotel ist teuer, aber gut, ein Mietwagen ist auch bald zur Stelle, falls er benötigt wird. Es ist Zeit, dass die beiden sich am Swimmingpool von den Strapazen erholen. Der Flughafen ist so endlos weit von Denver weg, dass die beiden dann auch gleich in einem der Hotelrestaurants essen und schließlich herrlich entspannt in einem riesigen Bett umschlungen liegen.

»Und wie geht es weiter?« fragt schläfrig Monika. »Morgen kaufen wir Wander- und Badeausrüstung. Dann fahren wir nach Netherlands, wo wir rustikal übernachten. Am Tag darauf fahren wir ganz früh zum Brainerd Lake und wandern dann bis zu einer Gletscherzunge. Dort wirst du getestet, ob du hart bist: ob du dich traust, dort auch ins Wasser zu gehen.«

Am nächsten Morgen überrascht Monika aber zuerst Marcus mit einem ungewöhnlichen Vorschlag. »Ihr Männer habt oft wilde Fantasien, die ihr euch nicht traut auszuleben. Ich habe dir viel zu verdanken und ich habe schon viel erlebt und ausgehalten. Ich möchte dir ein bisschen was zurückgeben. Du schreibst jetzt auf drei Zettel deine wildesten sexuellen Fantasien. Ich suche mir dann eine aus und die kannst du mit mir machen, egal, was es ist.« Marcus wehrt sich zuerst, aber die jetzt nicht mehr auf alt geschminkte toll ausse-

hende Monika und der Vorschlag erregen ihn sehr. »Du machst alles, was auf einem der Zettel steht?« »Ja, noch mehr, du musst es dann mit mir machen, auch wenn dich zwischendurch Gewissensbisse oder Mitleid plagen, sonst bist du ein Feigling.« Marcus nimmt drei Zettel. Mit zunehmend roten Ohren schreibt er einige S/M-Szenen auf, die ihn sehr aufregen, an die er bisher nur gedacht, aber die er nie voll ausgeführt hatte. Monika genießt inzwischen ihr Frühstück. Dann liest sie die Zetteln.

»Na, Fantasie hast du genug. Ich will nicht kleinlich sein. Ich werde alle drei deiner Wünsche erfüllen. Beginnen wir. Also fessele mich zuerst, wie du beschrieben hast.« Monika entkleidet sich und kniet sich auf das Bett, nachdem sie einen Teil ihrer zweiten Reisetasche geleert hat, der so ziemlich alles enthält, was den Wünschen auf den Zetteln entspricht: Fesseln, eine Reitgerte, eine Kerze, eine Kette mit zwei Klemmen, eine Mundsperr, ... Marcus fesselt sie so, dass Monika ganz ausgeliefert ist. Monika gesteht, dass sie »schlimm« gewesen ist und bittet um Bestrafung. Marcus, er erkennt sich kaum wieder, genießt die Situation. Wenn Monika schreit, dann auch immer mit dem Zusatz: »Ja, ich hab's verdient« und wenn Marcus aufhören will, »beichtet« Monika eine andere vermutlich erfundene Geschichte, die eine weitere Bestrafung der einen oder anderen Art erfordert.

Monika erduldet alles »brav«. Als Marcus schließlich völlig erschöpft ist, entfernt er die Fesseln von Monika und sagt:

»Und jetzt wirst du geliebt werden wie nie zu vor und nie später.« Monika lächelt:

»Du hast wirklich noch Reserven?« Marcus antwortet nicht. Er verbindet Monika nochmals die Augen und dann setzt er seine zehn zum Teil verformten Pseudohände ein, bringt Monika von Höhepunkt zu Höhepunkt. Als Marcus ihr die Augenbinde abnimmt und fröhlich »Guten Morgen« wünscht, schaut Monika ihn an wie ein Lebewesen von einem anderen Stern. Wie war das alles möglich? Sie weiß: Ihre Wege werden sich rasch trennen, aber vergessen wird sie Marcus nie. Was heute geschah, liegt jenseits des Möglichen, denkt sie ein um das andere Mal.

Marcus hat sich wohl auch noch nie so »ausgetobt« wie an diesem Tag. Und er hat seine Para-Kräfte noch nie so intensiv für Sex eingesetzt wie heute ...



Der Morgen beginnt mit einer weiteren Überraschung: Marcus zeigt Monika den Bericht über den Vorfall in Central City in der »Denver Post«. Vieles ist so durcheinander gebracht, dass die beiden nur lachen können. Aber eines steht fest, die zwei Insassen im zweiten Auto sind tot und die beiden, die aus dem ersten Auto flohen, offenbar auch. Man sieht ein etwas unscharfes Bild, wo Marcus in einem Flammenmeer steht und Monikas leblosen Körper hält. Darunter steht: »Heldenhaft versucht er, seine verletzte Frau noch wegzutragen, doch der Benzinbehälter dahinter (mit Pfeil markiert) explodierte Sekundenbruchteile nach dieser Aufnahme. Das verheerende Feuer hat die beiden in kürzester Zeit zu Staub verbrannt.«

»Wie hast du uns da raus gebracht?«, wundert sich Monika.

»Lass mir ein paar Geheimnisse«, übergeht Marcus die Frage.

Sie sind also offiziell tot und Shank und ein Bodyguard sind es wirklich. Ihr Mitgefühl für Shank hält sich in Grenzen.

»Wirst du dem Kollegen von Shank eine Kapsel Gegengift schicken?« »Kann ich nicht, ich bin ja tot; aber er wird es trotzdem überleben und ein bisschen Zittern schadet so einem Gangster sicher nicht!«

Monika kennt weder Netherlands noch Brainerd Lake noch kann sie sich vorstellen, dass ein See, in den eine Gletscherzunge hineinreicht, zum Schwimmen geeignet ist. Marcus schwärmt ihr von der Gegend der Indian Peak Wilderness Area vor. Es ist das eine der schönsten und noch nicht total überlaufenen Gegenden der Rockies in Colorado. In Wirklichkeit sieht man die Gegend nur richtig, wenn man mehrtägige Wanderungen mit voller Ausrüstung (Hütten oder so gibt es da nicht) macht. Aber Marcus möchte ihr doch ein bisschen von seinem Colorado zeigen, wie er es im Rahmen eines Studentenaustausches kennen gelernt hat.

Die nächsten Tage vergehen wie im Traum. Netherlands ist »urig«, die Gegend um den Brainerd Lake paradiesisch. Marcus ist auch beeindruckt, dass Monika nicht nur bereit ist den langen Weg bis zum Gletscher zu gehen und die Schönheiten mit Begeisterung aufsaugt, sondern dass sie sich tatsächlich mit ihm in das eiskalte Wasser des Gletschersees wagt unter einer Voraussetzung: dass er dann Body-to-Body-Erwärmung durchführt. Dafür ist Marcus leicht zu haben. Die durch die Kälte des Wassers harten Brustwarzen, ihr schöner Körper, ihr Einfühlungsvermögen und eine gute Dosis von

Hormonen schalten Marcus' übrige Sinne fast ganz ab. Sehr spät sieht er das Wanderpaar, das sie von weiter oben beobachtet. Als er darauf reagieren will, winkt das Paar mit einer Geste, die nur heißen kann: »Lasst euch nicht stören.« Also ganz so puritanisch, wie manchmal berichtet, sind die Amerikaner doch nicht, registriert Marcus.

Beim Rückweg zum Auto und dann zum Flughafen holt sie die Realität ein. Sie haben sich geeinigt, wie das letzte Mal, dass sie für kurze Zeit gut zusammenpassen, aber nicht mehr aus dieser Liebelei machen sollten.

Marcus hat ein Ticket für Monika gekauft, sie weiß nicht einmal wohin, und er hat ein Kuvert vorbereitet mit »ein paar Instruktionen«, das sie erst im Flugzeug aufmachen darf, wenn sie unbeobachtet ist.

Am Flughafen gibt Marcus ihr ein Flugticket nach Los Angeles. Beim Abschied hängen sie lange aneinander. Beide denken dasselbe: Sollten wir nicht doch probieren, ob wir auch länger zusammenpassen? Bei Monika siegt die Vernunft. Bei Marcus das Gefühl, dass er sich mit seiner T-Kraft nicht binden kann, dass er sie niemand verraten kann. Das war ja auch der Grund, warum er Monika, bevor er mit ihr übermenschlich schnell dem Feuer davonlief, ihre Erinnerung nehmen musste.

In der Toilette des Flugzeugs öffnet Monika das Kuvert von Marcus. Es enthält die Instruktion, jetzt zuerst zu ihren Eltern zu fahren und dann mit dem beiliegenden 500.000-\$-Scheck ein neues Leben anzufangen. Marcus hat noch andere nette Worte, von denen er aber schreibt, dass sie niemand je erfahren soll. Monika hat rote Augen, als sie aus der Toilette kommt.

Marcus will einem Phänomen nachgehen, das er durch Zufall entdeckte. Als er im Hotel in Central City in einer Vitrine Goldnuggets sah und diese mit seinen Pseudohänden berührte, hatte er das eigentümliche Gefühl, als würde er ein Goldnugget unter tausenden verschiedenen ident geformten Objekten sofort erkennen können. 5 km vor Black Hawk lässt Marcus sein Auto stehen und geht zum Bach hinunter, fährt mit den Pseudohänden in den schottrigen Untergrund des Bachbettes. Plötzlich dieses eigentümliche Gefühl. Er zieht die Pseudohand herauf – dies gelingt ihm kaum. Natürlich, er kann durch Objekte durchgreifen, aber nicht Objekte durch andere

hindurchziehen. Hier, im lockeren Schotter, schafft er es schließlich mit großer Mühe und hält ein fingergroßes Goldnugget in der Hand! Seine Pseudohände sind also noch immer für Überraschungen gut. Dass sie auf Goldnuggets ansprechen, eröffnet neue Perspektiven. Hätte er sich die Casinobetrügereien vielleicht ersparen können?

Während mehrerer Schalen Kaffee, wenn man die dünne braune Brühe<sup>16</sup> so bezeichnen kann, beschließt Marcus, für ein paar Tage sein Glück als Goldsucher zu probieren. Ganz ohne Werkzeug wird es nicht gehen. Wenn er Gold aufspürt, kann er es wohl im Normalfall nur mit Werkzeug herausholen. Informationen im Museum in Central City legen es nahe, sein Glück zuerst in der Cripple Creek Gegend zu versuchen, nicht zuletzt, weil dort weniger Touristen sind als in der Nähe der großen Casinos.

Seine Ausrüstung besteht am ersten Tag aus einem Rucksack, einem Spaten und einem kleinen Pickel. Ganz langsam geht er den Cripple Creek an einer Stelle aufwärts, wo er auf beiden Seiten eine steile schmale Böschung hat. Er lässt seine Pseudohände in ca. 20–30 cm Tiefe durch den Sand bzw. feinen Schotter in der Mitte des Baches gleiten. Er findet zu seiner Überraschung Nuggets fast alle paar Meter, die größten etwa haselnussgroß, und kann sie aus dieser Tiefe mit wenigen Ausnahmen ohne Werkzeug bergen. Wie ist das möglich? Hier wurde mit viel Aufwand nach Gold gewaschen und so viel wurde übersehen?

Erst als er näher am Ufer und in der Uferböschung sucht und dort auch tiefer nichts oder ganz wenig findet, wird ihm klar, dass 20–30 cm tief in der Mitte des Baches wohl niemand je ernsthaft nach Gold gesucht hatte. Dazu hätte man große Bagger gebraucht und die haben hier keinen Platz. So lernt Marcus sehr schnell die für ihn günstigsten Stellen zu finden, wo kein Bagger einsetzbar war, wo das Wasser möglichst tief ist oder reißend und tieferes manuelles Graben daher zu schwierig war. Auf diese Weise füllt er am ersten Tag seinen Rucksack so voll, dass er ihn kaum mehr zum Auto

---

[16] Der übliche Kaffee in Icecubistan, wie manche die USA nennen (schließlich bekommt man ja z. B. bei einer Bestellung von einem Glas Cola ein Glas Eis mit ein wenig Cola dazwischen!), wird durch den Ausdruck »braune Brühe« noch höflich beschrieben. Andere sagen: »Selbst in der Dämmerung sieht man einem vollen Häferl mühelos auf den Grund.« Natürlich gibt es inzwischen auch Ketten, die speziellen Kaffee anbieten: Der ist dort meist tatsächlich viel stärker, aber die Bohnen so überbröstet, dass das Getränk bitter und angebrannt schmeckt.

schleppen kann. Das hohe spezifische Gewicht von Gold macht sich unangenehm bemerkbar.

Aus Neugier versucht er an einigen schwierigen Stellen auch tiefer zu greifen. An einer Stelle findet er einen mehr als nussgroßen Nugget, hier kämpft er allerdings, während er im fließenden Wasser steht und es ihm immer kälter wird, fast eine Stunde, bis er das Stück geborgen hat. Aber immerhin: es dürfte fast 3 kg schwer sein! Damit ist eines klar. Er könnte beliebig viel Geld durch Goldsuche verdienen, müsste dazu natürlich zuerst einen Claim abstecken. Ferner wäre es dann sinnvoll, dass er nur die Nuggets aufspüren und andere fürs Herausholen bezahlen würde. Marcus hat damit eine neue und diesmal wohl völlig legale Möglichkeit gefunden, mit seiner T-Kraft Geld zu verdienen. Freilich, er hat inzwischen mehr Geld, als er wohl je brauchen wird, und kann damit die Goldsuche abbrechen. In Zukunft will er allerdings noch probieren, ob er auch andere Substanzen erspüren kann. Aber einen Versuch möchte er noch machen, ob er in aufgelassenen Goldbergwerken auch Gold im Felsen lokalisieren kann.

Er erinnert sich an ein aufgelassenes Goldbergwerk auf der nicht asphaltierten Nebenstraße von Central City nach Süden zum Interstate I70, und zwar nahe bei der Autobahn. Der Eingang in das Bergwerk, erinnert sich Marcus, ist schwierig, weil senkrecht nach unten, die Treppen längst vermodert, aber die Eisenkrampen in der Wand sollten noch immer einen vorsichtigen Abstieg erlauben. Mit Kopflampe, Helm, Lederhandschuhen, zwei Taschenlampen und Reservebatterien ausgerüstet, fährt Marcus los. Er braucht lange, bis er den überwachsenen Eingang wieder findet. Zu seiner Überraschung sieht es so aus, als wären hier vor nicht allzu langer Zeit Menschen oder große Tiere gewesen. Gras ist zertreten, einige Zweige abgerissen. Als er auf einem Zweig ein Stückchen weißes Tuch sieht mit einem roten Fleck, redet ihm seine Fantasie ein, das könnte Blut sein. Er erhöht seine Individualgeschwindigkeit um den Faktor 50, um etwaigen Überraschungen besser gewachsen zu sein. Subjektiv unendlich langsam und vorsichtig klettert er die Klammern hinunter. Die Lederhandschuhe und griffigen Schuhe machen sich jetzt bezahlt. Als er den Boden des vertikalen Schachtes erreicht, pausiert er. Hier gehen verschiedene Stollen ab und einer wurde vor kurzem des Öfteren begangen. Mit minimalem Licht, immer wieder stehen

bleibend und horchend, geht er weiter. Es ist ihm so unheimlich, dass hier vor kurzem Menschen waren, dass er nur ganz nebenbei mit seinen Pseudohänden durch die Wände gleitet, aber plötzlich bei einer riesigen, meterlangen Ansammlung von Gold in der Wand fast zusammenzuckt. Von außen ist hier gar nichts zu sehen. Er zieht die Pseudohand zurück: Er hat inzwischen gelernt abzuschätzen, wie tief sie ausgestreckt war. Das Ergebnis ist aufregend: zehn Meter! Um zehn Meter entdeckten die seinerzeitigen Goldgräber ein großes Goldvorkommen nicht! Und er weiß, dass er der beste Goldgräber der Welt sein könnte.

Eigentlich ist er jetzt fertig. Die Menschenspuren haben ihn aber nicht nur ängstlich, sondern auch neugierig gemacht. Er geht lange weiter, denkt schon mehrmals an ein Umdrehen, als er plötzlich in einem Seitengang einen schwachen Lichtschein sieht. Mit stark erhöhter Individualgeschwindigkeit geht er vorsichtig weiter, bis er plötzlich in eine über nach unten führende Stufen erreichbare Kammer sehen kann. Dort sitzen zwei verwegene aussehende Männer und ihnen gegenüber, an einem Pflock angebunden, liegt ein gefesselter und offenbar sehr erschöpfter, schlafender oder bewusstloser Mann! Es dauert nicht lange, bis Marcus versteht, was sich abspielt: Der junge Mann wurde offensichtlich entführt, um seine Eltern um eine große Summe Lösegeld zu erpressen. Den Gesprächen der beiden Entführer entnimmt er, dass die Entführergruppe (offensichtlich handelt es sich um insgesamt drei) schon ungeduldig wird, weil nach mehr als 10 Tagen noch immer keine Zahlung erfolgt ist. Ihren Zorn darüber haben sie offenbar an dem Entführten ausgelassen, dem sie, wie sie lachend erwähnen, jetzt schon zwei Tage nichts mehr zu trinken gegeben haben.

Marcus zögert nicht: Indem er seine Individualgeschwindigkeit erhöht, ist er fast unsichtbar. Er eilt die paar Stufen hinunter, entreißt beiden ihre Waffen und bindet sie provisorisch Rücken gegen Rücken zusammen. Das hat genau 0,8 Sekunden gedauert, obwohl Marcus bei Faktor 300 dafür immerhin 4 Minuten zur Verfügung standen. Nun schaltet er auf Faktor 2 zurück. Der Entführte ist durch das Geräusch wieder zu sich gekommen und Marcus kann nicht gestatten, dass er etwas von seinen T-Kräften erfährt. Es genügt, wenn sich die beiden Entführer bis ans Ende der Tage nicht erklären werden können, was ihnen eigentlich geschah! Waren sie

eingeschlafen? Betäubt worden? Gerade noch schien alles in Ordnung, nun plötzlich waren sie gefesselt und würden der Polizei übergeben werden.

Marcus kümmert sich zuerst um den Entführten. Er gibt ihm Wasser, aber erlaubt ihm nur schluckweises Trinken. Aus seiner Provianttasche nimmt er etwas Traubenzucker. Er schneidet die Fesseln auf, massiert die steifen Arme und Beine. Trotz aller Sorgfalt, mit der Marcus vorgehen muss, hat er auch die Angst im Nacken. Was, wenn der andere Entführer zu früh zurückkommt? Wenn er sein Auto entdeckt hat, das nahe beim Ausgang steht, und wenn er dort auf ihn versteckt und bewaffnet wartet? Was, wenn der Entkräftete den Aufstieg nicht schafft?

Marcus denkt schneller, um keine Fehler zu machen. Zuerst die Entführer knebeln, damit sie nicht eine Warnung oder um Hilfe rufen können. Gemacht. Nun sie unabhängig fest fesseln. Geschehen. Zwei Paar Fußschellen, die am Boden liegen, kommen ihm gerade recht: Damit gefesselt können sich die beiden nicht bewegen, auch wenn sie die Fesseln irgendwie loswerden können. Erledigt. Das lange Seil mitnehmen, um den erschöpften Entführten zu sichern bzw. sogar hinaufziehen zu können. Sehr gut. Eine Waffe und Reservemunition für den Notfall mitnehmen. Getan. Einige kurze Seilstücke mitnehmen, falls es andere Entführer zu fesseln gibt. Dem entführten jungen Mann eine Taschenlampe geben, die eigene kontrollieren, alle anderen Lichtquellen vernichten: So würden die beiden Verbrecher auf keinen Fall weit kommen. Fertig zum Abmarsch.

»Kommen Sie«, sagt Marcus, »wir müssen hier schnell raus, bevor die anderen Entführer zurückkommen. Ich bin Marcus Waller. Und Sie?«

Der andere schaut erstaunt: »Ich bin Helmut Koehler, ja wussten Sie denn das nicht?« »Nein, ich war nur zufällig hier und sah Ihre missliche Lage. Helmut Koehler ... meinen Sie Koehler von der Badezimmerinstallationsdynastie?« »Ja, so könnte man uns wohl nennen. Ich bin einer der Söhne.«

Sie kommen langsam, aber ungehindert bis zum vertikalen Schacht. Helmut Koehler fühlt sich sehr schwach. »Ich binde jetzt das Seil unter deine Schultern, klettere dann zuerst ganz hinauf. Erst wenn ich rufe, kommst du vorsichtig nach. Ich werde dich entlasten, indem ich am Seil ziehe. Alles klar?«

Helmut geht es sichtbar schlecht. Die 10 Tage in Nässe und Dunkelheit scheinen ihn enorm geschwächt zu haben. Das gibt für Marcus den Ausschlag. Er bindet das Seil unter die Achseln von Helmut: »Bleib sitzen, wo du bist. Wenn du einen festen Zug am Seil spürst, stehst du auf, gehst zum Vertikalschacht und ich ziehe dich dann einfach hinauf. Gib bitte nur Acht, dass du dich beim Hinaufziehen nicht verletzt. Zieh diese Handschuhe an und setz den Helm auf, damit du besser geschützt bist.«

Marcus klettert mit dem anderen Seilende die 50 m vorsichtig hinauf: Durch einen hohen Beschleunigungsfaktor seiner Individualzeit benötigt er dafür nur ca. 3 Sekunden. Oben angekommen schaut er über den Rand, sieht, wie sich der dritte Entführer, der offenbar inzwischen gekommen ist, wohl wegen des Autos von Marcus mit Waffen versieht und im Begriff ist hinunterzuklettern.

Marcus macht kurzen Prozess. Mit T-Kraft bricht er einen morschen Ast, der auf den Mann stürzt. Bevor dieser recht weiß, was geschehen ist, ist er schon von Marcus gefesselt und entwaffnet. Marcus will besonders vorsichtig sein. Er nimmt Brieftasche, Autoschlüssel, Autopapiere und Führerschein an sich und zieht dem Mann seine Hose aus, die er in Stücke zerreißt. Er fährt mit dem Entführerauto so ins Gebüsch, dass es niemand von der Straße sehen kann. Er setzt den Gefesselten ins Auto und bindet ihn dort an. Er kann jetzt nicht entkommen, bis die Polizei ihn findet. Um ganz sicher zu gehen, zersticht er noch die Reifen. Ein gefesselter Mann ohne Hose, ohne Autoschlüssel, ohne Geld und ohne funktionstüchtiges Auto dürfte eigentlich nicht entkommen können.

Nun gilt es, Helmut heraufzuholen. Dafür fährt er mit seinem Auto nahe an den Vertikalschacht und bindet das obere Ende des Seiles am Abschlepphaken an. Jetzt schiebt er langsam zurück, so zieht die Kraft des Autos Helmut hoch. Als Marcus den Helm auftauchen sieht, stoppt er und steigt aus, um Helmut zu helfen. Dieser hat aber nun doch die letzten Klammern selbst bewältigt, der Lichtschein und die Aussicht auf Rettung haben ihn beflügelt.

»Wie soll ich dir je danken?« »Vergiss es. Ich bin Pfadfinder. Ich muss jeden Tag eine gute Tat tun. Das war die für heute.«

Marcus und Helmut fahren los. Zuerst ruft Marcus Koehler sen. an: »Ihr Sohn ist frei und wohlauf, die Entführer gefangen, nur Ihr Sohn unter Schock und etwas schwach.« Marcus gibt Helmut das

Telefon. Danach ist der Vater überzeugt, dass sein Sohn wirklich frei ist. Marcus nimmt noch einmal das Telefon: »Ich bin Marcus Waller aus Österreich und konnte Helmut durch Zufall helfen; ich möchte aber unter keinen Umständen, dass mein Name oder mein Bild in die Medien kommt. Können Sie das sicherstellen und mir einen guten Vorschlag machen, wo ich Ihren Sohn hinbringen kann?«

»Am einfachsten wäre die Koehler Niederlassung in Denver. Wie lange werden Sie brauchen?«

»Nicht mehr als 30–40 Minuten. Lassen Sie ein Bad, eine leichte Suppe und ein Bett für Ihren Sohn vorbereiten. Ihre Niederlassung wird Sie verständigen, sobald wir dort sind.«

Nun ruft Marcus die Polizei an und erläutert genau, wie man die drei Entführer finden kann und gibt die Daten des einen Entführers durch. Seinen eigenen Namen sagt er nicht: »Das läuft bitte alles über die Familie Koehler.«

Als Marcus Helmut zur Niederlassung bringt, will er sich verabschieden, doch man besteht darauf, dass er auf Vater Koehler wartet. Marcus wird bis dahin sehr verwöhnt. Er will seine Geschichte nicht x-mal erzählen, drum spricht er sie einmal, eingedenk der T-Kraft in etwas vereinfachter Form, auf ein Tonband. Als Koehler sen. eintrifft, ist der Jubel auf allen Seiten groß. Marcus will weiter. Koehler sen. bedankt sich bei ihm nochmals überschwänglich und drückt ihm einen Aktenkoffer in die Hand.

»Was ist das?«

»Die ausgesetzte Belohnung von 2 Millionen Dollar.« »???«

Koehler sen. ist perplex: »Ja wussten Sie denn nichts von der Belohnung?«

»Nein, ich bin hier als Tourist unterwegs, da ist man über die lokalen Ereignisse nicht immer informiert.«

»Wie auch immer, das Geld gehört Ihnen.«

Marcus schlägt eine für beide Seiten noch günstigere Lösung vor. Er wird ab sofort Mitarbeiter von Koehler, Außenstelle Österreich, und bekommt monatlich 10.000 Euro auf sein österreichisches Konto überwiesen. Damit hat Marcus endlich ein erklärbares, reguläres Einkommen. Früher oder später hätte sonst jemand gefragt, wo all das Geld herkommt, das er ausgibt! Die Koehlers laden Marcus zu sich ein. Er wird immer ein Freund der Familie bleiben. Er bittet darum, ein anderes Mal kommen zu dürfen ... und vertraulich zu Hel-



mut und dessen Vater. »Wenn ich einen anderen Namen benutzen muss, werde ich dann unter dem Codewort ‚Entführung Helmut‘ willkommen sein?«

»Jederzeit.«

Marcus freut sich, seine T-Kraft positiv eingesetzt zu haben. Nun hat er noch eine lange Autoreise vor: Er hat ca. 150 kg Gold im Kofferraum seines Mietautos und will das zu seinem Freund Peter Cobb bringen, kann dies aber unmöglich per Flug erledigen.

Peter ist nicht wenig überrascht, Marcus so schnell wiederzusehen.

»Peter, ich brauche wieder deine Hilfe. Aber diesmal kriegst du die 2 %.« Dann zeigt er seinem Freund die Rucksäcke voll von Nuggets.

»Kannst du die verkaufen, 2 % behalten und das Geld auf das Nummernkonto in der Schweiz überweisen?« Für Peter Cobb ist das offenbar kein Problem. Er meint nur: »Wenn du mir noch öfter solche Sachen bringst, brauche ich mein Import- und Exportgeschäft nicht mehr. Du bist sehr vielseitig geworden, Marcus! Aber gib auch Acht auf dich!«

Es drängt Marcus schon sehr nach Österreich. Aber er will das Angefangene zu Ende führen. Also noch rasch als Marcus Simmer nach Neuseeland! Bei der Einreise in Auckland wird er mit seinem Pass anstandslos als Neuseeländer akzeptiert. Sein erster Eindruck von der Stadt ist sehr positiv, die Queen Street und der Hafen sind beeindruckend und es gibt auch eine schöne Universität und ein Casino, von dem er seine Finger lassen wird. Die herrlichen Küsten nahe Auckland wie Karekare würden mehr verdienen, als nur einmal vorbeizufahren, aber das muss ein anderes Mal geschehen. Er eröffnet ein Konto bei der ASB Bank Ecke Queens und Wellesley und mietet, zunächst auf drei Jahre, eine schöne Wohnung in Ponsonby, einer netten Wohngegend, wo es auch die meisten und besten Restaurants der Stadt zu geben scheint. Damit hat er jetzt am anderen Ende der Welt einen Stützpunkt. Das Büro, das ihm die Wohnung anbot, ruft ihn einen halben Tag vor seinem Abflug Auckland–Singapore–Frankfurt an, sie hätten ein hügeliges Gelände mit Strand, Wald, einheimischen Kauris, zwei Wasserfällen und einem kleinen See mit 8 Quadratkilometer Größe auf Great Barrier Island zu verkaufen, zu lächerlichen 110.000 US-\$, ob er sich das nicht an-

schauen wolle. Also fliegt er mit einem winzigen Charterflugzeug auf Great Barrier Island. Mit einem Jeep geht es weiter über nicht asphaltierte Straßen durch weitgehend menschenleeres Gebiet, dann einmal scharf nach Osten. Er steht auf einem Hügel, unten eine Traumbucht, zwei Bäche mit Andeutungen von Wasserfällen im dichten Wald. Marcus weiß nicht, wie oft oder ob er überhaupt wieder nach Neuseeland kommen wird. Er weiß, dass Great Barrier Island noch feuchter ist als das feuchte Auckland, noch fast keine Infrastruktur hat und bei Schlechtwetter praktisch unerreichbar ist. Und doch, wo kann man ein so schönes Stück Land sonst noch kaufen? Warum zögern, er hat zurzeit genug Geld, verkaufen kann er das noch immer, und wenn er dabei ein bisschen verlieren sollte, was soll's, ist ja bei Aktien auch so.

So erwirbt sich Marcus Simmer schon bei seinem ersten Besuch in Neuseeland den Ruf eines schnell entschlossenen Käufers.

Der Flug zurück nach Europa ist ereignislos. Marcus schaltet auf 1/20 Geschwindigkeit und kommt in Frankfurt so frisch an, dass sich die Stewardessen wundern. Hier macht er noch einen kurzen Stop-over, um unter seinem neuen österreichischen Namen Gustav Hufnagl ein Konto mit Kreditkarte zu eröffnen und um sich auch hier, ganz in der Nähe des Flughafens, eine kleine Wohnung als Notstützpunkt zu besorgen. Dann geht es endgültig zurück nach Wien ...

## 8. MARIA

Als Marcus vom Flughafen Wien-Schwechat per Taxi in die Köllnerhofgasse fährt, wird ihm bewusst, wie viele »Freunde« er in letzter Zeit kennen gelernt, aber auch verloren hat, und dass er eigentlich keine »richtige« Freundin hat. Er muss die Situation mit Greta und Andrea endgültig klären. Und, ach ja, Maria in Graz schuldet er auch einen Besuch.

Zuerst meldet er sich telefonisch bei seinen Eltern, berichtet ihnen, wie schön und erfolgreich sein Flug in die USA war, und von seinem Anstellungsvertrag als Berater bei der Firma des österreichischen Auswanderers Koehler. Die Eltern bedrängen ihn zu berichten, wie viel er denn verdient, von der Summe, die er nennt, sind sie sehr beeindruckt. Als er auch noch ein Firmenauto erwähnt, freuen sie sich besonders. Sein eigenes war doch schon gebrechlich geworden. Marcus verzeiht sich selbst diese kleine Lüge, denn nur so hat er die Möglichkeit, unverdächtig ein neues Auto zu kaufen.

Greta freut sich von Marcus zu hören, will sich aber lieber auf einen Kaffee treffen, statt mit ihm am Abend auszugehen. Marcus macht sich seinen Reim darauf. Greta schaut blendend aus, sonnengebräunt, selbstbewusst, herausfordernd angezogen. Marcus macht ihr ein entsprechendes Kompliment. Sie erzählen sich gegenseitig von den letzten drei Wochen, Marcus lässt vieles aus, aber schwärmt von Las Vegas, Lake Powell und auch der Umgebung von Denver, übergeht die Bemerkung »du warst sicher nicht immer alleine unterwegs« mit der Bemerkung »nicht immer«.

Sie erzählt von ihrem neuen Job und wie sie am Anfang niedergeschlagen war, als Marcus ohne sie in die USA fuhr, aber es sei gut für sie gelaufen. Sie hat bald einen EU-Beamten, der erst seit kurzem in Wien ein Büro leitet, kennen gelernt. Sie hat ihm viel gezeigt und schildert allerhand seiner positiven Attribute. Ihr gemeinsamer Urlaub auf Rhodos war einfach ein Traum. Wenn Greta versucht durch die Geschichten Marcus eifersüchtig zu machen und durch ein gelegentliches Vorbeugen ihre offenbar zur Gänze schön braun gebrannten Brüste zur Geltung bringt, um Marcus anzuregen, dann gelingt ihr das fast. Aber doch weiß Marcus, dass ihn von Greta, die ein Stadtmädchen ist, das sich aber kaum für Literatur, Kunst oder

irgendwelche abenteuerlichen Erlebnisse interessiert, mindestens so viel trennt wie von Monika, die, so hat er sie immer eingeschätzt, ein sehr gutes Chamäleon ist, sich an alles Mögliche anpasst, aber es letztendlich genießt, immer wieder von neuen und vielen Männern umschwärmt, verwöhnt und geliebt zu werden.

Marcus lässt Greta von ihrem Freund erzählen, gratuliert ihr, dass sie sich offenbar so lieben, und überrascht Greta, als er meint, wenn sie beide einmal Lust haben, vielleicht könnten sie gemeinsam etwas unternehmen.

Als sie sich verabschieden, kommt es Greta vor, als habe sich Marcus in den drei Wochen unglaublich verändert. Als hätte er sehr viel mehr erlebt, als er erzählte, als würde sie ihm noch immer sehr gut gefallen, aber als wäre er froh, dass es ihr mit einem neuen Freund gut ginge, und als empfinde er kaum Eifersucht.

Ein gutes Gespür für die Gefühle anderer Menschen hatte Greta schon immer gehabt. Und so war es auch gekommen, dass sie eines Abends dem Späher Klaus durch eine schwache Aura eines Emotiopathen, einer Person, die intuitiv starke Gefühle in anderen Personen versteht, aufgefallen war. Sie waren inzwischen enge Freunde.

Der Beginn des Wintersemesters an der Universität Wien steht vor der Tür. Marcus will wenigstens sein Bakkalaureat in Physik abschließen. Also stürzt er sich ins Lernen. Er besteht zwei Prüfungen problemlos, indem er durch Anhebung seiner Individualgeschwindigkeit Dutzende Bücher in objektiv wenigen Tagen lernt, obwohl subjektiv das Lernen genauso leicht oder schwer geht wie früher... nur für die Außenwelt scheint er plötzlich sehr viel effizienter zu studieren. Da er auf den Besuch von Vorlesungen verzichtet, für ihn ist das Lernen aus Büchern einfach günstiger, entgeht er noch immer Klaus, dem Späher der PPU, der alle Physikvorlesungen auf der Suche nach der Person mit der starken T-Kraft mehrmals besucht.

Insgesamt verläuft das Leben in Wien für Klaus beruflich wenig erfolgreich. Es gibt offenbar nur sehr, sehr wenige parapsychisch begabte Personen, denn Greta war bisher die einzige, die er entdecken konnte, und ihre Begabung ist so gering, dass sie nur bedingt für eine Einheit wie die PPU in Frage kommt. Trotzdem, das oftmalige Zusammensein mit Greta, ihre gemeinsamen Ausflüge und der Urlaub in Griechenland machen das Leben mehr als lebenswert. Wie nahe er durch Greta der Entdeckung von Marcus ist, ahnt er nicht.

Wenn Greta nur ein einziges Mal erwähnen würde, wie sie ihren letzten Freund Marcus kennen gelernt hatte, wäre für Klaus alles klar.

Marcus schiebt den Anruf bei Maria in Graz und bei Andrea, seiner Bergkameradin in Innsbruck, immer wieder hinaus, bis sich der zweite Anruf erübrigt. Andrea ruft Marcus an. Sie kommt auf eine Woche nach Wien, sie würde ihn gerne treffen – danke übrigens für die beiden Karten aus den USA!

»Ich will nicht aufdringlich sein, Andrea, aber in meiner Wohnung steht ein voll möbliertes Schlafzimmer frei, hat sogar eine eigene Nasszelle. Du kannst gerne bei mir wohnen.«

Andrea zögert kurz, ruft in ihre Wohnung hinein: »Toni, Marcus bietet mir an, bei ihm zu wohnen. Er hat ein getrenntes Schlafzimmer mit eigenem Bad. Ist das von dir aus O. K.?« Offenbar ist es O. K., denn Andrea sagt zu und informiert Marcus so auch gleichzeitig, dass sie mit ihrem Freund Toni inzwischen zusammenlebt.

Marcus und Andrea verstehen sich so gut wie eh und je. Beide haben untertags zu tun, aber schon das gemeinsame Frühstückmachen macht Spaß, sie durchstreifen die Innenstadt Wiens, die Marcus gut kennt, oft bis tief in die Nacht. Andrea ist bei jedem Unsinn mit dabei, sie verliert die Wette, dass er die Ankeruhr am Hohen Markt nicht mit einem Stein treffen kann. Marcus schwindelt mit T-Kraft, aber der laute Ton bewirkt, dass einige Leute entgeistert ihre Fenster öffnen. Am nächsten Tag steht »Glockenschlag am Hohen Markt um 1:34?« in der Zeitung. Als das Klaus liest, wird er ärgerlich. Da ist doch tatsächlich »sein Mann« noch in Wien und er findet ihn nicht! Die nächsten Abende verbringt Klaus in der Nähe des Hohen Marktes, nur wenige hundert Meter von der Köllnerhofgasse entfernt. Er hat aber wirklich Pech. An diesen Abenden gehen Andrea und Marcus einmal in ein Musical, das andere Mal ins Kino. Der Tag darauf ist ein so schöner Septembertag, dass Marcus Andrea die Donauinsel zeigt und mit ihr so weit nach Süden radelt, bis sie in die FKK-Zone geraten, wo Marcus nackt ins Wasser springt und Andrea auch nichts anderes übrig bleibt.

»Marcus du bist und bleibst ein Voyeur und ein Schuft«, lacht sie, freut sich aber über die bewundernden Blicke.

»Schau nicht so. Ich habe zugenommen.« »Ich schaue nicht deshalb, sondern weil du schön bist.«

Die Tage verlaufen so harmonisch, wie sich das beide nicht vorgestellt haben, obwohl es keine Intimitäten gibt, wenn man von Handberührungen absieht. Andrea verlängert ihren Aufenthalt um drei Tage. Marcus fühlt sich Andrea sehr nahe. Warum kann sie nicht bei ihm wohnen, könnte es nicht sein, dass sie viel mehr als gute Freunde sein sollten? Marcus macht eine Restaurantreservierung im Prinz Eugen Restaurant des Hilton, einem der besten Esslokale in Wien, zwei Tage vor Andreas geplanter Abreise. Er möchte sie fragen, ob sie nicht versuchen will, mit ihm zu wohnen und Toni aufzugeben ... Hat sie nicht selbst gesagt, es sei so viel mehr Spaß hier mit ihm in Wien als mit Toni in Innsbruck? Natürlich lässt die Formulierung auch den Schluss zu, dass es an der Stadt liegt.

Marcus plant einen schönen Abend, aber will auch »ernst« mit Andrea reden, und Andrea freut sich auf den Abend, sie wird ihn zu einer wichtigen Mitteilung benutzen.

Der Abend beginnt vertraut und liebevoll. Dass sich heute die Hände mehrmals berühren, ist kein Zufall. Irgendwann nimmt Marcus seinen Mut zusammen.

»Andrea, ich habe dich sehr gerne. Mehr, als man eine Bergkameardin gern haben sollte. Kannst du dir nicht vorstellen, dass du noch viel länger in Wien bleibst, bei mir und mit mir. Ich muss dazu nur ein Problem mit dir besprechen, wo ich dich bitten muss, niemandem davon zu erzählen.«

Marcus will Andrea von seiner T-Kraft erzählen und wie diese ihr gemeinsames Leben beeinflussen wird; Andrea glaubt, er will ihr etwas von vergangenen Liebschaften erzählen. Sie weiß von Marianne, sie hat von Greta gehört, ein Bekannter von ihr sah Marcus mit drei jungen Mädchen in einer Suite in Las Vegas verschwinden. So sehr ihr Marcus gefällt, sie schätzt ihn als Frauenheld ein, als Voyeur und sehr an Sex interessiert. Hatte er nicht auch sie nach dem Fast-Unfall am Hochtor ausgenutzt? Sie will das alles nicht hören, sie unterbricht Marcus.

»Du bist mir für nichts Rechenschaft schuldig. Bitte bleiben wir Freunde. Aber bevor du weiterredest, ich bin im dritten Monat schwanger. Toni und ich werden heiraten.«

Marcus sitzt einen Augenblick wie versteinert. »Was meint Andrea mit Rechenschaft?« Warum schleudert sie mir das jetzt am Abend ins Gesicht, nachdem wir fast zehn Tage beide auf rosa

Wolken gewesen sind? Andrea ist verzweifelt. Sie wollte Marcus was ganz anderes sagen, etwas ganz Wichtiges. Wie kann sie das korrigieren? Wie kann sie Marcus sagen, dass sie sich gut ein Leben mit ihm vorstellen kann, wenn er nur verspricht, wirklich zu ihr und nur zu ihr zu stehen? Wie kann sie ihre Gefühle gegenüber Toni ausdrücken, die freundschaftlich, aber nicht viel mehr sind, dass Toni sich nach dem Schwangerschaftstest aber so gefreut und sie sofort gebeten hatte, ihn zu heiraten?

Marcus hingegen war für sie unerreichbar, irgendwo in den USA, und tingelte mit leichten Mädchen herum. Wie kann sie das mit der Schwangerschaft richtig erklären? Sie denkt verzweifelt: Marcus, Marcus, rede nicht um den Brei herum, sag, dass du mich liebst und dass du mich auch nimmst, wenn ich schwanger bin, und dann kann ich dir auch noch sagen, was du nicht ahnst.

Ein entsetzlicher Hustenanfall an einem der Tische in dem Lokal unterbricht alles. Etwas Größeres muss in der Kehle des Gastes stecken geblieben sein. Die Nachbarn sind aufgesprungen, schlagen dem Mann auf den Rücken. Es hilft nichts. Der Kellner ruft die Rettung. Sie wird zu spät kommen. Der Gast läuft rot, dann schon blau werdend an. Marcus konzentriert sich. Eine Pseudohand greift in den oberen Teil der Luftröhre: Da steckt ein langes Stück Knochen, das die Luftröhre stark dehnt. Dadurch wird sie so flach, dass neben dem Knochen kaum mehr Luft durchkommt. Das Schlagen hilft hier gar nichts, der Knochen sitzt zu fest. Marcus dehnt mit einer Pseudohand die Luftröhre noch mehr, der Mann röchelt auf, mit einer anderen Pseudohand nimmt Marcus den Knochen und wirft ihn aus dem Mund heraus. Keuchend und tief atmend sitzt der Mann. Aber es geht ihm rasch besser, er trinkt einen Schluck Wasser, die Farbe kehrt in sein Gesicht zurück. Mit etwas krächzender Stimme entschuldigt sich der Gast bei allen Anwesenden.

Das ist gut gelaufen, denkt sich Marcus. Aber an ihrem Tisch ist endgültig der Faden gerissen. Sie gehen bald, schweigsam, und Andrea fährt jetzt doch einen Tag früher nach Innsbruck zurück. Marcus bringt sie zum Westbahnhof. Es ist ein trauriger Abschied. Vor allem Marcus wundert sich über die Trauer bei Andrea. Sie hat doch alles, was sie wollte? Andrea ist von Marcus gerührt, er ist entweder ein sehr guter Schauspieler oder sie sollte doch noch rasch aussteigen, in seine Arme fallen und ihm die Wahrheit erzählen. Sie

bleibt aber sitzen. Wie so oft wird eine Entscheidung getroffen, weil man nicht handelt.

Marcus hat der Zwischenfall im Restaurant wieder gezeigt, wie sehr seine T-Kräfte helfen können, wenn er nicht so alleine wäre. Er stürzt sich lustlos in die Physik. Andrea geht ihm ab, er beginnt anderen Mädchen nachzusehen, überlegt, ob er nicht zur Beschleunigung doch wieder auch bei Mädchen seine T-Kraft einsetzen soll. Er will aber zunächst reinen Tisch machen. Er wird sein Versprechen gegenüber Maria einlösen und wird sich dann eine Weltreise gönnen. Warum soll er ein Studentenleben weiterführen, wenn sich alle seine Konten unter ihrem Geld biegen?

Er ruft Maria an, die sich echt darüber zu freuen scheint. Er reserviert einen Tisch beim Rauchhof bei Stainz und holt Maria in der Wohnung ihrer Eltern in der Ragnitz ab, wo sie ihn vorstellt.

»Das ist der Meistersteinschütze, von dem ich euch erzählt habe und der mich heute durch ein romantisches Essen verführen will. Er weiß allerdings noch nicht, dass ich mich erst verführen lasse, wenn ich einen Freund mit einem BMW finde oder wenn ich meine eigene Wohnung habe.« Die Eltern schmunzeln. Der Vater ist Rechtsanwalt, die Mutter Apothekerin in der Leonhard Apotheke. Als Marcus das hört, kann er sich ein Lachen nicht verbeißen.

»???«

»Es tut mir Leid, mir ist nur ein völlig unpassender Witz eingefallen, weil ich in der Leonhard Apotheke vorher zufällig ein Verbandszeug für Wanderungen gekauft habe.«

»Erzählen Sie doch den Witz!«

Marcus windet sich, wird etwas rot, da hilft der Vater aus der Klemme:

»Herr Waller meint, es wäre doch peinlich gewesen, wenn er von dir nicht ein Verbandszeug, sondern ein Paket Kondome gekauft hätte. Das ist doch der Witz, oder?«

Kurz darauf ist es an Maria rot zu werden, als ihr Marcus die Tür zu seinem BMW aufhält.

»Hast du ein neues Auto?«, stottert Maria.

»Ja, damit ich junge hübsche Frauen leichter verführen kann.«

Beide lachen. Und hübsch ist sie wirklich, denkt Marcus, obwohl sich Maria weder viel geschminkt noch sich groß angezogen hat. Einen ärmellosen Pulli, der ein Stück ihrer schönen Nackenlinie zeigt,



eine Jeanshose, einfache Schuhe, eine Jacke, falls es kühler werden sollte, eine einfach geschnittene Frisur, die ihre schöne Stirne frei lässt, und ein bisschen Schminke um die Augen, die diese noch interessanter macht.

Es ist ein milder Septemberabend. Noch steht die Sonne am dunkelblauen Himmel, aber schon tief und rot. Die Berge von Pack und Hebalm stehen bereits dunkel gegen den Himmel. Die Fahrt nach Stainz, südwestlich von Graz, ist nicht lang, aber die Stimmung ist beruhigend und vertraut. Ein abgeerntetes Kürbisfeld, die Gehäuse der Kürbisse noch am Feld, die Kerne aber schon in den Pressmühlen für das berühmte »steirische Kürbiskernöl«; jemand verbrennt Kartoffelkraut; ein Hase knabbert zwischen den Stoppeln eines Maisfeldes.

»Ich habe schon befürchtet, du würdest dich nicht rühren, Marcus«, sagt Maria, »ich wusste nicht, dass du einige Wochen in Amerika warst. Du musst mir erzählen, was du erlebt hast. Ich war erst einmal in den USA, an der Ostküste, in Boston und nördlich davon in Maine, und ich habe da schöne Erinnerungen.«

»Ja, ich habe gehört, dass es dort vor allem im Herbst wunderbar sein soll. Wie war dein Sommer ... und weißt du schon, was du jetzt im Herbst machen wirst?«

Maria erzählt von ihren Wanderungen im Gesäuse. Marcus wagt nicht sie zu unterbrechen, er ist dort aufgewachsen, er kennt dort jeden Weg. Sie erwähnt so nebenbei, dass die Hesshütte ihre Lieblingshütte ist, weil man von den verschiedensten Ausgangspunkten dort hinaufgehen bzw. klettern kann und es dann die Auswahl zwischen dem schwereren Hochtörl, der etwas leichteren Planspitze oder dem Berg östlich davon gibt, wie heißt er doch?

»Du meinst das Hochzinödl?«

»Ja, so heißt der ... du kennst die Gegend auch?« Marcus lacht: »Ich bin Eisenerzer, das sind fast meine Hausberge gewesen. Aber erzähl weiter.«

Maria wird in Wien Psychologie studieren, sich vor allem auf kognitive Phänomene konzentrieren und sich besonders mit einem verrückten Thema beschäftigen, mit Parapsychologie.

»Du meinst mit Hypnose, mit Wünschelruten zum Wasserfinden und so«, wirft Marcus ein und hat mit Interesse registriert, dass Maria also wenigstens tageweise in Wien sein wird.

»Auch. Aber am meisten interessiert mich, ob es Phänomene gibt, die man bisher nicht nachgewiesen hat, du weißt schon, Telepathie, Teleportation, Telekinese usw. Glaubst du eigentlich, dass es das gibt, oder sind das nur Erfindungen von Leuten, die sich wichtig machen wollen, und von Romanschriftstellern?« Marcus schweigt, während er die Abkürzung über den Hügel am Stainzer Schloss vorbei nimmt, ein wenig bekannter Weg, der jetzt auch Maria ablenkt. Gleich sind sie da im rustikalen Rauchhof mit dem freundlichen Wirt, der ihnen ein schönes Plätzchen im Freien reserviert hat und sie beruhigt: Wenn es zu kühl werden sollte, ist in der Stube genug Platz.

»Wir machen noch einen kleinen Spaziergang durch die Felder, bevor wir essen. Geht das?«

»Kein Problem.«

An den Tennisplätzen vorbei – beide, stellt sich heraus, spielen »mäßig« Tennis und vereinbaren halb im Ernst, halb im Spaß, einmal ein Spiel zu probieren – zeigt Marcus ihr hinter der Brücke den Teich, in dem man auch schwimmen kann, die Forellenbecken auf der anderen Seite und die großen Gemüsefelder, aus denen der Wirt fast sein gesamtes Gemüse bezieht. Sie gehen dem Rand des Feldes entlang. Plötzlich zieht Maria Marcus an der Hand durch ein Gebüsch.

»Psst, da steht eine ganze Gruppe Rehe.«

Und tatsächlich, hinter dem Dickicht ist eine Lichtung und dort äßen friedlich fast ein Dutzend Rehe. Marcus wundert sich, wie Maria die Tiere durch all das Gebüsch hatte sehen können. Er schaut Maria an, die seinen Blick freundlich erwidert, ein bisschen lächelt ... so wie damals am Leopoldsteinersee, fällt ihm ein, wo sie ihn fragte, wieso der Stein nochmals aus dem Wasser springen konnte. Er fühlt ein aufgeregtes Kribbeln und nimmt, ohne das zu merken, Marias Hand.

»Du hast ungewöhnliche Augen.«

»Vielleicht haben wir beide was Ungewöhnliches«, sagt Maria.

Ihre Hände lassen sich jetzt lange nicht aus, erst als sie in der Nähe des Gasthauses sind, fällt ihnen auf, wie vertraut sie gehen. Marcus lenkt ab, indem er ihr das Haus von Reinhard P. Gruber zeigt, das ganz in der Nähe steht. Gruber ist der zurzeit bekannteste steirische Dichter, mit seinem klassischen »Hödlmoser«, dem »Im

Namen des Vaters«, »Einmal Amerika und zurück«, dem herrlichen, leider meist vergriffenen Buch »Nie wieder Arbeit« und vielen anderen.

»Ich habe ihn einmal bei der Eröffnung der Grazer Messe gehört«, erinnert sich Maria amüsiert, »da hat er eine Rede mit all den üblichen Schlagworten gehalten. Die Rede war zwar Satz für Satz irgendwie ‚lokal‘ stimmig, aber insgesamt ergab sie überhaupt keinen Sinn, sondern war eine Parodie auf solche Reden. Ich glaube übrigens, dass nur die Hälfte der Zuhörer das mitgekriegt hat.«

Das Essen, sie wählen beide als Hauptspeise die Florentiner Leber in Zwergzwiebelsauce, ist ein Gedicht. Im Gespräch ergibt ein Thema das andere, wobei beide mit Verwunderung feststellen, dass ihnen die Zeit fehlt, auch nur einige der Themen wirklich genauer zu besprechen. Sie reden über ihre Familien, sie erzählt von ihrer Lieblingsgroßmutter, die leider schwer zuckerkrank ist, aber sich nicht unterkriegen lässt, sie reden über Leben und Tod und ob man wissen soll, in welchem Alter man stirbt, damit man bewusster lebt, wie tapfer man sein soll und ob man tapfer sein üben kann, und sie reden über viele Bücher und Ideen. Marcus denkt nicht mehr daran, dass er einmal gesagt hat, nur ein Treffen und sonst nichts. Ja, irgendwann kann er sich nicht mehr zurückhalten und erzählt ihr, dass er am See gelogen hat: Dort sagte er, er sei gebunden. Er sei es damals nicht wirklich gewesen, und jetzt erst recht nicht.

»Wenn das gleichzeitig eine Frage an mich sein soll, ich habe zurzeit auch keinen festen Freund. Du gefällst mir und ich hoffe eigentlich, dass es trotz deiner Ankündigung am See noch weitere Treffen geben wird.«

Der gegenseitige Ton wird immer vertrauter. Die Abendkühle zwingt sie näher aneinander zu rücken und er legt einen Arm um ihre Schultern. Sie findet das schön.

»Ich habe noch versprochen, dass ich kurz in der M1 Bar vorbeischaue und ich muss morgen früh aufstehen. Kommst du noch mit mir mit, Marcus?«

Er sagt zu, aber er hätte in Wahrheit lieber Maria noch gerne für sich allein gehabt.

In der M1 Bar in Graz ist der übliche Wirbel. Maria stellt Marcus ihrer Freundin Veronika vor – »Freunde nennen mich Vera« –, wird dann selbst von einigen ihrer Ex-Schulkameraden oder anderen

Freunden belagert und verabschiedet sich relativ abrupt von Marcus.

»Der Abend war wirklich super. Danke. Wir sollten uns wieder zusammenrufen, wenn wir Zeit haben. Leiste Vera noch ein bisschen Gesellschaft, aber lass dich nicht von ihr herumkriegen. Das war dein Abend mit mir«.

»Versprochen«, sagt Marcus. Dann ist Maria weg und Vera lächelt.

Vera ist lustig und temperamentvoll, zeigt Marcus noch zwei Lokale, die er nicht kennt, hakt sich bei ihm ein, führt seine und ihre Hände im Dunkeln an immer gewagtere Stellen und lädt ihn dann noch auf einen Gute-Nacht-Drink zu sich in die Wohnung ein. Marcus ist nicht wohl dabei, aber Vera lässt absolut nicht locker. Kaum in der Wohnung wird es klar, dass es um mehr als einen Drink geht. Vera ist sehr attraktiv, ihre Kurven trotz schlanken Körpers nicht zu übersehen, und das Sexleben von Marcus ist seit seiner Zeit in den USA weniger als aktiv gewesen. Er weiß, dass es jetzt nett wäre zu schmusen, das nur mit Schnürträgern gehaltene lange Kleid von Vera langsam hinunterzuziehen ... und dass sie zu vielem bereit ist, hat sie ihm schon in der Tequila Bar gezeigt, als sie nicht nur aus seinem Handgrübchchen Zitronensaft und Salz lutschte, sondern dann noch seinen Zeigefinger tief in ihren Mund steckte.

Und doch: Dieser Abend ist Marias Abend, an die er oft genug denkt, um zu ahnen, dass er beginnt sich zu verlieben. Und er hätte auch schon andere Mädchen in Wien ins Bett kriegen können. Nein. Er will sich den Abend nicht zerstören und nicht das Vertrauen, das Maria in ihn hat, auch wenn sie nie erfahren wird, was er heute macht. Marcus versucht eine Ansprache zu halten, wie er das als Physiktutor gelernt hat, kühl und sachlich: »Vera, du bist schön, sexy, attraktiv. Ich empfinde das, wie alle die anderen, die dir das schon oft gesagt haben. Jeder, der dich erobert, kann sicher stolz sein. Aber ich war heute mit Maria aus und, so lächerlich es klingt, ich glaube, ich habe mich in sie verliebt. Und ich kann und will mein Versprechen, dass das heute ihr Abend ist, nicht brechen. Du bist hoffentlich nicht beleidigt, dazu bist du deiner viel zu sicher.« Vera steht nachdenklich lächelnd im Zimmer.

Marcus fährt nach Wien zurück, jetzt um 2 Uhr früh, nicht zu schnell, aber sicher mit zu viel Alkohol im Blut. Er denkt, er kann

das kompensieren, wenn er seine Individualzeit aufs Doppelte erhöht, und nimmt sich vor, das durch Experimente zu überprüfen. Im Übrigen weiß er, wie er jeder Alkoholkontrolle entkommen kann.

Nachdem Marcus das Zimmer von Vera verlassen hat, stellt diese das Tonbandgerät ab, das alles aufnahm, und ruft Maria an. Maria hat fast ängstlich am Telefon gewartet und war, je länger der Anruf von Vera nicht kam, desto unruhiger geworden.

»Und, hast du ihn herumgekriegt?«, fragt Maria scheinbar gleichgültig. »Maria, ich hab so was noch nicht erlebt. Ich habe alle Tricks versucht und er hat mir alle möglichen Komplimente gemacht. Er ist auch zu mir in die Wohnung, aber ich habe ihn nicht verführen können. Ich habe alles aufgenommen, was er gesagt hat. Du solltest es dir vielleicht gleich anhören, wenn dir an ihm so viel liegt, wie ihm offenbar an dir.« Maria ist sofort auf dem Weg zu Vera. Diese erklärt, wo sie überall waren und was sich abgespielt hat, dann schaltet sie den Kassettenrekorder an. Maria schluckt ein paar Mal, als sie das Band abhört. Vera, ihre beste Freundin, schaut lächelnd zu. »Na, vielleicht habt ihr was da. Hier ist die Kassette, ich denke, du willst sie sicher nochmals allein hören.« Maria umarmt Vera: »Danke fürs Mitmachen. Ich wollte einfach wissen, was er für ein Typ ist. Ich glaube, es war ganz gemein von mir, ich werde es ihm sagen.« »Gemein war's, sagen würde ich es ihm nicht. Du kannst dich sicher anders besser für seine Standhaftigkeit revanchieren. Gute Nacht!«

Marcus ist enttäuscht, dass sich Maria in den nächsten Tagen nicht rührt. Er »muss« aber wieder einmal seine Eltern in Eisenerz besuchen. Die Vorhersage verspricht herrliches Wetter: Da will er noch einmal auf den Eisenerzer Reichenstein. Er unterdrückt seinen Stolz und ruft Maria an, ob sie nicht mit ihm auf den Reichenstein gehen will. Sie ist sofort dabei, scheint sich sehr darauf zu freuen und nimmt auch den Vorschlag von Marcus an, im Gästezimmer bei seinen Eltern in Eisenerz zu übernachten, damit sie früh losgehen können.

So kommt Maria das erste Mal in die Familie von Marcus und fühlt sich dort von Anfang an so, als gehöre sie dazu. Als es schon ganz dunkel ist, fährt Marcus noch mit Maria zu der Stelle beim Leopoldsteinersee, wo sie sich das erste Mal getroffen haben. Er erzählt ihr die Geschichte von den Fischern, die dort vor 3000 Jahren einen Nöck, einen Wassermann, fingen, und dieser den Fischern für die

Freilassung einen von drei Wünschen erfüllte. »Gold für einen Tag, Silber für ein Jahr oder Eisen für immer.« Die Fischer entschieden sich für Eisen für immer und so zeigte der Nöck auf den Erzberg, der seit damals, also schon seit vorrömischen Zeiten, Eisen liefert und der es wohl wirklich für immer liefern wird, weil inzwischen die riesigen Reserven wegen hochgradigerer Erze aus Brasilien kaum mehr abgebaut werden.

Der sich im See spiegelnde Mond macht die Nacht romantisch. Aber auch sonst wären Maria und Marcus wohl erst ziemlich spät nach Hause gekommen. Der Aufbruch zur Bergtour um 7 Uhr früh fällt beiden daher nicht leicht, aber nach einer halben Stunde Aufstieg bis zum ersten Plateau sind sie hellwach und genießen den herrlichen und während eines Wochentags menschenleeren Pfad zum Gipfel. Beide sind in guter körperlicher Verfassung, denn trotz des Aufstiegs unterhalten sie sich andauernd. Als Marcus mit seinen Pseudohänden grasende Kühe vom Weg vertreibt, müssen sie lachen, weil Maria immer wieder sagt: »Du musst denen einmal früher einen furchtbaren Schreck eingejagt haben, gib's zu, weil sie so vor dir davonrennen.« Langsam wird der Weg alpiner. An der Stelle, wo er sich für »Geübte« und »Ungeübte« gabelt, geht Marcus den Weg für Geübte voran. Maria folgt ohne zu fragen. Marcus, der die Gegend gut kennt, freut sich darüber. Als sie durch das Kar dem Gipfel näherkommen, wird Marcus immer schweigsamer, er hebt ein Stückchen Käse auf, das ein Bergsteiger vor ihnen offensichtlich liegen ließ. Maria merkt, dass Marcus, ruhig und stetig gehend, über irgendetwas nachdenkt. Bald darauf stehen sie am Gipfel, im Westen ist der Dachstein zu sehen, im Osten der Hochschwab, und außer Dohlen und Pfiffen von Murmeltieren ist nichts zu hören. Marcus umarmt Maria und küsst sie flüchtig, sie gratulieren sich zum »Gipfelsieg« und fühlen sich sehr nahe. Bald versteht Maria, warum Marcus die letzten 20 Minuten so schweigsam gewesen ist: Er hat wie immer bei einer Bergbesteigung ein Gedicht für das Gipfelbuch erdacht und nun trägt er es in das Buch ein:

*Am Weg hinauf zum Reichenstein  
da fand ich einen weichen Stein.  
Ich prüfte ihn (wie's meine Pflicht),  
es war kein Stein, nein, war es nicht!*

*Es war ein alter Schimmelkäse.  
Ich warf ihn weg, dass er verwese.  
Nun hoffe ich, dass sein Gestank  
nicht hindert dich auf deinem Gang  
zur Hütte auf dem Reichenstein:  
Das wünsch ich mir – so soll es sein.  
PS:  
Dass du auch glaubst, was ich erlebt  
ein Stück vom Käs' im Buch hier klebt.*

»Marcus, schreibst du immer Gedichte ins Gipfelbuch, die du dir ausdenkst, während du hinaufgehst?« Marcus lacht: »Ja. Ich weiß nicht mehr, wann ich damit angefangen habe. Aber jetzt ist es eine Gewohnheit geworden und ich hab sicher schon hundert so dumme Gedichte geschrieben. In dem Buch hier findest du noch ein paar von mir von den letzten Wanderungen. Eigentlich tut's mir Leid, dass ich die ‚Gedichte‘ nicht aufgehoben habe ... einige waren ganz witzig.« Während sie die paar hundert Meter zur Reichenstein Hütte gehen, diskutieren sie über österreichische Dichter, von Bachmann bis Turrini ... und in der Hütte zaubert Maria plötzlich ein Gedichtbändchen von Turrini aus dem Rucksack. Auch Marcus kennt den Band<sup>17</sup>.

Marcus erzählt von der Theorie, dass in Zukunft die Schrift, die aus statischen Symbolen besteht, durch zeitlich variable Symbole ersetzt werden wird. Symbole, die sich in Farbe, in der Größe, der Schärfe, der relativen Position zueinander verändern können, weil man so kompakter Informationen weitergeben kann. Marcus erklärt noch ein bisschen mehr zu diesem Thema MUSLI (siehe Literaturverzeichnis). Mit Teilen von MUSLI kann man auch eine einfache Geheimschrift entwerfen: Marcus erklärt sie Maria und bittet sie, sich die Hauptpunkte zu merken.

»Vielleicht können wir sie einmal brauchen«, meint er. Maria lächelt: »O. K., die wichtigsten Grundregeln der Geheimschrift werde ich mir merken, bis wir sie einmal zu einer gemeinsamen Verschwörung brauchen werden.«

---

[17] »Liebe ist: sich gegenseitig Gedichte vorzulesen«: Das gilt wohl oft, auch bei Marcus und Maria ... wie alle ähnlichen Interessen die Zuneigung zwischen zwei Menschen verstärken.

Nach einer Rast und einer Kaspressknödelsuppe<sup>18</sup> geht es weiter. Sie gehen nicht denselben Weg zurück, sondern folgen dem Weitwanderweg, der ziemlich steil zum Krumpenhals führt. Dort zweigen sie nach links zum Krumpensee ab. Jetzt, im Spätsommer, hat er wenig Wasser. Der Tag ist aber so warm, dass Marcus sagt, er werde kurz ins Wasser gehen und sich abkühlen. Niemand sonst ist in der Nähe. Es fällt den beiden nicht schwer, nackt ins Wasser zu gehen. Marcus sieht Marias Körper mit Bewunderung und dankt den österreichischen Bergen, dass sie ihm durch ihre Seen und Wasserfälle schon sehr schöne Anblicke beschert haben. Sie sitzen dann am Ufer, essen Brot mit Käse und Speck, aneinander gelehnt, zufrieden, glücklich und müde. Auf einmal schreckt Maria auf:

»Schau doch, der Gleitschirmflieger, der vor wenigen Minuten von der Reichensteinhütte weggeflogen ist, hat große Probleme. Irgendwie haben sich seine Seile verheddert und er hat die Kontrolle über seinen Gleiter verloren.«

Marcus starrt in die Richtung, die Maria ihm zeigt. Tatsächlich sieht er dort einen Gleitschirmflieger, der ungewöhnlich steil und in Kurven herunterkommt, nur ist er noch so weit entfernt, dass man nichts Genaues erkennen kann. Wie kann Maria da solche Details behaupten?

»Der Mann ist verzweifelt. Er weiß, dass er abstürzt, er ist in Panik und weiß nicht, was er tun soll!« Der Segler kommt nun immer steiler direkt auf die Mulde des Krumpensees zu. Marcus versucht, ihn mit seinen Pseudohänden zu ertasten, aber erst als der Segler noch näher kommt, gelingt ihm das. Nun stellt Marcus zu seiner Verblüffung fest, dass sich die Steuerseile wild ineinander verknotet haben, wie das Maria angedeutet hatte. Er setzt seine zehn Pseudohände ein, um die Knoten zu entwirren. Der Abstürzende erlebt zu seiner Verblüffung, dass plötzlich die Steuerseile wieder bedienbar werden, und versucht, den Tod schon vor Augen, nun doch noch sanft zu landen. Dafür ist es zu spät. Er wird mit ziemlicher Geschwindigkeit auf die Felsen, mit denen die Seemulde übersät ist, aufprallen, oder, wenn er Glück hat, gerade dazwischen. Aber was ist das? Sein Gleitschirm dreht auf einmal auf Westkurs

---

[18] Die Kaaspressknödelsuppe hat seit ca. 1988 systematisch die Hütten der Ostalpen erobert: Die lange Tradition der Erbswurstsuppe ist damit ernstlich gefährdet.



Richtung See und so stürzt er Sekunden später direkt ins Wasser, das den Aufprall lindert. Der Mann schafft es aus eigener Kraft ans Ufer. Als er zu Maria und Marcus kommt, ist er total unter Schock und stammelt nur immer wieder: »Ein Wunder hat mich gerettet.« Maria und Marcus schauen sich lange an. Beide ahnen, dass sie Teil dieses »Wunders« waren. Marcus und Maria helfen dem Gleitschirmsegler beim Abstieg, vorbei am Krumpenwasserfall, bis sie zur Hirnalm kommen. Dort machen sie eine Pause bei der netten Hütte und sorgen dafür, dass der fast Verunglückte mit einem Auto »in die Zivilisation« gebracht wird. Vor dem Abstieg nach Vordernberg legen sie sich ins Gras, umarmen und streicheln sich wortlos und erzählen sich dann lange von sich und ihren Träume. Beide sind zu diesem Zeitpunkt in den anderen verliebt, aber noch will es keiner zugeben. Marcus, weil er Bindungen fürchtet; Maria, weil sie nicht sicher ist, ob sie Marcus gewachsen ist; und beide, weil sie ahnen, dass der andere etwas Wesentliches verbirgt.

Marcus bringt Maria zurück nach Graz. Sie spielen ihre Lieblingslieder auf CD. Sie sind beide Fans von Bluegrass, Hillbilly und Country. Sie diskutieren lange über diese »klassische« Musik aus der Mitte des 20. Jahrhunderts: über Lester Flatt und Earl Scruggs, über »Roll in my Sweet Baby's Arms«, über die Titelmelodie von Bonny und Clyde, über Bill Monroe mit seinem »Blue Moon of Kentucky« oder Carl Jackson, Jim und Jesse, The Blue Grass Cardinals usw. Beide kennen die »Railroad Trilogy« von Gordon Lightfoot. Marcus erwähnt, dass sein Lieblingslied »Light as a Breeze« von Leonard Cohen ist. Wie oft hat sie dieses Lied gehört, den Text studiert, der in seiner Mehrdeutigkeit wohl eine einmalige Meisterleistung ist! Sie fahren schon lange nicht mehr auf einer Betonautobahn, sondern auf einer rosa Wolke, aber keiner gibt das noch zu. Selbst beim Abschied geht es noch recht förmlich zu.

Marcus ist enttäuscht, dass sich Maria am nächsten Tag nicht bei ihm meldet. Aber am übernächsten ruft sie gleich am Vormittag an, dass sie heute nach Wien kommen könnte und ob er den Abend noch frei hat. Ja, hat er.

Marcus holt sie am Südbahnhof ab. Sie trägt ein schwarzes kurzes Kleid mit Spaghettiträgern, einem Jäckchen darüber, schwarze Stöckelschuhe, hat aufgehelltes Haar und schaut hinreißend aus. Als sie ihn sieht, auf ihn zuläuft, ihn umarmt und viele Blicke auf

sich lenkt, da fühlt er sich stärker als mit T-Kraft. Er ist froh, dass er einen Tisch in einem seiner Lieblingslokale bestellt hat und sie »ich möchte dich heute elegant ausführen« richtig interpretiert hat. Die Stimmung zwischen den beiden ist so vorzüglich wie das exzellente ungewöhnliche Essen – Hummer auf Sauerkraut! – und der exquisite neuseeländische Cloudy Bay Wein<sup>19</sup>.

Nach dem Essen, trotz aller Gemütlichkeit, ist es erst 21 Uhr. Der letzte Zug nach Graz geht gegen 23:30 Uhr.

Marcus: »Ich wohne um die Ecke, hast du noch Lust zu sehen, wie ich lebe ... und einen Sekt habe ich vorsichtshalber auch eingekühlt.« Maria ziert sich wenig. Seine Wohnung gefällt ihr. Zuerst sitzen sie im Wohnzimmer, dann – es ist bequemer – legen sie sich auf sein Schlafzimmerbett, ein Gläschen Sekt und Knabbereien auf den Nachttischen. Irgendwann küsst Marcus sie liebevoll. »Marcus, es ist schön bei und mit dir; aber wir müssen noch etwas klären. Wieso ist der Stein im Leopoldsteinersee nochmals aus dem Wasser auftaucht und weitergesprungen?«

»Wieso konntest du das sehen?«

Maria zögert. Schließlich sagt Marcus: »Ich glaube, ich habe mich in dich verliebt. Kann ich dir trauen? Wenn ich dir etwas sage, was noch kein anderer Mensch weiß, versprichst du mir dann, dass du es niemand anderem weitersagst, nie, unter keinen Umständen?«

»Ich verspreche es dir. Versprichst du mir genau dasselbe, wenn ich dir mein größtes Geheimnis, das bisher niemand außer mir weiß, verrate?«

Marcus nickt ernst.

»Dann werde ich es dir leichter machen, indem ich anfangen. Ich vertraue dir voll. Ich habe eine Para-Fähigkeit, man könnte sie ‚Telesehen‘ nennen. Ich kann damit über große Distanzen genau sehen, besser, als hätte ich ein eingebautes Fernrohr. Ich bin schon als Kind darauf gekommen und habe es nicht gewagt, es irgendjemand zu sagen, weil ich fürchtete, dann wie ein Ungeheuer mit zwei Köpfen und sieben Fingern an jeder Hand behandelt zu werden. Und obwohl ich mit meiner Fähigkeit Menschen helfen kann und helfen will, möchte ich auch ein normales schönes Leben führen, z. B. mit dir.«

---

[19] Der Autor garantiert nicht, dass Bauer in der Sonnenfeldgasse in Wien noch immer Hummer mit Sauerkraut auf der Speisekarte hat und neuseeländische Weine anbietet!

Marcus umarmt sie ganz fest. »Maria, Maria, wir müssen uns oft treffen und vielleicht gehören wir einfach zusammen. Ich glaube, ein bisschen haben wir das schon bei den ersten Begegnungen gespürt. Auch ich habe eine Para-Fähigkeit, von der ich nicht weiß, ob es so etwas schon je gab. Ich bin eine Art von Telekinet ... ich habe, was ich inzwischen T-Kräfte nenne.«

»Du bist Telekinet, du kannst Gegenstände nur mit deinen Gedanken bewegen?«

Als Antwort lässt Marcus das Glas Sekt vom Tischchen zum Mund von Maria schweben.

»Meine T-Kräfte sind ziemlich weitreichend. Und wie du fürchte ich nichts mehr, als dass man draufkommt. Ich glaube, meine T-Kräfte sind potenziell so stark, dass man sogar Angst vor mir haben und mich bekämpfen könnte. Ich glaube, es könnte sehr schön werden, mit dir zusammenzubleiben. Ob wir ein normales Leben werden führen können, das bezweifle ich aber.«

Maria fällt ihm ins Wort: »Und den Gleitschirmsegler am Krumensee haben wir gemeinsam gerettet? Ich sah, lange bevor es normalen Menschen möglich gewesen wäre, dass er Probleme hatte. Und du hast ihm dann mit deinen Fähigkeiten zu einer einigermaßen weichen Landung verholfen. Stimmt das?«

Marcus nickt. Er erzählt dann von einem Teil seiner T-Fähigkeiten. Maria hört mit wachsendem Erstaunen fast zwei Stunden zu, nur mit Unterbrechungen für kurze Verständnisfragen. Marcus verbirgt nicht, dass es noch mehr zu erzählen gibt, aber jetzt sei sie dran. Aber ob sie nicht vorher die Eltern anrufen müsse, dass sie heute nicht mehr kommt, denn den letzten Zug habe sie schon um einiges verpasst.

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Ich bin erwachsen und ich habe meine Eltern gewarnt, dass ich vielleicht heute nicht zurückkomme«, lächelt sie, »also lass dir jetzt von mir erzählen.«

Und so erhält Marcus einen ersten Einblick in das Telesehen, wie Maria es beherrscht.

Maria überrascht schon als Kind die Eltern, wenn sie aufgeregt auf ein weit entferntes Tier zeigt, das kaum auszunehmen ist. Wenn sie Wespen sieht, lange bevor sie die anderen merken. Wenn sie sich über Schmutz auf einem Teller beklagt, der absolut nicht zu sehen ist. Bald versteht sie durch die Reaktionen der Umwelt, dass

manches, was sie erlebt, »tabu« ist, wie ja alle Kinder lernen, dass manches Verhalten nicht gerne gesehen wird. Aber die Situation ist dadurch kompliziert, dass Maria nicht nur ein eingebautes Fernrohr besitzt, das bis zu tausendfach vergrößert, und sie die Welt, die Blumen, die Wohnung, aber auch den Mond oder die Jupitermonde ganz anders erlebt als andere, dass sie die Gesichter hinter den Fenstern hochfliegender Flugzeuge sehen kann usw.

Sie erkennt auch allmählich, dass alle Menschen außer ihr nur die Außenseite aller Objekte sehen, aber nicht durchblicken können. Für sie ist eine Zimmerwand eine solche, wenn sie sich auf sie fokussiert, aber sie kann (wenn sie will) ihre Augen auch durch die Zimmerwand auf das, was dahinter ist, durchgleiten lassen und sieht dann durch die Wand oder eine Reihe von Wänden, als wären sie nicht da. Ohne es zu wissen, dass das ungewöhnlich ist, sieht sie natürlich ihre Eltern und Geschwister, die Nachbarn, die Verwandten, die auf Besuch kommen, die Kinder im Kindergarten, die MitschülerInnen in der Schule unter der Dusche oder im Bad nackt stehen.

Sie versteht daher gar nicht, warum alle so ein Getue um das Zusperrn von Türen machen, um das komische Ritual beim Umziehen am Badensee, warum Kleidung im Sommer so wichtig ist usw. Sie wundert sich, was ihr Vater manchmal mit der Mutter im Schlafzimmer macht, wundert sich, als sie einmal bei einem Striplokal vorbeigeht, wozu das denn gut sein soll, und kann auch fallweise für andere unerklärlich helfen, weil sie genau sieht, wo z. B. ein Kleinkind hingelaufen ist.

Aber erst im Volksschulalter wird ihr bewusst, wie verschieden für sie die Welt ist, und dass sie eigentlich eine Ausgestoßene ist. Spiele wie »Verstecken« ergeben für sie keinen Sinn, weil sie ja sehen kann, wo die anderen sind. Zumindest fast immer. Sie kann nur dort sehen, wo Licht ist oder vielleicht besser: eine gewisse Art von Strahlung.

Wenn jemand in einem ganz dunklen Raum sitzt, dann kann sie hineinsehen, nur sieht sie eben nichts; sie kann zwar im Prinzip in das Hirn jedes Menschen sehen, nur hilft das nicht viel, weil es dort dunkel ist. Sie kann aber z. B. in manchen Adern, wenn sie nicht zu tief unter der Haut liegen und noch Licht hineindringt, Ansätze von Verstopfungen erkennen.

Als sie älter wird, beunruhigt sie das zutiefst, weil sie erkennt, dass sie fallweise Menschen vor einer Thrombose bewahren kann (und es auch einmal versucht), nur wie warnt man jemanden vor einer Blutgefäßverstopfung, wenn man kein Arzt ist und sein »Telesehen« nicht preisgeben will?

Maria kann nicht »um die Ecke« schauen, sie schaut immer nur in die tatsächliche Richtung ihrer Augen. Aber als sie mit anderen Kindern Karten spielt, bemerkt sie, dass sie so genau fokussieren kann, dass sie nicht nur die Rückseite der Karten sieht, sondern sich in den Molekülschichten nach vorne bewegen kann und bei fast allen Spielkartentypen, die ja bedruckte Pappe oder was Ähnliches sind, ihren Blick so einstellen kann, dass sie das Bedruckte von hinten sieht, aber damit das Wesentliche der Vorderseite der Karte.

Ob nun »Schwarzer Peter« oder »Schnapsen«, alle Kartenspiele werden für sie langweilig und weil sie nicht spielen will, macht sie sich oft unbeliebt. Ja, sie spielt sogar manchmal mit, um ja nicht aufzufallen.

»Wir sind ein tolles Gaunerpaar«, meint Maria, »während du im Casino beim Roulett abräumst, räume ich beim Pokern ab. Ich habe mir oft überlegt, ob ich das einmal tun werde, um reich zu sein, oder wie ich meine Fähigkeiten für andere und für mich selbst ausnützen kann, und jetzt kommst du und hast das schon so ähnlich beim Roulett gemacht und bist Millionär!«

Maria und Marcus kommen aus dem Staunen nicht heraus, wo sich ihre Fähigkeiten überschneiden, wo sie sich ergänzen. Während Maria Fische noch in 50 m Tiefe deutlich sieht und sich durch das Steuern der Leine mit einem Trippelhaken ohne Köder einfach an den Fisch heranpirschen kann, um ihn dann unorthodox zu »angeln« und herauszuziehen, vermag Marcus mit seinen Pseudohänden im Wasser herumzutasten, mehrere Pseudohände zu einer Art Trichter zu formen und einen Fisch festzuhalten und heraufzuholen.

Marcus kann tasten, hat T-Kraft und beherrscht individuelle Zeitverschiebung, die immer mehr als ein von der T-Kraft getrenntes Phänomen erscheint; Maria sieht Formen und Farben auf große Entfernungen fast mikroskopisch genau, doch kann sie das Gesehene nicht beeinflussen.

Trotzdem, sie hat einen Banküberfall verhindert, weil sie vor dem Betreten der Filiale schon die Schalterbeamten gewarnt hat.

»Da kommt einer mit Gewehr und Maske« und die Warnanlagen schon anschlugen, als der Bankräuber im Begriff war einzutreten.

»Ich habe damals geschwitz, um irgendwie erklären zu können, wie ich den potenziellen Räuber vor dem Betreten hatte sehen können. Zu guter Letzt waren dann aber einfach alle froh, dass der Überfall verhindert wurde, und nahmen mir ab, dass ich in der Auslage gegenüber die Spiegelung des Mannes bemerkt hatte.«

»Was war dein schlimmstes Erlebnis mit dem Telesehen?«, fragt Marcus.

»Ich glaube, am traurigsten waren für mich immer Ostern. Da hat der Vater überall Eier für uns drei Geschwister versteckt und wir hatten sie in der Früh zu suchen. Natürlich wusste ich in wenigen Minuten, wo die Eier waren. Ich musste mich dann stundenlang ungeschickt anstellen, um nicht aufzufallen. Da kam ich mir immer so einsam vor, so furchtbar einsam. Immer wollte ich mit jemand darüber reden, ich hab es aber nie gewagt.

Ich glaube auch, dass vieles, was wir beide erlebt haben, nur jemand verstehen kann, der zumindest Ähnliches durchgemacht hat. Das gilt doch wohl auch bei anderen Phänomenen, oder? Aber du hast gefragt, was für mich das schlimmste Erlebnis war und ich kann's nicht beantworten.

Da waren Situationen, die traurig waren, Situationen, wo ich helfen wollte, aber einfach nicht konnte, ohne mich zu verraten, z. B. wie unser Nachbar seinen entlaufenen Hund verzweifelt suchte und ich ihn genau sah, wie er im Wald ein Reh gerissen hatte und nun tagelang seine Beute bewachte und auffraß.

Ich habe da versucht, Tipps zu geben, aber die wurden als kompletter Unsinn abgetan, das war total frustrierend. Ich habe ein Auto durch das Haus hindurch gesehen, das rasch auf die Querstraße zu fährt und habe gewusst, es muss die Straßenbahn rammen, aber ich konnte nichts machen. Das Beste, was mir einfiel, war die Rettung anzurufen, noch bevor es krachte. Das hat vielleicht 30 Sekunden Zeit gebracht, vielleicht hat es ein Leben gerettet, ich weiß es nicht.

Besonders schlimm war für mich der Brand eines Bauernhauses. Ich sah noch ein Kind im Haus, aber alle sagten, es sei niemand mehr drinnen. Ich musste lügen und lügen, dass ich das Kind zurückkommen gesehen hatte, niemand wollte mir glauben, erst als ich mich selber ins Feuer stürzen wollte, ist die Feuerwehr mit

Atemschutz hinein und hat das Kind mit schwerer Rauchgasvergiftung gerettet ...«

Marcus unterbricht Maria: »Du kannst dieses ‚Durchsehen‘, das ‚Telesehen‘ und das ‚Mikrosehen‘ bewusst jederzeit an- und abschalten?«

»Ja.«

»Und hast du irgendeine Ahnung, wie das funktioniert?«

Maria schüttelt den Kopf: »Nein, nicht wirklich. Es ist nur so, dass ich offenbar ein größeres Spektrum an Licht sehe, und dieses vor allem extrem kurzwellige Licht wird beim ‚Telesehen‘, aber auch im Mikrobereich dominierend. Ich erkenne dadurch dann keine Farben im üblichen Sinn mehr. Umgekehrt kann ich in gewissen Fällen auch ohne Licht sehen, offenbar wenn kurzwellige Strahlen vorhanden sind, wie es mir einmal passierte, als ich in das Innere eines Kernreaktors blickte.«

Marcus findet das besonders interessant, weil er, wie er Maria erzählt, mit seiner T-Kraft bei gewissen Strahlungen und manchen Substanzen, vor allem Blei, Probleme hat. Ob Maria durch Blei sehen kann?

»Ja, ich habe es bewusst einmal bei einem Röntgenologen und einmal in einem Kernkraftwerk versucht. Bei mir ist es fast umgekehrt. Blei und einige Strahlungen verstärken meine Kraft. Mein ‚Fernrohr‘ ist eine 5 cm dicke kleine Bleiplatte. Dann kann ich meine Teleskopwirkung noch einmal verfünffachfachen! Ich habe daran gedacht, als Astronomin zu arbeiten. Wenn ich mit 50.000-facher Vergrößerung bei klarer Nacht den Mond ansehe, dann sehe ich den, als würde ich nur 7 km über ihm schweben. Weißt du, wie cool das ist?«, sie lacht, »ach so, einmal hab ich den Trick mit der Bleiplatte an einem Spätherbsttag am Hochtorn angewendet. Da habe ich die Gesichter der Leute am Dachstein sehen können ... der ist doch von dort 70 km Luftlinie entfernt! Übrigens, dass Blei bei mir so verstärkend wirkt, ist eigentlich besonders eigentümlich, denn Blei schirmt ja gerade kurzwellige Strahlungen gut ab ... Nachdem ich diese wohl beim ‚Telesehen‘, wie ich glaube, verwende, ist das sehr sonderbar.« Als der Morgen graut, sind sie so erschöpft, dass sie beide einschlafen.

Knapp vor Mittag ist zuerst Marcus wach. Als er vom Duschen zurückkommt, ist Maria auch schon auf und verschwindet im Bad.

Marcus zögert kurz, dann geht er ins Badezimmer nach, wo Maria gerade unter die Dusche steigt.

»???«

»Ich möchte dich nackt sehen ... ist nur fair, mich hast du ja schon vorher durch die Wand sehen können. Hast du was dagegen?«

Maria lächelt traurig: »Nein, ich habe nichts dagegen. Ich habe höchstens Angst, dass es dich bald nicht mehr interessiert, mich nackt zu sehen. Verstehst du meine Angst?«

Marcus begreift auf einmal, was sie meint. Sie hat so viele nackte Körper gesehen, sieht sie, ob sie will oder nicht, immer wieder. Ein Voyeur, und Marcus hat Tendenzen dazu, ist für sie nur rational verständlich durch Erzählungen, durch Bücher, durch Geschichten, aber emotional nicht. Auch seine Nacktheit bedeutet für sie nichts. Natürlich gibt es schönere und weniger schöne Körper, aber die Komponente erotisch, weil ganz oder teilweise nackt, ist für sie fremd, auch da fühlt sie sich isoliert vom Rest der Welt. Marcus schaut ihr beim Duschen zu und freut sich, dass er sie reizvoll und sexy findet. Als sie fertig ist, fragt er: »Maria, vertraust du mir ganz?«

Maria sieht ihn an: »Ja«.

»Gut, dann wehr dich jetzt nicht.«

Ohne sich zu rühren setzt Marcus plötzlich vier Handtücher in Bewegung und reibt Maria damit trocken. Unsichtbare Hände tragen sie zum Bett, drehen sie auf den Bauch, vier, fünf, sechs Pseudohände, Maria verliert den Überblick. Die unzähligen Hände reiben sie mit Bodylotion ein, fühlen sich so gut an, dass Maria nicht will, dass es aufhört. Dann wird sie auf den Rücken gedreht und während Marcus sie küsst, massieren und ölen die Hände weiter, den Hals, die Brust, den Bauch, die Schenkel ... Maria ist wie im Rausch, sie merkt, wie auch Marcus aufgeregt wird. Sie will und sie will auch nicht, das »Nicht« von gestern, von einem Vorsatz, vom Prinzip her, das »Wollen« von jetzt, vom Feuchtwerden zwischen den Beinen, von den erregten Zungenküssen, die sie austauschen. Marcus erlebt denselben Kampf in sich und das Nein gewinnt. Allmählich zieht er sich zurück. Maria schaut enttäuscht, aber dankbar und bewundernd.

»Maria, mach dich fertig. Wir gehen heute fischen zum Weißen-see in Kärnten. Ein Frühstück, nein Brunch«, verbessert er sich, »gibt



es unterwegs.« Marcus hat es eilig, darum wundert sich Maria besonders, dass er ein paar Porträtbilder mit einer Digitalkamera von ihr schießt und darauf besteht, noch ein paar E-Mails abzusenden.

»Entschuldige«, sagt Marcus, »aber lass mir meine Geheimnis-krämerei. Was ich mache, ist wahrscheinlich Unsinn ...«

Bald sind sie unterwegs. Zu Marias Überraschung fährt Marcus beim Knoten Seebenstein nicht auf der Autobahn weiter, sondern über den Semmering Richtung Bruck.

»Eine weitere kleine Überraschung«, meint Marcus und führt einige geheimnisvolle Telefonate. Kurz vor Bruck biegt er in die Straße zum ‚Grünen See‘ nach Norden ab und bleibt wenige Kilometer später vor einem Haus stehen.

»Du heißt hier jetzt Maria Simmer, bist mit mir verheiratet und das ist das Haus, das wir kaufen.«

Vor dem schönen Häuschen mit großer Garage, das nächste Haus einige hundert Meter entfernt, stehen einige Personen, die sich als Hauseigentümer, Immobilienmakler und Notar herausstellen. Marcus hat alles perfekt vorbereitet. Nach 20 Minuten sind alle Formalitäten erledigt, das Haus gehört ihnen, sie bekommen drei Paar Schlüssel. Marcus macht eine kurze Führung durch das Haus, nachdem sie allein sind. Es ist voll möbliert, »ein paar Sachen kommen noch«, Haus und Garten werden zweimal im Monat von einem Ehepaar in Bruck versorgt.

Marcus gibt der überwältigten Maria Simmer ein Schlüsselpaar, zeigt ihr, wo er eines versteckt, und erklärt: »Hier können wir uns zwischen Graz und Wien treffen, wann immer wir wollen. Es ist näher bei Graz, weil es praktischer für dich ist, und auch nahe bei meinen Eltern in Eisenerz. Und es ist für dich und für mich Zufluchtstätte, falls wir je eine in Österreich brauchen. Bitte sag niemandem was davon, auch deinen Eltern und Freunden nicht, das ist unser Geheimnis. Und vergiss nicht: Hier heißt du immer Maria Simmer und wir wollen hier möglichst wenig auffallen und möglichst wenig bekannt sein, mit dem Auto immer in der Garage, sodass wir gut aufgehoben sind, auch wenn wir einmal von der Polizei gesucht werden sollten.«

»Ist es dir so ernst? Glaubst du, dass wir in Gefahr sind?« »Ich habe dir ja einiges von den Erlebnissen in den USA erzählt. Wenn wir nicht ganz auf den Einsatz unserer Fähigkeiten verzichten, wird

man uns früher oder später finden und, ich fürchte auch jagen. Ja, ich bin eine zusätzliche Gefahr für dich. Du musst das wissen und vielleicht willst du lieber nichts mehr mit mir zu tun haben. Ich wäre traurig, aber ich könnte es verstehen.«

»Du redest Unsinn; komm, fahren wir weiter.«

Maria hat die Eltern angerufen, dass sie erst gegen 22 Uhr kommen wird, und ob es stört, wenn sie Marcus mitbringt.

»Nein, überhaupt nicht, kommt nur, nachdem deine Wohnung noch diese Woche fertig wird, werden wir ohnehin nicht mehr viel von dir sehen.«

Jetzt kann sich Marcus nicht mehr zurückhalten: »Du bekommst eine eigene Wohnung? In Graz oder in Wien?« »Ob du es willst oder nicht, in Wien.«

Sie probieren einige Gedanken spielerisch aus, aber es ist auch sehr viel Ernst dabei. Sie sind zusammen unglaublich mächtig. Maria bringt es auf den Punkt:

»Marcus, ich verstehe mich so gut mit dir wie noch nie mit jemanden, ich bin total in dich verliebt; und du in mich, nicht wahr? Ist das, weil wir uns wirklich lieben, oder weil wir durch unsere Fähigkeiten einsam waren, viel Ähnliches erlebt haben und das erste Mal jemanden treffen, mit dem wir offen über alles reden können? Ich weiß es nicht. Was immer passiert, wir bleiben Freunde und wir helfen uns gegenseitig, wenn das je notwendig ist.«

»Ja, Maria. Aber ich glaube, uns verbindet mehr als nur unsere Para-Kräfte.«

Dann sind sie in Graz, Marias Eltern sind noch auf und begrüßen sie freundlich. Die Mutter serviert kleine Pizzastückchen, man trinkt noch ein Gläschen Dessertwein.

»Meine Wohnung in Wien ist fast fertig?«

»Sie ist fertig. Es fehlen nur ein paar Kleinigkeiten.« Maria schaut ihre Eltern unsicher an: »Macht es euch was aus, wenn ich dann heute noch mit Marcus nach Wien mitfahre?«

Es gibt keine Einwände. Als Maria und Marcus die Wohnung verlassen, gibt ihr der Vater den Schlüssel für die Wiener Wohnung. »Den hast du fast vergessen. Dann hättest du auf der Straße schlafen müssen.«

Auf der Fahrt nach Wien legt Maria ihre Arme um Marcus. Marcus denkt: So könnte ich sehr lange fahren. Maria beschließt, dass

sie sich ihre Wohnung erst bei Tageslicht ansieht, sofern es Marcus nichts macht, wenn sie bei ihm schläft. Er erhebt keine großen Einwände. Eigentlich ist es nicht besonders kühl, aber die beiden rücken doch sehr eng zusammen. Als Marcus eine Schachtel mit roten Kondomen aufmacht, kann sich Maria ein Lachen nicht verbeißen: »Mit ein bisschen Pech hättest du die ja wirklich in der Apotheke meiner Mutter kaufen können.«

Sie genießen ihre Körper, Marcus lässt seine T-Kraft T-Kraft sein. Sie ist hier und jetzt nicht notwendig. Maria spürt, dass sie Marcus hat, als jungen Mann, nicht als jungen Telekinetiker. Beide schlafen glücklich ein.

Die nächsten Tage halten sie sich abwechselnd in beiden Wohnungen auf und bereiten sich auf das Studium vor. Sie fragen sich immer wieder, ob es noch weitere parapsychisch Begabte in Wien gibt und wie man sie finden könnte. Marcus entdeckte seine T-Kraft ja auch sehr spät. Wäre es nicht ihre Verpflichtung, solche Leute aufzuspüren und zu trainieren, da sie wissen, wie viel Gutes man mit solchen Kräften erreichen kann.

»Vielleicht sollten wir eine Art Schule für Parapsychologie gründen«, meint Marcus eines Tages. Maria beginnt sich genauer zu überlegen, wie das gehen könnte. Und Marcus lässt der Gedanke nicht mehr los ...

## 9. DIE PARAPSYCHOLOGIE-SCHULE

Obwohl sich Maria und Marcus eigentlich nur dafür interessieren, weitere Para-Begabte in Wien zu finden, diese zu fördern, mit ihnen zusammenzuarbeiten und ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen so Veranlagten herzustellen, weil sie selbst beide lange unter dem Gefühl der Einsamkeit zu leiden hatten, ist es von Anfang an klar, dass man bei der Gründung einer Ausbildungseinrichtung, einer »Parapsychologischen Schule«, wie sie sie etwas hochtrabend nennen, »traditionellere Themen« stark berücksichtigen, wenn nicht betonen muss: einerseits nämlich, weil sie sonst wohl nicht genug Interessierte finden würden, andererseits aber vor allem auch, um ihr Hauptinteresse an parapsychologischen Phänomenen zu verbergen.

Sie sind sich sehr wohl bewusst, dass sie Gefahr laufen, durch die Gründung der Schule mehr auf sich aufmerksam zu machen, als ihnen lieb ist. Dennoch, ihr Ziel, rechtfertigt das Risiko. Um dieses aber zu minimieren, führen sie lange Gespräche mit führenden Hypnosefachleuten, mit Spezialisten im autogenen Training und anderen Arten der Entspannungstherapie und Meditationsformen, aber auch mit Vertretern verschiedener Schulen, die Gruppendynamik, Teamwork u. a. auf ihre Fahnen geschrieben haben. Nicht immer laufen die Gespräche erfolgreich: Sobald Maria und Marcus erwähnen, dass ein kleiner Teilbereich auch bisher nicht wissenschaftlich nachgewiesenen Para-Phänomenen gewidmet sein soll, sind einige der Experten nicht bereit, trotz großzügiger finanzieller Angebote mitzumachen. Auch die Österreichische Gesellschaft für Psychotherapie hat Einwendungen, die erst durch den Einschluss von Kursen in Psychologie und Psychotherapie beseitigt werden können, wobei man versucht Freud'sche, Jung'sche und Frankel'sche Thesen ausgewogen darzustellen.

Schließlich sind auch finanztechnische Tricks notwendig: Obwohl Marcus ja über hinreichend viel Geld auf Konten in der Schweiz und auf den Bahamas verfügt, ist dieses nicht steuerlich deklariert und kann daher für die erheblichen anfallenden Kosten nicht verwendet werden. Wieder hilft ihm sein Freund Peter Cobb aus Chicago: Dieser tritt als Eigentümer und Hauptgesellschafter auf, stellt das Geld

zur Verfügung, das in Wahrheit von Marcus selbst kommt. Marcus vertraut Peter voll.

Trotz aller Probleme kann nach knapp zwei Monaten Vorbereitungszeit die neue Parapsychologische Schule beworben werden und Interessierte können interessante Kurse belegen. Bei der Eröffnungsfeier wird ein in öffentlichen Auftritten routinierter Hypnotiseur engagiert, der nicht nur die Gäste, sondern auch Maria und Marcus unterhält und verblüfft. Da gibt er einem Mann den posthypnotischen Befehl, dass er sein Glas Bier nicht mehr auslassen kann: und als dieser, aus der Hypnose erweckt, versucht sein Glas wegzustellen, gelingt es ihm nicht. Er versucht seine Überraschung und seinen Ärger zu verbergen, nimmt die zweite Hand zu Hilfe, um damit seiner eigenen anderen das Glas zu entreißen: erfolglos. Auch andere Versuche schlagen fehl und erst das erlösende Wort des Hypnotiseurs, das den posthypnotischen Befehl bricht, beendet den Spuk.

Maria und Marcus verwenden diese Vorführung bewusst, um zu zeigen, dass es frei nach Shakespeare Phänomene zwischen Himmel und Erde gibt, die sich Menschen nicht erklären können. Sie benutzen dies, um für bisher nicht anerkannte Arten von Para-Phänomenen um Verständnis zu werben.

Tatsächlich kommen fast 80 Personen zum ersten Abend, an dem über solche Para-Phänomene von einem kognitiven Psychologen der Universität Wien berichtet wird, der von Telepathie, Telekinese, Teleportation und anderen Phänomenen erzählt, wobei er eine Liste von Fähigkeiten eher lieblos und als Kuriositäten abhandelt, von denen er selbst noch nie gehört hat und die ihm von Maria und Marcus vorgelegt worden waren: Telesehen, Telehören, Telepräsenz, Emotiopathie, Emotioaktivierung, Magnetfeldererkennung. Dennoch versuchen Maria und Marcus im Anschluss an den Vortrag möglichst viele Personen zu gewinnen, an Tests mitzumachen, die vielleicht die eine oder andere Para-Begabung zeigen könnten. Während viele der angebotenen Kurse sogar überbelegt sind, ist der Kurs »Feststellung von ungewöhnlichen Para-Phänomenen« enttäuschend dürrig besucht. Und als Kandidat nach Kandidat bei allen Tests versagt, wird das Interesse noch geringer. Dies ist für Maria und Marcus sehr enttäuschend, hatten sie doch lange nachgedacht, wie man noch nicht erkannte Para-Fähigkeiten bei Personen wecken könnte.

Im Wesentlichen verfielen sie auf drei verschiedene Verfahren.

Die erste Klasse von Verfahren ist angelehnt an das, was mit Marcus geschah. Man bringt Personen überraschend in eine Situation, wo sie nur durch Einsatz etwaiger Para-Kräfte geliebten Personen entscheidend helfen können.

Die zweite Klasse beruht mehr auf der Idee, dass »Glaube Berge versetzen kann«: Man überzeugt Versuchspersonen, dass sie tatsächlich telepathisch begabt sind, indem sie etwa Ziffern, die eine Person denkt, mit hoher Wahrscheinlichkeit erraten, in Wahrheit beiden Personen aber dieselben Ziffern suggeriert. Sobald man die beiden Teilnehmer überzeugt hat, dass es »klappt«, lässt man die Suggestion schwächer und schwächer werden in der Hoffnung, dass der »telepathische Effekt« bestehen bleibt.

Die dritte Klasse entsteht aus einer Kombination der vorher erläuterten. Nachdem man Personen überzeugt hat, dass sie telepathisch mit anderen kommunizieren können, kommen die Personen in Situationen, wo nur telepathische Kommunikation »retten« kann.

Trotz vieler Versuchsanordnung dieser Art werden bei keinem der Teilnehmer Para-Fähigkeiten entdeckt, was zu Frustration auf beiden Seiten führt.

So also schmilzt das Häufchen derer, die sich mit bisher unbekannten Para-Phänomenen beschäftigen wollen, auf nur vier Personen. Und das ist kein Zufall.

Klaus Baumgartner ist jetzt bald ein halbes Jahr in Wien. Trotz aller Bemühungen hat er den gesuchten starken Telekineten bisher nicht entdecken können und auch sonst nur eine schwache Emotiopathin, natürlich meint er Greta, und ist im Begriff auf Befehl von Brüssel das Wiener Büro zu schließen. Da geschieht etwas Sensationelles.

Mit viel Werbeaufwand wird die Eröffnung einer Parapsychologischen Schule bekannt gegeben, die neben traditionellen Disziplinen von Hypnose bis zu Meditationstechniken auch Kurse in »unorthodoxen Para-Fähigkeiten« anbietet. Mit großer Neugier geht Klaus zur Eröffnungsveranstaltung.

Man kann sich seine Verblüffung vorstellen, als er als Leiter dieser Schule den lang gesuchten Telekineten findet und sich dieser Marcus Waller als Exfreund von Greta entpuppt! Waller arbeitet offenbar eng zusammen mit einer jungen Frau, Maria Bungl, die über

eine Aura einer bereits offenen Para-Fähigkeit verfügt von einer Art, wie sie Klaus noch nicht kennt.

Natürlich meldet er sich sofort für den entsprechenden Kurs an. Mehr noch, er lässt alle seine Mitarbeiter aus Brüssel nach Wien kommen und auch sie für den Kurs anmelden. Nachdem, wie beschrieben, alle anderen Teilnehmer aus dem Kurs ausgeschieden sind und Klaus seine und die Fähigkeiten seiner Mitarbeiter noch verborgen hält, sind es genau diese vier Schüler in der Klasse von Maria und Marcus:

Klaus Baumgartner, Justo Campo, Jan de Keep und Sandra Hill. »Schlachtplan«: Justo wird dafür sorgen, dass die Existenz von Telekinese nachgewiesen wird, um Marcus aus der Reserve zu locken und über seine Fähigkeiten zu erzählen. Jan de Keep soll Marcus dabei mit seinen Para-Fähigkeiten bestärken und Sandra Hill soll feststellen, in welche Richtung sich die Emotionen von Marcus bewegen. Nebenbei muss er herausfinden, welche Fähigkeiten Maria besitzt. Und wenn sich Maria und Marcus outen sollten, dann will er das für sich und seine Gruppe auch tun.

So sitzen also Klaus, Justo, Jan, Sandra, Marcus und Maria in ihrem »Seminar« einmal wöchentlich zusammen und diskutieren die Möglichkeit ungewöhnlicher Para-Fähigkeiten. In der ersten Woche werden wissenschaftlich nachgewiesene Phänomene besprochen wie Hypnose oder Auswirkungen der Autosuggestion und des autogenen Trainings. Das Team Maria und Marcus agiert dabei zusammen als Diskussionsleiter und versucht vor allem, die Meinungen der anderen Teilnehmer kennen zu lernen. Gemeinsam nähert man sich gewissen Standpunkten, lehnt andere ab. Dann werden Phänomene in »Grenzbereichen« besprochen, das Entdecken von Wasseradern mit Wünschelruten, zu dem die »Wissenschaft« noch immer keine einheitliche Meinung vertritt. Auch hier geht es um das Sammeln gemeinsamer Erfahrungen und den Versuch, die Meinungen abzustimmen. Ohne dass es Maria und Marcus merken, spielen dabei Jan und Sandra eine wesentliche Rolle: Jan, der immer wieder durch seine Para-Begabung motiviert, über gewisse Bereiche besonders nachzudenken, und Sandra, die als Emotiopathin versucht zu erkennen, was Maria und Marcus besonders interessiert. Nach dem ersten Seminar gehen die sechs gemeinsam essen und kommen sich, so scheint es allen, auch menschlich rasch näher.

Maria und Marcus können nicht ahnen, wie intensiv sich Klaus schon nach dem ersten Seminartreffen mit Sandra unterhält, um möglichst viel über die Fähigkeiten von Marcus zu erfahren und seinem Vorgesetzten Adler nach Brüssel zu berichten. Dieser gibt alle Informationen sofort an den EU-Kommissär Dirkmann weiter und ist selbst überrascht, wie stark sich Dirkmann selbst engagiert und zu handeln beginnt.

»Noch wissen wir zu wenig über die Fähigkeiten von Waller. Wenn er aber annähernd in die Kategorie des seinerzeitigen russischen Telekinetikers gehört, dann müssen wir versuchen, ihn mit allen Mitteln unter unsere Kontrolle zu bekommen. Wir wären dann vielleicht so weit, dass wir endlich die PPU und ESP einsetzen könnten, um der EU-Kommission unter meiner Leitung das Gewicht zu verleihen, das sie verdient. Aber, Herr Adler, Kooperation genügt mir da nicht. Wenn uns die Kontrolle von Waller nicht gelingt, so ist dieser für uns und alle eine Gefahr und er muss beseitigt werden. Ich will an diese Option nicht denken. Nicht, weil ich Angst habe ein Todesurteil auszusprechen, sondern weil ich ein wichtiges Werkzeug nicht verlieren möchte. Sei es, wie es sei. Sie haben nun zwei Aufgaben, bei denen sie Klaus Baumgartner nicht oder nur ganz vorsichtig einschalten dürfen. Sie müssen eine Isolationszelle für Waller irgendwo in der Nähe von Wien konstruieren lassen, wo wir ihn so lange einsperren werden, bis er sich von uns kontrollieren lässt oder wir ihn eliminieren müssen. Sie müssen zweitens die besten Leute der ESP und alles, was sonst notwendig ist, einschalten, um die Vergangenheit von Waller zu durchleuchten, damit wir notfalls eine gerichtliche Verurteilung als Vorwand verwenden können, um ihn einzusperren.«

Adler versteht das zweite Argument. Man kann vielleicht Informationen finden, mit denen man Marcus erpressen kann; er versteht aber das »Kontrollieren« nicht: »Herr Dirkmann, was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, wir müssen Marcus kontrollieren können?«

Fast ärgerlich zuckt Dirkmann die Schultern: »Er muss wissen, dass wir ihn jederzeit stilllegen, betäuben oder töten können, wenn er etwas macht, was unseren Wünschen nicht entspricht. Er muss wissen, dass wir ihm großen Schmerz zufügen können, wenn er etwas nicht macht, was wir wollen. Und wenn das bedeutet, dass wir ihm eine Bombe einbauen müssen, die man mit Funk aktivieren



kann, oder eine Art Injektionsnadel, die ihm Schmerzen verursacht, ihn betäubt oder tötet, dann ist eben das notwendig. Ich habe Ihnen nicht alles über den russischen Telekineten erzählt, aber eigentlich müsste das, was ich erzählt habe, genügen.« Adler ist entsetzt. Er sieht durchaus die Logik in der Argumentation seines Vorgesetzten, er sieht aber auch, dass dieser die Gelegenheit ergreifen will, um einer der mächtigsten Menschen zu werden, die die Welt je gekannt hat! Adler fühlt sich moralisch auch Baumgartner gegenüber in einem enormen Zwiespalt. Wie viel darf er diesem über Dirkmanns wahre Absichten sagen?

Sein Befehl an Klaus Baumgartner lautet: Fähigkeiten, Grenzen und Schwächen von Marcus Waller möglichst genau zu erforschen. Er erwähnt mit keinem Wort, dass er inzwischen mit der österreichischen Regierung darüber verhandelt, wo man eine Spezialgefängniszelle für einen noch nicht benannten sehr gefährlichen Verbrecher installieren könnte ...

Beim zweiten Seminartreffen der »Sechsergruppe in Wien« beginnt Marcus auf die »unorthodoxen«, wissenschaftlich nicht nachgewiesenen Phänomene einzugehen. Er doziert:

»Es ist klar, dass wir Menschen mit unseren ‚üblichen‘ Organen viele Phänomene nicht oder nur in einem sehr bescheidenen Ausmaß wahrnehmen bzw. beherrschen. Schließlich sehen wir mit unseren Augen nur in einem kleinen Bereich des elektromagnetischen Spektrums, nehmen längere Wellenlängen wie Infrarot im Normalfall genau so wenig wahr wie Ultraviolett oder gar Röntgenstrahlen, wir haben kein uns bekanntes Organ, um Magnetfelder oder radioaktive Strahlungen wahrzunehmen. Unsere Ohren vernehmen analog nur Geräusche in einem gewissen Frequenzbereich; unsere Nase riecht manche Substanzen nicht, die wir ‚geruchlos‘ nennen; unsere Arme und Hände können nur Lasten bis zu einer gewissen Grenze tragen, unsere Beine nicht schneller als ca. 40 km pro Stunde laufen; wir können nur maximal ein paar Minuten unter Wasser schwimmen, unsere mittlere Lebenserwartung liegt bei 80 Jahren. Kurz, der Mensch ist in vieler Hinsicht sehr begrenzt.

Dabei dürfen wir drei wichtige Aspekte nicht vergessen: Erstens, es gibt Tiere, die über Organe bzw. Eigenschaften verfügen, die Menschen nicht oder nicht so ausgeprägt haben: Hunde hören hohe Töne, die Menschen nicht mehr wahrnehmen können; Fledermäuse

navigieren im Dunkeln durch Ultraschallechos; es gibt Tiere, die auf Infrarot und Magnetfelder reagieren, solche die größere Lasten als Menschen tragen können, die eine kürzere Lebenserwartung haben, wie etwa Eintagsfliegen, oder eine größere, wie manche Schildkrötenarten. Es gibt Tiere, die viel schneller laufen können als Menschen, Tiere, die ihr ganzes Leben unter Wasser verbringen, ja selbst Tiere, die im Land und im Wasser leben können. Wir Menschen verständigen uns hauptsächlich, indem wir sprechen. Delfine kommunizieren unter Wasser akustisch in einer Weise, die wir noch nicht voll verstehen; Bienen teilen anderen Bienen einen interessanten Ort durch eine Art Tanz mit usw. Wer sagt uns, dass nicht auch wir Menschen – oder zumindest einige von uns – rudimentäre Fähigkeiten besitzen, die durch Training erkannt, verbessert, vielleicht durch Vorrichtungen verstärkt werden können.

Damit komme ich zu zweitens. Obwohl das menschliche Organarrangement gewisse Einschränkungen hat, ist es uns gelungen, durch den Einsatz der Technik viel wettzumachen. Wir können mit entsprechenden Geräten im Bereich Infrarot, Ultraviolett, in fast totaler Dunkelheit durch Lichtverstärker sehen; wir können Töne jenseits unseres Hörvermögens mit Geräten wahrnehmen, tiefere und höhere.

Wir können Magnetfelder messen, Strahlung mit Geigerzählern wahrnehmen, mit Ausrüstung unter Wasser schwimmen, überschallschnell fliegen, mit Maschinen riesige Lasten bewegen und wenn wir von Telefonie über den Atlantik, über Fernsehreportagen oder Webcams reden, dann haben wir auch technisch Fähigkeiten, die man mit ‚fernhören‘, ‚fernreden‘, ‚fernsehen‘, mit Robotern sogar ‚fernwirken‘ bezeichnen könnte, was vor hundert Jahren noch als Science Fiction gegolten hätten. Anders formuliert, wir können viele unserer Fähigkeiten durch entsprechende Technik entscheidend erweitern und verstärken. Das heißt aber für mich, wenn wir jemanden finden, der ein ‚wenig‘ Telekinese kann, dann kann diese durch Training oder Geräte erforscht und dann vermutlich auch verstärkt werden, und Ähnliches gilt für Telepathie oder Teleportation.

Aber Hinweise, dass es gewisse parapsychische Fähigkeiten gibt? Diese Tätigkeiten, die nur durch unsere Psyche, durch unser Hirn, unseren Geist und unsere Emotionen ausgelöst sind?

Da kommen wir zum überraschenden dritten Aspekt: Es gibt nicht nur solche Hinweise, sondern es sind uns viele solche Phänomene bekannt. Dass jemand bei Erregung errötet oder vielleicht zu schwitzen anfängt, klingt zunächst uninteressant, aber es ist genau eine solche Wechselwirkung Psyche und Physis, also Emotional-Geistiges, auf etwas Körperliches. Es ist nachweisbar, dass man durch autogenes Training oder andere Methoden die Körpertemperatur, den Pulsschlag usw. beeinflussen kann. Und kein vernünftiger Mensch wird abstreiten, dass der psychische, also seelische Zustand Auswirkungen auf die körperliche Gesundheit hat, dass Stress oder Trauer krank machen können. Nicht umsonst sagt man, jemand ist aus Trauer an gebrochenem Herzen gestorben. Umgekehrt können auch Krankheiten durch die Psyche positiv beeinflusst werden. Hierher gehört der ‚Placeboeffekt‘: Ein Mittel hilft, nur weil man an seine Wirkung glaubt. Dazu kommen die nachweisbaren und medizinisch unerklärlichen Spontanheilungen, und jeder, der nicht an Religion glaubt, wird wohl auch die Wunder in Lourdes dazu rechnen wollen. Freilich, alle erwähnten Effekte spielen sich innerhalb einer Person ab.

Gibt es auch Hinweise auf die Wechselwirkung der Psyche eines Menschen auf andere Menschen oder sogar auf Objekte? Ich denke durchaus! Ist nicht die Hypnose, die wir bei der Eröffnung gesehen haben, ein Beispiel? Gibt es nicht genügend Fälle, wo ein Mensch krank wurde und der Partner tatsächlich physisch mitlitt? Gibt es nicht genügend Berichte, dass Haustiere deprimierter Personen sich mehr als eigentümlich verhalten haben? Zusammenfassend erscheint es für mich klar, dass unser Geist andere Objekte beeinflussen kann und dass er insgesamt wohl mehr kann, als wir annehmen. Könnte es nicht sein, dass Menschen, die andere motivieren oder überzeugen, dabei auch eine gewisse Ausstrahlung, eine nichtverbale Kommunikation einsetzen? Und weiter, dass manche Menschen deshalb sehr einfühlsame Personen sind, weil sie auch auf einem noch unbekannten Weg den Seelenzustand oder die Gedanken eines anderen mitkriegen?«

Marcus merkt nicht, wie Jan und Sandra zusammenzucken, so vertieft ist er in seine Ausführungen:

»Ist es dann nicht wahrscheinlich, dass es Menschen gibt, die in einem gewissen Sinn leicht telepathisch veranlagt sind oder die,

vielleicht ohne es zu wissen, mit ihrem Geist mehr machen können als nur ihren eigenen Körper zu kontrollieren, sondern auch Objekte manipulieren können? Wenn das so ist, dann ist die Frage, warum noch nie so jemand gefunden wurde. Wer hat dazu eine Meinung?»

Klaus Baumgartner, der Späher, meldet sich zuerst.

»Ich glaube, wir reden hier über Eigenschaften, die viele Menschen als völlig unsinnig ansehen. Prozentuell handelt es sich dabei wohl um die Mehrheit. Aber es gibt einen Bereich, in dem solche parapsychischen Phänomene von allen widerspruchslos angenommen werden: die Science Fiction Literatur. Da wimmelt es nicht erst seit dem Anfang der Perry Rhodan Serie um 1959<sup>20</sup> von Mutanten und intelligenten Lebewesen mit Fähigkeiten jeder Art!

Allein die Tatsache, dass eine Serie von wöchentlichen Science Fiction Heftchen nun seit über 40 Jahren erfolgreich ist und darüber wohl insgesamt mehr als 200.000 Seiten geschrieben wurden, beweist, dass eine große Zahl von Menschen solche parapsychologischen Phänomene so ernst nimmt wie andere die jungfräuliche Empfängnis Jesus durch Maria.

Ich glaube, wir sollten einmal in der SF-Literatur nachsehen, was da alles an Fähigkeiten beschrieben ist, und dann darüber diskutieren.«

Jan wirft ein: »Ja, SF ist eine interessante Quelle, die ich wie wir vermutlich alle hier –« Nicken rundum »–seit Jahren verfolge. Es gibt noch eine zweite: Comics. Die werden von gebildeten Menschen noch weniger ernst genommen als die SF-Literatur, aber die Ideen dort sollten wir nicht ignorieren.

Da geht es nicht nur um Superman, Batman oder Spiderwoman, sondern vor allem um Professor-X, der versucht, alle Mutanten zusammenzuführen und ihre Macht doppelt einzusetzen. Um sich selbst zu schützen und um der Menschheit zu helfen.

Justo fällt ihm ins Wort. »Du hast Mutanten gesagt. Glaubst du, dass alle Menschen mit parapsychischen Begabungen Mutanten sind und ihre Fähigkeiten, wie in den Geschichten um Professor-X, durch irgendwelche radioaktiven Strahlungen ausgelöst wurden? Mir gefällt die Idee nämlich überhaupt nicht. Wäre es nicht denk-

---

[20] In der Perry Rhodan Serie sind (siehe Literaturverzeichnis) über 2100 Hefte mit mindestens je 64 Seiten und hunderte Taschenbücher entstanden.

bar, dass Verständigung durch Telepathie einfach ein weiterer Entwicklungsschritt im Sinne von Darwin wäre?«

Klaus mischt sich wieder ein. »Ich glaube auch, Justo, das Wort Mutant wird ungerechtfertigt verwendet. Ich glaube, es gibt besondere Menschen; die Begabungen besonders einfühlsam sein zu können oder gut führen und motivieren zu können oder auch sich ohne Worte verständigen zu können liegen nicht weit auseinander.«

Maria hat sehr aufmerksam zugehört. »Wir sitzen hier nicht zufällig beieinander, weil wir an parapsychische Phänomene glauben, ja, weil wir vielleicht Dinge an uns entdeckt haben, die wir anders nicht erklären können. Ich mache daher folgenden Vorschlag. Jan und Justo erstellen bis zum nächsten Mal eine Liste von Fähigkeiten, wie sie aus der SF-Literatur und der einschlägigen Comics-Literatur erstellt werden kann. Ich glaube aber, dass wir auch noch etwas anderes brauchen: ein Dokument, das jeder von uns hier unterschreibt, dass wir Fähigkeiten, die wir in diesem Kreis vielleicht preisgeben werden, nicht nach außen tragen.

Ich glaube, auch damit eine Antwort für Marcus zu haben, der sich fragt, warum über parapsychisch begabte Personen so wenig bekannt ist. Vielleicht hat jeder Angst von seiner Fähigkeit zu berichten. Denn würde die Fähigkeit der Öffentlichkeit bekannt werden, dann würde aus der Person eine Art Monstrum, ähnlich wie siamesische Zwillinge, die früher in Schaubuden ausgestellt wurden, und das will offenbar keiner. Ich setze so eine Vereinbarung bis zum nächsten Mal auf, wir alle unterschreiben, dass Fähigkeiten, die wir eventuell bekannt geben, nicht nach außen kommen, O. K.? Und damit das Ganze nicht zu theoretisch bleibt, werde ich dann über jene Fähigkeit bei mir erzählen, die ich noch bei keinem anderen Menschen erlebt habe.«

Klaus atmet innerlich mehrmals erleichtert durch. Nach außen wird er die Informationen nicht weitergeben, aber die PPU, die ESP und Dirkmann dürfen alles erfahren. So nickt er zustimmend, »prima Idee«, und die anderen schließen sich mehr oder minder zögernd an. Maria wird bestürmt, etwas über ihre besondere Fähigkeit zu berichten, doch sie winkt nur lächelnd ab:

»Das nächste Mal und nur, wenn alle unterschrieben haben.«

Klaus ist froh, auf die immer drängender werdenden Anfragen seines Vorgesetzten Adler positive Antworten geben zu können.

In zirka einer Woche wird man sämtliche Fähigkeiten bei Marcus ausgehorcht haben, Maria ist knapp dran sich zu outen. Sobald er das Wichtigste von Marcus weiß, wird er sich selbst, Justo, Jan, und Sandra als Mitarbeiter der PPU bekannt geben und versuchen Klaus und Maria anzuwerben.

Klaus weiß nicht, dass inzwischen sein Chef Adler die Räumung der Strafanstalt Stein an der Donau, westlich von Wien, unter dem offiziellen Vorwand einer Generalsanierung angeordnet hat und dort ein eigenes Gebäude als Gefängnis für Marcus gebaut wird. Hätte Klaus das gewusst, wäre seine Loyalität zur ESP sehr in Frage gestellt worden, er hätte vielleicht auch Marcus gewarnt.

Maria und Marcus sind sich noch immer nicht sicher, ob die Strategie, die Bekanntgabe der Fähigkeiten von Maria anzukündigen, richtig war. Es war vorher nicht abgesprochen, aber Maria hatte plötzlich das Bedürfnis, es bekannt zu geben. Marcus denkt lange über die Formulierung Marias nach.

»Glaubst du, dass dich jemand hypnotisch oder parapsychisch beeinflusst hat?«

Maria meint nachdenklich: »Ich bin nicht sicher. Wenn es jemand war, dann Jan. Nimm auch du dich vor Jan in Acht, der hat irgendetwas, mit dem er Menschen um den Finger wickelt. Erinnerst du dich an das letzte gemeinsame Essen im Steirereck? Alles war voll, kein Tisch frei, alle neuen Gäste wurden abgewiesen. Für uns mussten auf einmal andere ihren Tisch räumen und wir wurden zuvorkommend bedient, obwohl sich viele andere Kunden beschwerten.«

Marcus greift sich an die Stirne: »Du hast Recht! Die drei, Justo, Jan und Sandra, schauen auch verdächtig oft in Richtung Klaus, oder? Gehören die zusammen? Ich werde sofort eine gute Detektei ansetzen, um herauszufinden, wer Klaus wirklich ist und ob die drei anderen mit ihm zu tun haben oder nur zufällig in dieser Gruppe sind.«

Der Zufall will es, dass Marcus die Recherchen seiner Detektei vor dem nächsten Seminartreffen nicht mehr erhält, sonst wären Maria und Marcus wohl noch vorsichtiger gewesen. Immerhin vereinbaren sie noch rechtzeitig, dass sie nur Teile ihrer Fähigkeiten preisgeben werden und welche. Falls einer von beiden im Begriff ist mehr zu sagen, wird der andere dramatisch intervenieren, um

das zu verhindern ... falls Jan irgendwelche beeinflussende Kräfte haben sollte.

Alle sind bei der nächsten Seminarsitzung sehr pünktlich, registrieren Maria und Marcus. Maria legt einen Vertrag vor, durch den sich jeder verpflichtet, das in der Gruppe Gesagte als vertraulich, nicht für eine größere Öffentlichkeit bestimmt zu bestätigen. Bei Verstoß drohen sehr unangenehme Maßnahmen. Klaus liest mit einem gewissen Schmunzeln die Worte »größere Öffentlichkeit«: Das würde gegebenenfalls ein Fressen für Rechtsanwälte werden. Bedeutet es eine Öffentlichkeit größer als die sechs, die hier sitzen, oder nur die sechs?

Alle unterschreiben und schauen Maria erwartungsvoll an. Diese zögert auch nicht lange:

»Ich bin schon als Kind darauf gekommen, dass ich Telesehen kann. Meine Augen sehen nicht nur das, was ihr seht, sondern sie haben eine Art eingebautes Teleskop, das ich auf Wunsch aktivieren kann: Durch Übung schaffe ich es heute, ca. 100-mal weiter zu sehen als mit normalen Augen. Wenn jemand einen Zettel mit ganz kleiner Schrift, die ich sonst nur aus 30 cm Entfernung lesen kann, mir in 30 m Entfernung hinhält, so kann ich das einwandfrei lesen!«

Natürlich wird sofort ein Test mit ihr gemacht, den sie problemlos besteht.

Jan erkundigt sich: »Kannst du uns auch zeigen, wie du um Gegenstände in einer Art Kurve herumsehen kannst?«

»Leider bin ich sicher, dass ich das nicht kann, ich hab's oft probiert.«

Jan schaut Sandra an, die nickt. Marcus hat den Blickwechsel und das Nicken bemerkt und beobachtet nun sehr genau weiter. Wieder ist es Jan, der Maria weiter bedrängt. »Kannst du uns zeigen, wie du durch Gegenstände hindurch sehen kannst?«

Maria ist im Begriff, diese Fähigkeit zuzugeben, als Marcus interveniert. Er verwendet das MUSLI Zeichen »höchste Gefahr« und nimmt sein leeres Glas, das er mehrere Tische entfernt aufstellt. Dahinter hält er einen Zettel mit ganz kleinen Buchstaben:

»Ja, ich sehe die Botschaft.«

»Kannst du das lesen, Maria?«, fragt er.

Natürlich kann es Maria, doch sie hat die MUSLI Warnung verstanden.

»Ich sehe das Glas deutlich, aber das dahinter ist durch das Glas ganz verzerrt.«

Und als Marcus ein Stück Papier vor das Glas hält, kann sie auch das Glas behauptet sie, nicht mehr sehen. Maria wird noch öfter getestet werden; aber dass sie nicht 100-mal, sondern 1.000-mal verstärkt sehen kann, durch Blei verstärkt sogar 50.000-mal, dass sie durch Objekte durchsehen kann und dass sie auch über eine Art Makrovision verfügt, eine Art eingebautes Mikroskop, verbirgt sie erfolgreich bei allen Experimenten.

Die Gruppe diskutiert aufgeregt die Fähigkeiten Marias. Einige Beispiele, die sie aus ihrer Vergangenheit erzählt, wie etwa als sie die Rettung eines ertrinkenden Kindes bewirken konnte, weil sie die Einzige war, die das Geschehen weit draußen im Wasser beobachten konnte, belegen, wie mächtig Marias Fähigkeit sein kann. In der Gruppe entdecken die sechs, angespornt von Jan, viele mögliche »Anwendungen«. Die Erkennung einer bewaffneten Person schon von weit weg, das Notieren der Nummer eines in großer Entfernung fahrenden Autos, Hilfestellung bei der Orientierung bei einem Flug

...

Auf Grund der taktischen Anweisungen von Klaus räuspert sich nach einiger Zeit Justo und kündigt an, dass er sich auch outen möchte. Er bekennt, Telekinet zu sein. Er verblüfft alle, so scheint es, indem er eine Zündholzschachtel und einen Aschenbecher bewegt, ein Glas mit der Hand auf den Boden wirft, aber es vor dem Zerbrechen beschützt, indem er es telekinetisch auffängt und sogar wieder auf den Tisch stellt. Er löscht eine Kerzenflamme ohne jeden Lufthauch aus, stellt ein Glas auf ein Regal und legt mit seinen Para-Kräften ein Stück Zucker hinein, das er dann wieder »heraushebt«. Marcus kann sich nur schwer beherrschen und testet Justo mit einigen Aufgaben: Er legt anstelle des Zuckers in das Glas ein Stückchen Sinkblei, »wie ich es manchmal beim Fischen verwende und zufällig in der Tasche habe«. Marcus ist überrascht, als Justo das Bleistück problemlos herausnimmt; dazu wäre Marcus nicht in der Lage! Umgekehrt ist Justo verwundert, warum Marcus zwischen Zucker und Blei so einen Unterschied sieht.

Andererseits behauptet Justo, nichts mehr in dem Glas bewegen zu können, wenn die Öffnung oben auch nur mit einem Blatt Papier bedeckt ist. Justo kann auch nichts mehr in dem Glas bewegen, wenn



ein undurchsichtiger Gegenstand vor dem Glas steht. Er braucht eine Sichtverbindung zu dem Objekt, das er bewegen will, und es muss einen »freien Zugang« geben. Durch seine Fragen und durch die Probleme, die Marcus, durch Jan angestachelt, stellt, verrät er sehr viel Wissen über Telekinese. Maria beobachtet die Entwicklung mit Spannung. Marcus will sich schließlich nicht mehr weiter zurückhalten. Er bekennt, dass er auch Telekinet ist, aber offenbar eine Variante. Er könne keine Bleiobjekte bewegen, aber er könne Objekte im Glas bewegen, freilich nicht herausnehmen, selbst wenn dieses oben zugedeckt sei. Bevor er noch mehr von seinen eigenen Fähigkeiten verraten kann, schrillen bei Maria die Alarmglocken und sie nimmt die Diskussion in die Hand:

»Ich glaube, wir sollten jetzt einmal mehr über Justos Fähigkeiten erfahren. Nächstes Mal ist dann Marcus dran.«

Sie lässt keinen Widerspruch zu, sodass Justo mehr erzählt. Dass seine Reichweite bei 30 m endet, dass er trotz langen Trainings nicht mehr als maximal 5 kg telekinetisch bewegen kann und so große Objekte nur mehr langsam. Er erklärt allerdings, wie schnell und wie weit er kleine Dinge wie etwa das Sinkblei schleudern kann: Er meint mindestens 100 m. Viel wird noch über Telekinese diskutiert, aber dann schließt Maria die Sitzung.

»Das Seminar nächste Woche findet im Kobenzl auf der Wiener Höhenstraße statt. Da kann uns Justo zeigen, wie weit er kleine Dinge werfen kann. Und ich weiß, dass Marcus auch Platz braucht, um einige seiner ‚Tricks‘ vorzuführen.«

Nach dem Seminar kommt es an mehreren Stellen zu hektischen Aktivitäten. Klaus interviewt Sandra zum letzten Seminar. Sie konnte feststellen, dass Maria nicht über ihre gesamten Fähigkeiten Auskunft gab. Aber sie ist sich sicher, dass Maria nicht um Ecken sehen kann, möglicherweise aber auch noch gut im Dunkeln oder so etwas Ähnliches. Marcus beherrscht sicher Telekinese in einem gewaltigen Ausmaß, da werde man das nächste Mal mehr wissen.

»Aber als Justo telekinetisch mit Blei arbeiten konnte, da war Marcus total überrascht. Für ihn ist Blei und vielleicht auch andere Materialien ein völliges ‚Tabu‘, das seine Fähigkeiten weitgehend verhindert.«

Klaus leitet den Bericht über Marcus an Adler und Dirkmann weiter. Einen Tag später ruft Dirkmann strahlend bei Adler an: »Wir

können offenbar Waller zumindest bis zu einem gewissen Grad beherrschen: Er war nie in seinem Leben fischen. Dass er ein Stück Sinkblei mit sich trug und er zu allererst den ‚Bleitest‘ mit Justo machte, zeigt, wie stark Blei die Fähigkeit von Waller einengt. Es ist witzig, aber Blei scheint bei Waller fast die Wirkung zu haben wie beim Superman ein erfundener Stoff, Kryptonit, der die Fähigkeiten Supermans verringert und Superman sogar töten kann. Auf jeden Fall bedeutet das: Die Gefängniszelle von Waller ist zur Gänze innen mit Blei zu verkleiden und Tisch und Bettgestell dürfen nur aus Blei angefertigt sein. Alles sonst klar mit der Vorbereitung der Gefängniszelle von Waller?«

Adler bejaht und berichtet dann auch mit Stolz. »Übrigens haben unsere Recherchen zu Waller inzwischen viel Material zu Tage gefördert, das für eine mächtige Anklage reichen würde. Casinobetrügereien in Österreich und den USA, nicht steuerlich deklarierte Einnahmen, Beteiligung am undurchsichtigen Tod von zwei Personen in den USA, und noch so einiges! Jedenfalls genug für einen Prozess, wenn wir den brauchen.«

Dirkmann ist begeistert: »Sehr gut. Davon darf Baumgartner zunächst nichts erfahren. Er identifiziert sich viel zu sehr mit seinen und anderen Mutanten.« Adler hört diesen Ausdruck aus dem Munde Dirkmanns mit zunehmender Häufigkeit, mit einem Unterton von Verachtung, und es ist ihm nicht wohl dabei.

Die Besprechung des Seminars zwischen Maria und Marcus ist recht befriedigend. Beide sind froh, dass Maria nicht alle ihre Fähigkeiten enthüllt hat, sie damit aber Justo aus seiner Reserve lockten und damit die unglaubliche Entdeckung machten, dass er Telekinetiker ist, allerdings ein schwacher. Nun haben sie genug Zeit, um sich zu überlegen, wie weit Marcus seine Fähigkeiten »enthüllen« soll.

Diese erfreulichen Überlegungen werden durch einen Boten unterbrochen, der einen Bericht der Detektei bringt, die Marcus beauftragt hat. Der Bericht ist versiegelt, mit »Hochvertraulich« markiert und enthält auf der ersten Seite die Warnung »Achtung: Jeder, der den Inhalt dieses Berichtes kennt, ist potenziell in Lebensgefahr. Der Inhalt ist so brisant, dass allerhöchste europäische Stellen eine Verbreitung des Inhalts vermutlich mit ALLEN Mitteln verhindern würden.« Die Kurzfassung des Berichtes lautet:

Klaus Baumgartner ist Chef der PPU (Para Psychologic Unit), einer Abteilung der ESP (European Security Police).

Die ESP unter der Leitung eines Georg Adler berichtet direkt dem Präsident der EU-Kommission (kurz PEUK) und ist sonst auch den höchsten politischen Funktionären innerhalb und außerhalb der EU unbekannt. Die ESP dient dem PEUK bei der Bewältigung von kritischen Situationen mit Mitteln jenseits der Gesetze.

Sie hat eine Reihe von erfolgreichen Einsätzen hinter sich (erfolgreiche Lösung von Kidnap- und Hijack-Fällen, die Beseitigung bzw. Entführung unliebsamer Machthaber in verschiedenen Teilen der Welt, wobei auch Menschen zu Schaden kamen. Siehe Anhang 1 dieses Berichts für Details). Die PPU befindet sich noch im Aufbau, da der Leiter, der selbst eine einzigartige parapsychische Begabung hat, nämlich das Erkennen von solchen Begabungen in anderen Personen, bisher erst eine Gruppe von drei weiteren parapsychischen Personen zusammenstellen konnte: Jan de Keep, ein Emotioaktivator, Sandra Hill, eine Emotiopathin, und Justo Campo, ein Telekinetiker.

Diese drei Personen sind zurzeit mit ihrem Leiter, wie sicher bekannt ist, in Wien und in Kontakt mit dem Auftraggeber. Es ist klar, dass sie wissen, dass der Auftraggeber parapsychisch begabt ist. Die Aufgabe der PPU in Wien besteht darin, die genauen Fähigkeiten des Auftraggebers herauszufinden und ihn notfalls mit Gewalt für die PPU zu gewinnen.

Keine ähnliche Order gibt es zurzeit für die Partnerin des Auftraggebers, obwohl inzwischen der PPU bekannt ist, dass auch sie parapsychisch begabt ist. Diese Information scheint aber die PPU noch nicht an die Führung der ESP weitergegeben zu haben. Es gibt ferner offenbar streng geheime Unterlagen über mindestens zwei parabegabte Personen in Russland, die auf sehr seltsame Weise ums Leben gekommen sind. Dabei überrascht, dass der Sicherheitscode der Akten so hoch ist, dass nicht einmal Baumgartner voll darauf Zugriff hat.

Achtung: Im Zuge der Recherchen stießen wir auf Zeichen, dass hochrangiges Geheimdienstpersonal die Vergangenheit des Auftraggebers prüft, vermutlich auf der Suche nach Material, das diesen erpressbar machen könnte.

Als Maria und Marcus dies lesen, sind sie wie vom Donner getroffen. Sie sind verblüfft, dass die Detektei das alles herausfinden konnte, insbesondere auch über ihre eigenen Begabungen, von denen sie bis

heute geglaubt hatten, dass sie absolut unbekannt seien. Beide hatten zudem begonnen, Klaus und den anderen zu trauen. Sie waren ja über den Fortgang des Seminars gerade noch bester Stimmung gewesen und nun diese Information!

Maria fasst zusammen: »Du zeigst beim nächsten Seminar einen kleinen Teil deiner T-Kraft. Du zeigst aber nicht, dass du durch Objekte mit deinen Pseudohänden durchgreifen kannst, und du verschweigst unter allen Umständen den Aspekt der Zeitverzerrung. Das muss unser Geheimnis bleiben. Wenn Klaus nicht ganz schmutzig spielt, muss er zu diesem Zeitpunkt über die Para-Fähigkeiten von sich selbst, Jan und Sandra berichten. Tut er das, dann hören wir genau zu, was er für ein Angebot macht, nur klingt mir ‚notfalls mit Gewalt für die PPU gewinnen‘ recht gefährlich. Ich wüsste auch nicht, wie sie das anstellen wollen. Könnte es sein, dass auch Klaus nicht wirklich weiß, was gespielt wird?«

So warten alle mit Spannung auf das nächste Seminar. Die gegenseitige Begrüßung ist herzlich. Justo zeigt, wie er mit am Boden liegenden Steinen auf große Entfernung Kastanien von den Bäumen schießt. So sensationell seine Vorführungen sind, alle, auch Justo, warten darauf, mehr über die telekinetischen Kräfte von Marcus zu erfahren.

Dieser zeigt, dass er viel größere Objekte weiter und schneller als Justo bewegen kann, dass er durch Glas hindurch Gegenstände beeinflussen kann, dass aber Blei auf seine speziellen Fähigkeiten nicht anspricht. Fast verführt ihn Jan, dass er zeigt, dass er auch durch andere Materialien durchgreifen kann, doch Maria verhindert das gerade noch rechtzeitig. Klaus ist sehr beeindruckt. Er durchschaut vielleicht noch schneller als die anderen, was Marcus' Kräfte eigentlich alles bedeuten:

»Könntest du die Schwalbe, die da hoch oben fliegt, eigentlich zu uns herunterholen?«

Statt zu antworten fällt die Schwalbe wie ein Stein vom Himmel und landet zuletzt sanft, aber zitternd auf dem Arm von Klaus, bis Marcus sie wieder fliegen lässt.

»Könntest du mich zwingen, mit meiner Hand mir selbst die Kehle durchzuschneiden?« Marcus zwingt einen Ast in die Hand von Klaus und Klaus führt, offensichtlich gegen seinen Willen, diesen Ast zu seiner Kehle, drückt ein bisschen auf sie, bis Marcus sei-

nen Arm auslässt. Noch einen Test probiert Klaus: »Wenn Justo und ich gleichzeitig davonlaufen, kannst du uns beide aufhalten?«

»Wenn ihr in dieselbe Richtung läuft schon, sonst nicht«, lügt Marcus.

»Also läuft beide.«

Zunächst greift Marcus nicht ein, bis sie 100 m weit weg sind. Dann packt er die Beine beider Männer und bremst ihre Bewegungen ab, bis sie zum Stillstand kommen. Er zwingt sie sich umzudrehen und schiebt so stark von hinten mit seinen Pseudohänden an, dass die beiden zurückkommen, ob sie wollen oder nicht.

Klaus ist bleich: »Marcus, das ist gewaltig. Kommt alle ins Gasthaus. Ich muss jetzt auch alle Karten auf den Tisch legen.«

Beim Essen erzählt Klaus nach dem Versprechen der absoluten Geheimhaltung von der PPU und von der ESP. Er schildert, beide Einrichtungen seien für das Wohl aller Europäer geschaffen worden. Es scheint Klaus unmöglich zu sein, sich Machtmenschen wie Dirkmann vorzustellen, die damit auch sehr zweifelhafte Sachen vorhaben. Und es ist Klaus nie durch den Kopf gegangen, dass Dirkmann vielleicht sogar die ganze ESP Einheit als persönliche Armee für seine persönliche Macht einsetzen will. Was Maria und Marcus gut gefällt, ist, wie offen Klaus redet. Er erzählt sogar über die Para-Fähigkeiten von Jan und Sandra und deren fallweisen Einsatz, ja sogar gegen Maria und Marcus. Jan hat mehrmals versucht, Maria und Marcus zur Preisgabe von Informationen zu bewegen, und Sandra versuchte, die emotionale Einstellung von beiden zu sondieren. Er erklärt auch, dass er selbst die Fähigkeiten eines »Spähers« besitzt, so auf Marcus aufmerksam wurde und er deshalb der Chef der PPU ist, die dringend weitere Mitglieder braucht.

»Ihr müsst zu uns kommen, ich habe das Pouvoir, euch hohe Gehälter, herrliche Häuser und viele Privilegien anzubieten.«

Marcus bringt es auf den Punkt: »Und dann dürfen wir in Zukunft weder über unsere Fähigkeiten reden, noch dürfen wir sie irgendwo einsetzen, außer auf Befehl von dir, sprich von deinen Vorgesetzten, denen ich viel weniger traue als dir. Was ist, wenn mir der Einsatz nicht gefällt? Was ist, wenn ich jemand entführen oder einfangen soll, den ich nicht entführen oder fangen will?«

Zu Jan sagt Marcus: »Wir sollten Freunde bleiben. Aber wenn du noch ein einziges Mal versuchst, mich oder Maria zu beeinflussen,

dann werde ich dich dafür ernsthaft bestrafen. Heute bekommst du nur einmal als Vorgeschmack zwei Ohrfeigen von Klaus.«

Und bevor einer der beiden reagieren kann, trifft die Hand von Klaus zweimal recht heftig die Wange von Jan.

Marcus bereut sofort seine vorschnelle Handlung, die die Situation verschärft hat. Jan beeinflusst nämlich nun Justo, dass dieser einen Aschenbecher gegen die Stirn von Marcus schleudert und ein Glas Rotwein über das helle Kostüm von Maria kippt. Einen Augenblick lang steht die Stimmung auf Krieg. Dann bekommt sich Marcus wieder in Gewalt, nachdem er Aschenbecher und Wein abgewehrt hat.

»Bitte keinen weiteren Unsinn. Jan, du kannst mir zwei Ohrfeigen geben, ich entschuldige mich bei dir.«

Er steht auf und hält seinen Kopf so, dass Jan ihn schlagen könnte, was dieser natürlich nicht tut. Die Krise ist überwunden, man kann wieder vernünftig miteinander reden. Dennoch, nach fast zwei weiteren Stunden haben sich die Fronten wenig verschoben. Marcus wird der PPU nicht beitreten, dazu sind ihm deren Ziele zu suspekt.

Maria und Marcus argumentieren mit Filmen und Büchern aus der jüngeren Vergangenheit. Zumindest einige davon haben übertrieben thematisiert. Menschen mit Para-Fähigkeiten können der Menschheit vielfältigst helfen, nur sind sie den anderen Menschen unheimlich. Erstens ist es klar, dass dies zu ernsthaften Konflikten führen kann, und zweitens: Ist es nicht fast eine Verschwendung von Para-Fähigkeiten, wenn man sich durch eine Organisation wie die PPU einengen lässt, die alle Fähigkeiten im besten Fall für politische Zwecke einsetzt, im schlimmsten Fall für die Macht einzelner Menschen? Es wird offensichtlich, dass solche Überlegungen allen Mitgliedern der PPU nicht ganz fremd sind, sie aber insgesamt doch einerseits an die Ziele der PPU glauben und andererseits dort zusammen einen Platz gefunden haben, wo sie sich wohl und sicher fühlen.

»Jan, wieso fühlst du dich so sicher?«, fragt Marcus, »da du Personen beeinflussen kannst, kannst du sicher auch Dirkmann lenken. Wie hat sich dieser dagegen bisher gewehrt? Wohl indem er herausfand, dass du nur Personen beeinflussen kannst, die du siehst, und er vermutlich vermieden hat, dass du ihn je sehen kannst. Ähnliches

gilt für Sandra, nur ist diese vielleicht noch mehr gefährdet, da sie nach euren Erzählungen auch die Emotionen weiter entfernter Personen, wenn sie nur diese gut genug kennt, lesen kann. Sandra, hast du je die Emotionen von Baumgartner, Adler und Dirkmann untersucht?«

Sandra wird ganz nachdenklich: »Nein, ich weiß eigentlich nicht, warum, irgendwie habe ich das Gefühl, ich darf oder kann das nicht!«

Marcus antwortet: »Man hat vermutlich zu viel Angst vor dir. Du wurdest da irgendwie blockiert, vielleicht durch Hypnose? Was ist also, wenn ich zur PPU gehe? Wird man mir wirklich trauen oder wird man versuchen, die potenzielle Gefahr, die von mir ausgeht, auszuschalten? Ihr habt doch gesehen. Wenn mir Dirkmann unsympathisch ist, könnte ich ihn theoretisch aus großer Entfernung mit einem Stab durchbohren. Wird er das riskieren? Klaus, ich weiß, es hat in Russland vor Jahren zwei mächtige Para-Begabungen gegeben. Beide sind auf rätselhafte Art gestorben. Was weißt du davon?«

Klaus ist die Frage unangenehm: »Ich weiß auch nicht viel, die Dokumente sind so klassifiziert, dass nicht einmal Adler, mein Chef, darauf Zugriff hat. Ich weiß nur, dass es eine Emotiopathin war, die in den USA als Spion eingesetzt war und später hingerichtet wurde ... sonderbarerweise in Russland, nicht in den USA. Die zweite Person war ein mächtiger Telekinet, der bei einer großen Explosion unglücklich ums Leben kam.«

»So sieht es also mit der Sicherheit von Para-Begabungen aus«, kommentiert Marcus.

»Nein, Maria und ich können der PPU nicht beitreten und es tut mir sehr Leid, dass wir je von der PPU gefunden wurden. Ich hoffe, uns allen entstehen dadurch keine zu großen Probleme. Bitte helft alle, um das zu verhindern.«

Maria und Marcus werden über PPU und ESP strengstes Stillschweigen wahren, wenn dies die anderen über Maria und Marcus tun. Man sollte sich als Freunde trennen, das Seminar ist damit vorüber, die Gebühr wird zurückerstattet. Und Marcus bittet die vier noch einmal, stets auf der Hut zu sein, sich nicht für Ziele einzuspannen zu lassen, die sie in Wahrheit nicht wollen.

»Jeder, der von der PPU loswill, kann jederzeit zu mir kommen, wo immer ich bin. Wenn ich untertauchen sollte oder müsste, bitte

solange Inserate in der Herald Tribune schalten, bis ich reagiere. Ich werde versuchen, sie möglichst regelmäßig zu lesen bzw. lesen zu lassen. Jeder von euch, der zu mir kommt, wird, so hoffe ich, Teil eines Teams, das für sich entscheidet, was gut und was nicht gut ist. Jetzt seid ihr Ausführende von Ideen, die von oben kommen. Und da oben können auch Machthungrige oder Verrückte sitzen. Maria und ich ziehen uns jetzt zurück. Ich würde mich freuen, den einen oder anderen von euch unter erfreulicheren Umständen wieder zu treffen.«

Nun stellt Marcus die Frage, ob Klaus wirklich glaubt, dass der russische Para-Begabte nur durch Zufall ums Leben kam. Klaus wird unsicher. Er hat keine gute Antwort.

Marcus sagt: »Sorry, ihr alle seht, wie komplex das wird. Ich hoffe, wir werden nie gegeneinander arbeiten. Aber in der PPU zusammenarbeiten, das können wir nicht. Ich hoffe, ihr versteht, warum.«

Klaus versucht einen letzten Appell.

»Marcus, gleichgültig was ich will oder nicht, die PPU oder besser die ESP braucht dich und kann dir nicht erlauben, frei zu handeln. Wenn du nicht freiwillig mitmachst, weiß ich nicht, was passieren wird.«

Marcus blickt Klaus fest an, dann auch Justo, Jan und Sandra. »Habt ihr alle gehört, was Klaus gesagt hat? Genau das, was ich glaube. Dass nicht Klaus die Kontrolle hat, sondern Personen, die wir gar nicht kennen. Und darum machen Maria und ich nicht mit.«

Maria und Marcus hören noch »Alles Gute« in vier Stimmen, als sie das Lokal verlassen.

»Was glaubst du, sollen wir jetzt tun, Marcus?«

»Um ehrlich zu sein, ich habe Angst und weiß nicht, wie es weitergehen soll. Wir müssen das einmal überschlafen. Aber besser nicht zu Hause. Wer weiß, wie Brüssel reagieren wird. Ich weiß gleich in der Nähe eine recht nettes Hotel. Um die Jahreszeit ist es dort so ruhig, dass wir noch ein Zimmer bekommen werden. Rasten wir uns aus und überlegen wir dann morgen in Ruhe weiter.«

Maria und Marcus ahnen nicht, dass sie schon seit Tagen von der ESP, ohne dass Baumgartner etwas davon weiß, beobachtet werden. Als sie sich noch einen Drink im Hotel genehmigen und sich dann in ihr schönes Appartement zurückziehen, stehen sechs ESP-Mitarbei-



ter beim Schlosshotel Wilhelminenberg auf Posten und warten auf Einsatzbefehle von Adler aus Brüssel.

Nachdem Klaus sein verschlüsseltes Fax über den gerade abgelaufenen Nachmittag und Abend an Adler gesandt hat, informiert er Dirkmann.

Dieser zeigt sich wenig überrascht: »Ich habe damit gerechnet. Unser Reserveplan wird sofort aktiviert. Stellen Sie sicher, dass die Verhandlung noch morgen Vormittag beginnen kann. Wir dürfen nichts riskieren. Informieren Sie Baumgartner erst während der Aktion und beurlauben Sie ihn dann für 10 Tage. Ich kann nur Ihnen vertrauen, Baumgartner ist zu weich.«

Um 5 Uhr früh klopft es an der Hotelzimmertür. Müde blickt Marcus auf die Uhr. Mit einer Pseudohand greift er durch die Türe, ertastet, ohne dass diese es bemerken, mehrere bewaffnete Personen in Uniformen.

»Wie in einer Diktatur«, denkt Marcus und, »es geht schneller los als erwartet.«

Er weckt Maria. »Ich werde offensichtlich zu einem Verhör von Polizei oder Geheimdienst abgeholt. Versteck dich im Bad. Wir werden es schon schaffen in Kontakt zu bleiben.«

Marcus gibt Maria noch einen Kuss. Dann geht er vom Schlafraum zum Eingang, wo er seine Kleidung wie in einer Vorahnung auf dem Diwan hergerichtet hat. Er öffnet die Tür einen Spalt, ohne die Kette zu entfernen.

»Um Himmels willen, was ist denn los?«

Draußen stehen mehrere österreichische Polizisten und einige Personen in unbekannten Uniformen. Dies ist ESP-Personal, wird Marcus später klar.

»Sie sind doch Marcus Waller. Auf Grund schwerwiegender Verdachtsmomente müssen wir Sie zu einem Verhör mitnehmen. Machen Sie sofort die Tür auf oder wir werden Gewalt anwenden müssen.«

Marcus lächelt: »Mein Rechtsanwalt hat an alle Zeitungen einen offenen Brief über zwei Organisationen, nämlich die PPU und ESP, vorbereitet. Falls ich ihn jetzt anrufe, wird er diesen Brief sofort versenden. Wenn Sie nicht augenblicklich höflicher sind, mir eine Tasse Kaffee besorgen und fünf Minuten ohne weiteren Lärm vor der Tür warten, bis ich angezogen bin, dann werde ich meinen Rechtsanwalt

anrufen und die offenen Briefe werden versandt. Ich schlage vor, Sie informieren Ihre Auftraggeber, ob diese dies wollen oder ob Sie sich vernünftiger verhalten sollen.«

Damit klappt Marcus die Tür zu und beginnt sich zu rasieren und anzuziehen. Nach sieben Minuten klopft es leise an der Tür. Wieder öffnet Marcus, wieder lässt er die Kette vor. »Hier ist der Kaffee, Herr Waller, und eine Kleinigkeit dazu. Wir warten vor der Tür, bis Sie fertig sind. Es ist offenbar für alle Seiten besser, wenn Sie den offenen Brief nicht absenden.«

Marcus korrigiert: »Ich werde das Absenden des Briefes zunächst einmal nicht veranlassen.«

Soweit hat Marcus' Pokerspiel geklappt. Natürlich hätte er sich mit seinen T-Kräften den Weg auch frei kämpfen können. Doch er möchte sehen, was man eigentlich vorhat und wie man ihm etwas anhaben kann, also »spielt« er zurzeit mit. Er trinkt seinen Kaffee und geht dann gleichgültig aus dem Zimmer.

»Herr Waller, bitte seien Sie nicht ungehalten, wir müssen Ihnen Handschellen anlegen, aber gerade darum haben wir Sie so früh abgeholt, um Peinlichkeiten zu vermeiden.«

Zwei Punkte vermerkt Marcus: Erstens, man hat sich um Maria nicht gekümmert, die damit frei bleibt und alles von außen beobachten kann; zweitens, seine Handschellen sind klobig und aus Blei. Irgendwie kann er sich keinen Reim darauf machen. Das kann doch kein Zufall sein, dass er so komische Handschellen bekommt; andererseits, wenn jemand von seiner T-Kraft und seinen Problemen mit Blei weiß, dann weiß er doch auch sicher, dass seine Pseudohände nicht gefesselt sind und er damit im Umkreis von hunderten Metern alles auf den Kopf stellen kann. Warum dann die Bleischellen? Wahrscheinlich hätte Marcus den Zweck erkannt, aber so ganz munter war er um diese Tageszeit wohl noch nicht ...

Unter Sicherheitsvorkehrungen, als wäre er ein Schwerverbrecher, wird er in ein Büro im Zentrum von Wien gebracht. Unbekannte Gesichter umgeben ihn. Eines wird er gleich als das von Adler kennen lernen. Es ist auch Adler, der zunächst dafür sorgt, dass Marcus gut sitzt, mit einer Hand – die andere still in der Bleischelle – ein gutes Frühstück essen kann, und der dann prägnant zusammenfasst:

»Mein Name ist Adler. Ich bin der Vorgesetzte von Herrn Baumgartner, den Sie ja gut kennen. Sie wissen, dass wir Ihre Hilfe benö-

tigen und Sie dafür sehr großzügig behandeln werden. Sie waren gestern nicht kooperativ. So Leid es mir tut, Ihnen als guten zukünftigen Mitarbeiter zu drohen, muss ich Sie darauf hinweisen, dass es nur zwei Möglichkeiten für Sie gibt.

Entweder Sie kooperieren mit uns oder wir werden Sie wegen Ihrer Verbrechen vor Gericht stellen. Ich gehe davon aus, dass auf wiederholten Raub in Casinos, Mitschuld am Tod zweier US Bürger nahe Central City, unerlaubtes Goldschürfen und Goldverkauf ohne Genehmigung, Hinterziehung von Steuerabgaben sowie Betrug in mehreren Fällen wie bei der Rettung von Koehler jun., Verzicht auf Hilfeleistung bei einem schweren Motorradunfall usw. 10 bis 15 Jahre Zuchthaus stehen. Sie müssen wählen.«

Marcus wird heiß. Zugegeben, die Casinogeschichten waren nicht sauber ... aber alle anderen Vorwürfe sind geradezu lächerlich! Im Vertrauen, dadurch Zeit zu gewinnen und die Angelegenheit irgendwie zu regeln, bleibt Marcus fest.

»Es tut mir Leid. Ihre Organisation ist nicht demokratisch legitimiert und ich arbeite für so eine Organisation nicht. Allein die Methoden, die Sie heute gegen mich anwenden, zeigen, was man von der ESP zu halten hat. Es wird Zeit, dass die Öffentlichkeit davon erfährt. Ich mache unter keinen Umständen bei Ihnen mit. Also bitte stellen Sie mich vor ein Gericht.«

Adler schaut missmutig und vorwurfsvoll.

»Sie unterschätzen uns, Herr Waller. Ganz wie Sie wünschen. Sie erhalten eine Amtshandlung. Sie beginnt in 20 Minuten, um 7 Uhr.«

Marcus kann das nicht glauben, doch Adler zuckt mit der Achsel.

»Wie gesagt, Sie unterschätzen uns. Natürlich geht es heute nur darum, ob Sie vorläufig in Untersuchungshaft bleiben oder nicht. Ein solches Verfahren kann als Schnellverfahren und bei Gefährlichkeit des Angeklagten für die Öffentlichkeit unter Ausschluss der Öffentlichkeit durchgeführt werden. Allein die Tatsache, dass man ein solches Schnellverfahren zugelassen hat, sagt eigentlich schon alles. Sie werden sicher in Untersuchungshaft kommen, ohne Chance, gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt zu werden. Natürlich können Sie sofort einen Verteidiger benennen, er ist aber heute nicht ausschlaggebend. Die Hauptverhandlung wird dann einige Monate Vorbereitung benötigen. Sie werden dann sicher auch einen Top-

Verteidiger zuziehen. Aber die Anklage hat von uns Unterlagen erhalten, die jedes Gericht als echt ansehen wird. Ich denke, dass Ihnen auch der beste Verteidiger eine längere Gefängnisstrafe nicht ersparen wird können.«

Adler pokert. Ein Schnellverfahren dieser Art ist selbst in Extremfällen in Österreich nicht durchzuführen. Was hier gespielt wird, ist ein Schauspiel, um Marcus einzuschüchtern.

Marcus ahnt dies zum Teil, ist aber doch verunsichert. Außerdem glaubt er zu wissen, dass er jederzeit durch Einsatz seiner T-Kraft ausbrechen kann. Er fühlt sich darin so sicher, dass er Adler nicht einmal eine Antwort gibt.

Als wenig später das Verfahren beginnt, ist dieses für Marcus überraschend informell. Der Richter beginnt: »Herr Waller, es werden in den uns vorliegenden Unterlagen sehr schwerwiegende Vorwürfe gegen Sie erhoben. Sie haben Casino Austria um riesige Beträge betrogen, um noch höhere eine Reihe amerikanischer Casinos. Sie haben dies sogar selbst zugegeben.« Zur Verblüffung von Marcus wird eine Tonbandaufnahme aus Las Vegas gespielt, wo er ganz deutlich zu hören ist:

»Ich bin Physiker. Ja, ich habe eine Methode gefunden, wie man gewisse Bauarten von Roulettischen für Gewinne ausnützen kann. Außer mir kennt diesen Trick niemand.«

»Ich nehme an, Sie werden nicht bestreiten, dass das Ihre Stimme ist?«

Marcus sitzt wie versteinert. Das ist seine Stimme, das hat er gesagt, man hat aber die Stelle, wo er die europäischen Casinos bewusst als »sicher« bezeichnet hat, herausgelöscht! Offenbar hat die ESP so viele solcher »Beweise« gegen ihn gefälscht, wie er sich Reisepässe fälschen ließ! Die weiteren Ausführungen des Richters überraschen ihn nicht mehr. Er hat in Central City zwei Personen getötet, indem er einen Treibstofftank leck schoss und anzündete; er hat illegal Gold geschürft und dieses Gold über eine international bekannte Bande, deren Namen er noch nie gehört hat, aber die vielleicht von seinem Freund Peter Cobb tatsächlich benutzt worden war, in Geld umgesetzt.

Er hat den Betrag – es wird die genaue Summe genannt –, obwohl er Deviseninländer ist, nie als Einkommen deklariert, das Geld vermutlich in der Schweiz oder auf den Cayman Islands deponiert und

damit mit mehrstelligen Millionenbeträgen Steuerhinterziehung begangen. Der Richter erwähnt noch weitere Punkte. Es wird ihm klar, dass zwar vieles, was ihm unterstellt wird, nicht stimmt, anderes eigentlich unbeweisbar sein müsste, aber im Prinzip richtig ist und durch gefälschtes Material wohl als »Beweis« gewertet werden wird. Er ist sich auch bewusst, moralisch gesehen tatsächlich in einigen Fällen schlicht kriminell gehandelt zu haben. Marcus versteht, dass er sicher in Untersuchungshaft gehalten werden wird, weil er über »nicht genau feststellbare, aber riesige versteckte Geldreserven verfügt und mit Personen Verbindung hat, die ihm ein Untertauchen ermöglichen werden«.

Das Ansuchen auf Freilassung gegen Kautions wird daher erwartungsgemäß abgewiesen. Die Verhandlung ist damit offiziell beendet. Als aber der Richter nachher fast mitleidig dozierend darauf hinweist, dass sich Herr Waller besser die besten Rechtsanwälte für seine Verteidigung suchen möge, wenn er angesichts der Schwere der Anklagepunkte nicht fünfzehn oder mehr Jahre in einem Gefängnis verbringen will, beschließt Marcus, dass er nun doch handeln und ausbrechen muss.

Er sondiert mit seinen Pseudohänden die Umgebung. Zunächst muss er die bewachenden Polizisten dazu bringen, ihre Waffen abzulegen, damit sie nicht auf ihn schießen. Er führt die Hände von sechs Bewachern gleichzeitig zu ihren Pistolentaschen und lässt sie die Waffen herausziehen und weglegen. Da spürt er plötzlich einen Stich im Handgelenk unter der Bleihandschelle.

Er braucht den Bruchteil einer Sekunde, um zu erkennen, was passiert. Man hat in der Bleihandschelle, für ihn unzugreifbar, eine Injektionsnadel eingebaut, die – durch Funk aktiviert – ihm nun gerade ein Betäubungsmittel in den Blutkreislauf gejagt hat. Er erhöht seine Individualgeschwindigkeit auf das im mögliche Maximum, um Zeit zu gewinnen. So gelingt es ihm noch aufzuspringen, die Bewacher zur Seite zu stoßen, aber nach ein paar Schritten bricht er bewusstlos zusammen.

Er bringt Baumgartner, Adler und Dirkmann, die das Geschehen über Fernsehkameras beobachtet haben, in Panik. Dirkmann bringt es auf den Punkt.

»Wir mussten damit rechnen, dass Waller seine Kräfte einsetzen wird. Aber die Injektion hätte sofort wirken müssen. Wie ist es mög-

lich, dass er noch aufsprang, die Bewacher zur Seite stieß und noch einige Schritte machte?« Alle sind ratlos.

Dirkmann setzt drohend fort: »Waller darf uns nicht entkommen. Er muss sofort in seine Zelle gebracht, dort rund um die Uhr beobachtet und mit allerhöchster Vorsicht behandelt werden. Er muss so unter Druck gesetzt werden, dass er allen unseren Bedingungen zustimmt.«

Den Einwand Baumgartners, dass das gegen alle Vereinbarungen mit der PPU geht, wischt Dirkmann vom Tisch.

»Sie lesen besser einmal das Kleingedruckte, das sie unterschrieben haben, als Sie die PPU übernahmen.«

Klaus Baumgartner liest das Kleingedruckte noch am selben Tag. Und er versteht danach besser, warum Marcus gut beraten war, nicht der PPU beizutreten. Es war ihm nicht bewusst gewesen, dass er jeden Befehl von »oben« auszuführen hat und dass ihm keine Kündigung vor Beendigung seines Vertrags möglich ist ...

Eine weitere Person hat die Ereignisse um Marcus naturgemäß mit großer Aufregung verfolgt. Maria hatte alles darangesetzt, nie zu weit von Marcus getrennt zu werden, um ihn die gesamte Zeit durch ihr Telesehen beobachten zu können. So erlebt sie, quasi wie in einem Stummfilm, das meiste mit und kann die wesentlichsten Aspekte erraten.

Sie fährt jetzt mit großer Geschwindigkeit von Wien aus Richtung Krems donauaufwärts, in welche Richtung man den bewusstlosen Körper von Marcus bringt. Dass Marcus nicht tot, sondern nur bewusstlos ist, erkennt Maria schon daran, dass sie ihn atmen sieht, aber das ist zurzeit nur ein geringer Trost ...

## 10. DER AUSBRUCH

Als Marcus wieder zu sich kommt, ist er in einem kleinen fensterlosen Zimmer. Er liegt auf einem bequemen Bett mit hübschen Polstern und Decken. Auch sonst macht der Raum einen ganz netten Eindruck. Da ist ein Tisch mit zwei Sesseln, mit einem Ablageregal mit diversen Zeitungen und Zeitschriften und selbst eine Vase mit Blumen steht auf dem Sims.

Und doch ist etwas an dem Zimmer ganz seltsam, Marcus erkennt, es ist alles aus Blei! Sein Bett, der Tisch, der Sessel, die Vase, die Wände, alles aus solidem Blei. Der Versuch, mit seiner T-Kraft die Vase zu bewegen, durch die Wand durchzugreifen, scheitert. Er hat die T-Kraft nicht verloren, er kann das Bettzeug bewegen, die Blumen oder die Zeitungen, aber es befindet sich nicht der kleinste härtere Gegenstand im Raum, der nicht aus Blei wäre. Man hat dafür gesorgt, dass er seine T-Kraft nicht effektiv einsetzen kann. Mehr noch, er trägt um seinen linken Arm noch immer einen Bleireif, Teil der Handschellen, die er im Gerichtssaal anhatte, und aus denen heraus er mit einem Stich betäubt wurde. Offenbar ist man auch jetzt jederzeit in der Lage ihn auszuschalten, würde das notwendig erscheinen.

Marcus überraschen nicht so sehr alle erdenklichen Vorkehrungen, um ihn unter Kontrolle zu halten, er ist mehr davon überrascht, dass hier offenbar schon wochenlang vor der Gerichtsverhandlung ein Zimmer mit viel Aufwand gebaut wurde, das man für ausbruchssicher hält. Marcus setzt seine Zimmererkundung fort, ohne zunächst aufzustehen. Vielleicht ist es besser, man weiß draußen noch nicht, dass er wieder bei Bewusstsein ist, während er vorsichtig das Zimmer weiter begutachtet. Er ist ziemlich sicher, dass er durch Kameras überwacht wird. Etwas, das wie eine Tür aussieht, hat innen keine Klinke, kein Schlüsselloch, das dürfte wohl der Zugang zum Zimmer sein. Daneben ist etwas wie eine kleinere Tür, eine Klappe, deren Zweck Marcus erst später errät. Auf der anderen Seite ist eine richtige Tür, auch die aus Blei, aber mit Klinke, er vermutet dahinter eine Nasszelle. Die Beleuchtung fasziniert ihn ... sie hat Teile aus Glas und hängt an einem Draht: Der ist vorhersehbar aus Kupfer. Vorsichtig folgt er ihm mit einer Pseudohand, bis er nicht mehr

weiterkann. Man hat ein Stück des Kupferdrahtes durch Blei ersetzt, was energetisch natürlich Unsinn ist, ihn aber hindert, auf diesem Weg mit seinen Pseudohänden nach außen zu gelangen.

Nun beginnt er den Raum nach Minikameras abzusuchen. Er findet insgesamt sechs, die offenbar jeden Winkel des Zimmer abdecken, und er ist sicher, dass die Nasszelle ähnlich überwacht ist. Ohne Überraschung stellt er fest, dass die Kameras mit Minisendern agieren, alle gut hinter Blei versteckt, sodass er maximal die Linsen der Kameras beschädigen kann, aber auch durch die Kameras keinen Weg nach außen hat. Selbst die Ventilation ist trickreich angelegt. Rasch rotierende Ventilatoren aus Metall, die außen mit Blei verkleidet sind, verhindern, dass er dort mit seinen Pseudohänden durchgreifen kann.

Während Marcus noch überlegt und sich vornimmt, als Nächstes die Nasszelle zu inspizieren, hört er plötzlich laut und deutlich die Stimme Klaus Baumgartners.

»Marcus, es tut mir Leid, dass wir dich vorübergehend festgesetzt haben. Wir mussten das tun, wie du sicher verstehst. Ich verspreche dir, dass du alles in deinem Zimmer bekommst, was du haben willst, aber dass es aus diesem Zimmer nur einen Weg hinaus gibt: Das ist die Kooperation mit und die Unterordnung unter die PPU. Wir alle in der PPU sind deine Freunde, wir wollen dich als Mitarbeiter, nur musst du dich einfügen und einer externen Kontrolle unterwerfen. Bis du das einsiehst und bereit bist, dass die notwendigen Schritte unternommen werden, wirst du mit allem Komfort, den wir für dich zur Verfügung stellen können, in deinem jetzigen Raum bleiben. Übrigens, du hast ja den Ring um den Arm bemerkt. Natürlich kannst du damit über ein Funksignal jederzeit betäubt werden.

Der Ring hat auch diverse Sensoren, z. B. zur Messung der Hautfeuchtigkeit, der Pulsgeschwindigkeit usw. Wir wissen, dass du seit 20 Minuten wach bist, aber wegen vermuteter Überwachungskameras den Raum ohne aufzustehen begutachtet hast. Und du hast Recht, der Raum wird von mehreren Kameras rund um die Uhr überwacht. Lass dir jetzt ein Essen bringen. Ich besuche dich dann anschließend in deinem Zimmer, damit wir besprechen können, wie es vernünftig weitergehen kann. Du gibst mir aber dein Wort, dass du mich nicht angreifst und meinen Besuch nicht zu einem aussichtslosen Fluchtversuch verwenden wirst. Ich vertraue deinem



Wort und ich versichere dir, dass du immer meinen Schutz haben wirst.«

»Ich vertraue dir nicht mehr, Klaus. Ich habe gedacht, wir sind Freunde. Du hast diesen Gefängnisraum seit Wochen mit akribischer Genauigkeit geplant und bauen lassen. Dir geht es nicht darum, mir zu helfen, dir geht es um den Triumph des Jägers, den Triumph, mich trotz meiner Fähigkeiten gefangen zu haben. Warum hast du mich so hintergangen? Ich verzichte auf solche Freundschaften.«

Klaus antwortet leiser und niedergeschlagen: »Ich verstehe, dass du jetzt so reagierst. Ich bitte dich trotzdem, nimm Vernunft an. Ich versichere dir, ich habe von dieser Zelle und den Vorbereitungen dafür genauso wenig gewusst wie du. Da hast du die ESP wohl richtiger eingeschätzt als ich. Wir finden eine Lösung, die auch für dich nicht nur akzeptabel, sondern gut sein wird. Es fällt mir leichter, das mit dir direkt zu besprechen und nicht über diese Lautsprecheranlage.«

Das Essen stimmt: Fleischstrudelsuppe, gefüllte Kalbsbrust mit gemischtem Salat, steirischer grüner Veltliner dazu, Obstgelee als Nachspeise, leichter Kaffee zum Abschluss. Marcus ist fast gerührt, dass sich Klaus an solche Details erinnert ... und beeindruckt bis verärgert, dass Geschirr und Besteck nett, aber aus weichem Plastik sind. Die Klappe, über die das Essen kommt, ist eine Enttäuschung. Es ist ein Schleusensystem. Sobald man die Innenklappe öffnen kann, hat sich draußen schon eine zweite Bleiklappe geschlossen. Auch hier kann Marcus also nicht hinausgreifen.

Klaus kommt, mit einem köstlichen Dessertwein als kleines Geschenk, durch die Tür, die auch als Schleuse und damit für Marcus unüberwindbar konzipiert ist. Klaus streckt Marcus die Hand hin, die dieser zögernd nimmt.

Klaus versucht seine Rolle und die bisherigen Maßnahmen zu verteidigen. Jemand mit einer T-Kraft wie Marcus könne enorm viel Gutes tun, aber auch das Gegenteil. Und wie schmal dieser Grat ist, habe ja die Gerichtsverhandlung gezeigt. Niemand könne außerhalb der Gesetze stehen, aber das heiße auch, dass es Möglichkeiten geben müsse, diese Gesetze durchzusetzen. Wie soll das gehen, meint Marcus, wer würde meinem Versprechen glauben? Nein, ein Versprechen würde nicht genügen. Marcus müsste sich einer Operation unterziehen: In dieser würde unter seiner Schädeldecke

ein Minigerät aus Blei installiert, das durch ein Funksignal aktiviert eine Betäubung auslösen könnte. Die Funkgeräte dafür würden zwei verschiedene Richter in verschiedenen Teilen der Welt haben, um sie nicht leicht angreifbar zu machen.

Marcus kann es kaum glauben, dass Klaus ernsthaft meint, er würde sich einer solchen Operation unterziehen. Er ahnt nicht, wie Klaus kämpfte, um noch viel dramatischere Aktionen zu verhindern, wie lebenslanges Einsperren in einer Bleizelle oder sogar Tötung des Monsters Marcus – wie Dirkmann forderte. Aus dem Gespräch wird Marcus aber klar, Klaus hat tatsächlich so viel für ihn getan, wie ihm machbar schien, und er hat nur drei Möglichkeiten: den Vorschlag von Klaus anzunehmen, ein Leben lang hier eingesperrt zu bleiben oder auszubrechen. Marcus weiß, er muss Letzteres versuchen.

Er spielt den Nachdenklichen und bittet um einige Tage Bedenkzeit, auch möchte er unbedingt alle Details zur geplanten Operation wissen ... All dies sind für Marcus Vorwände, um etwas Zeit zu gewinnen. Unvermutet hilft da noch Klaus. Ob er mit dem Chirurgen reden will, fragt er, der die Operation ausführen würde. Marcus meint, das könnte seine Entscheidung sehr erleichtern. Marcus hat immer mehr das Gefühl, dass Zeitgewinn wichtig ist. Natürlich kann er durch subjektive Zeitveränderung für sich genügend Zeit schaffen, aber er benötigt Hilfe von außen! Und die kann nur durch Maria erfolgen und mit ihr muss er zunächst einmal kommunizieren. Zum Schluss bedankt sich Marcus bei Klaus. »Bitte bleib mit mir in Kontakt. Von allen traue ich dir noch am ehesten. Und gib mir noch drei ehrliche Antworten. Wenn ich versprechen würde, mich für den Rest meines Lebens auf eine unbewohnte Insel in Nordkanada zurückzuziehen, würde ich dann freigelassen werden? Der Ring mit der eingebauten Injektionsnadel, den ich trage, kann der auch töten, wenn das gewünscht wird? Wo bin ich eigentlich, bin ich noch in einem Wiener Gefängnis?«

Die Fragen sind Klaus unangenehm. »Zu eins, ich glaube nicht, dass man dich ohne Operation wie beschrieben freilässt, egal was du versprichst oder wo man dich vielleicht aussetzen könnte. Zu zwei: Ja, die Nadel kann auch töten – du hast keine Ahnung, wie viel Respekt beziehungsweise Angst man vor deinen Fähigkeiten hat. Und drittens, ich darf dir nicht sagen, wo du bist,« verlegen

tritt er von einem Fuß auf den anderen, »aber in Wien bist du nicht mehr, wahrscheinlich dürfte ich dir das auch nicht sagen. Marcus, nochmals, vertrau mir, nimm Vernunft an. Du kannst nicht ein Leben lang in diesem Zimmer bleiben!«

Während Klaus redete, ist Marcus das verlegene Herumsteigen von Klaus aufgefallen. Ohne sich mit einem Blick zu verraten, registriert er, dass aus einer Rille eines Schuhs von Klaus ein kleines Steinchen herausgefallen ist. Steinchen – Stein – hat Klaus das absichtlich gemacht? Ja, Marcus erinnert sich, schon vor vier Wochen gelesen zu haben, dass man alle Häftlinge aus dem Gefängnis Stein (in Krems an der Donau) verlegt hatte, wegen einer »Generalsanierung«. Er ist jetzt der vermutlich einzige Häftling in Stein, bewacht von einem großen Team, und Klaus hat ihm den Ort mitgeteilt! Marcus ist nachdenklich. Warum sagt ihm Klaus etwas Vertrauliches und will ihm damit vielleicht helfen? Könnte Marcus das Gespräch erleben, in das nun Klaus involviert wird, würde er die Lage und die Reaktionen von Klaus besser verstehen!

Natürlich wurde das gesamte Gespräch zwischen Marcus und Klaus nicht nur aufgezeichnet, sondern sogar live vom Leiter der ESP, Adler, und sogar seinem Vorgesetzten, Dirkmann, dem Chef der EU Kommission, verfolgt. Es hagelt Vorwürfe. Warum er nicht auf einen schnelleren Entschluss gedrängt hätte, sogar durch seinen Vorschlag der Zuziehung des Chirurgen eine weitere Verzögerung verursacht habe, warum er die potenzielle Tödlichkeit der Nadel im Bleiring bestätigt und warum er grob gegen den Befehl, den Haftort nicht mitzuteilen, verstoßen habe. Klaus verteidigt sich. Er habe ja nur erwähnt, dass es nicht Wien sei. Und man möge doch Marcus nicht als Feind, sondern als Freund und Verbündeten behandeln. Vor allem Dirkmann vertritt eine harte Position:

»Wir brauchen die T-Kräfte, aber wir müssen sie beherrschen. Darum ist die Implantation des Gerätes in das Hirn von Marcus Waller notwendig, ob er will oder nicht. Wenn er nicht von sich aus mitmacht, wird er betäubt werden und die Operation wird gegen seinen Willen durchgeführt. Es kann keine Rede davon sein, dass er beliebig lange in seiner Bleizelle wie ein Fürst behandelt wird. Ich gebe nur eine Woche. Dann wird die Operation so oder so ausgeführt. Ich werde auch noch andere Experten einschalten. Was ist, wenn es Marcus Waller irgendwie gelingt, sich durch eine Art

Faraday'schen Käfig gegen alle Radiosignale von außen abzuschirmen? Dann ist er nach der Operation so gefährlich, wie er jetzt ist. Dann muss er möglichst rasch getötet werden.«

Klaus ist entsetzt: Man könne doch nicht einfach einen Menschen wegen seiner Fähigkeiten töten!

»Viele hätten gerne Hitler getötet; wir haben mehrmals versucht, mit gemischten Erfolgen, gefährliche Diktatoren auszuschalten. Nein, wenn es um viele Menschen geht, zählt einer nicht, sorry.«

Klaus weist darauf hin, dass die Operation nicht ungefährlich ist und zum Tod von Marcus führen kann. Dirkmann wird ungehalten. Marcus sei eine große Chance, aber auch eine große Gefahr.

»Sie sind als Späher der vielleicht Einzige in der PPU, der keine wirkliche Gefahr darstellt. Alle Ihre Mitarbeiter sind aber auch potenziell gefährlich und wir müssen sie genau beobachten und notfalls geeignet kontrollieren, vergessen Sie das nie. Der Fall Marcus hat eine besondere Dimension. Ich erwarte innerhalb einer Woche eine definitive Aktion. Beim geringsten Ausbruchversuch ist Marcus Waller zu töten, das ist ein Befehl. Sie, Klaus Baumgartner, haben bisher Ihren Job gut gemacht, aber Sie identifizieren sich zu sehr mit Ihren Mitarbeitern. Ich beurlaube Sie ab morgen für die nächsten kritischen zehn Tage und übertrage für diese Zeit die Verantwortung direkt Ihrem Vorgesetzten Adler.«

Klaus wird bleich. Er hat, ohne zu wollen, Marcus mehr versprochen, als er wird halten können. Er kann ihn gegen Dirkmann nicht schützen und Adler wird wohl, als guter Bürokrat in hoher geheimer Position und sich als James Bond fühlend, die aufgetragenen Befehle ausführen, auch wenn es dabei um Leben und Tod gehen sollte.

Klaus bringt Adler in seinem nächsten Gespräch so weit, dass ihm dieser die wahre Geschichte der russischen Para-Begabungen erzählt. Dirkmann wird Klaus damit zunehmend unheimlich. Daher beschließt er, möglichst bald die Mitarbeiter seiner Gruppe zu warnen. Sie müssen sich bewusst sein, dass ihre Fähigkeiten von wichtigen Politikern als Chance, aber auch als Gefahr gesehen werden, und dass sie daraus gegebenenfalls entsprechende Konsequenzen überlegen sollten.

Er würde als Leiter der PPU bleiben, nach seiner Beurlaubung aber bei seiner Arbeit die ambivalente Wertschätzung seiner Grup-

pe bis hin zu Eventualplänen berücksichtigen. Klaus ist jetzt allein im Raum, von dem aus die sechs Kameras das Zimmer von Marcus überwachen. Plötzlich beobachtet er mit Interesse, wie Marcus eine der Bettdecken scheinbar planlos über den Tisch legt und damit ein kleiner Teil der Wand dahinter von den Kameras nicht mehr beobachtet werden kann. Offenbar ist der Tisch ohne Decke zu hart, denn nun legt Marcus eine Zeitschrift auf die Decke, stützt seine Arme auf den Tisch, d. h. auf die Decke, und liest in der Zeitschrift.

Die Reste des Essens scheinen Marcus zu stören. Er räumt das Plastikgeschirr am Tisch zusammen und will es offenbar in die Klappe stecken, wo es hereinkam. Dabei fällt es ihm aus der Hand, fällt auf den Boden und Marcus bückt sich gerade an jener Stelle, die durch die Decke nicht mehr einschaubar ist. Klaus registriert, dass Marcus länger, als man für notwendig halten würde, braucht, um das Geschirr einzusammeln. Kann es sein, dass Marcus etwas Ungewöhnliches macht, das er vielleicht genauer analysieren sollte? Nach dem Gespräch gerade vorher hat er aber nicht das Bedürfnis, gegen Marcus bei Kleinigkeiten einzugreifen, wenn dieser ein vielleicht durchaus zielgerichtetes Spielchen in seiner Zelle treibt. Bald steht Marcus wieder auf, hält sich den Rücken, stöhnt, als hätte er sich verletzt, nimmt das aufgehobene Geschirr und schiebt es in die »Essensklappe«. Er blättert dann in der Zeitschrift weiter, legt sich aber schließlich aufs Bett. Dort vermisst er die Bettdecke und holt diese leise fluchend vom Tisch.

Nicht einmal einem so guten Beobachter wie Klaus fällt auf, dass an der Stelle der Wand, die man vorübergehend nicht sehen konnte, einige Zeichen schwach eingeritzt sind, die früher nicht dort waren

...

Nachdem Klaus Marcus nach ihrem Gespräch verlassen hat, beschleunigt Marcus seine subjektive Eigenzeit und überlegt gründlich, wie er entkommen kann. Es scheint nur eine realistische Möglichkeit zu geben, er muss hoffen, dass Maria in seine Zelle sehen kann. Er muss ihr mitteilen, dass sie kleine Steinchen oder Metallstückchen irgendwie durch die Lüftung zu ihm hereinblasen soll. Dann kann er diese mit Plastik umwickelt in ein festes Objekt formen und damit den Luftventilator, aus Bleiblättern bestehend, zerschlagen, um so mit Pseudohänden ins Freie kommen

zu können. Er würde dann seine Zelle von außen zerschmettern und fliehen, je nach den Umständen und die höchstmögliche Beschleunigung seiner subjektiven Zeit ausnutzend. Bei der Flucht würde er Maria mitnehmen müssen. Das Gekritzel, das er mit dem Trick Decke/Geschirr in die Wand mit einer ganz zugespitzten Pseudohand einritzte, ergibt nur für ihn und Maria in ihrer MUSLI Geheimschrift Sinn. Übersetzt lautet es etwa so: »Bin in Bleizelle in Stein gefangen. Benötige kleinste Stückchen Metall oder Stein, nur durch Luftventilatoren zu mir zu bringen. Sobald diese bei mir, alle weit weg, du nach 45 Minuten bei Parkplatz Dürnstein vor Tunnel mit Mietwagen.«

Marcus schläft unruhig und dreht, zur Verblüffung der Wachmannschaft, das Licht nicht ab. Wird Maria wissen, dass er in Stein ist? Wird sie seine Mitteilung sehen können? Wird ihr das gelingen, was er von ihr will? Besonders das Letzte erscheint ihm schwierig. Er hat selber keine konkreten Vorstellungen, wie man das machen könnte.

Aber er unterschätzt Maria. Sie hat schon während der Gerichtsverhandlung ein Team von Detektiven engagiert, mit einer so großzügigen Bezahlung, dass diese für sie fast alles gemacht hätten. Sie weiß, bevor Marcus von seiner Betäubung aufwacht, nicht nur, wo er ist, sondern sieht in seine Zelle. Sie untersucht, von welchem Standort sie welchen Teil der Zelle am besten sehen kann. Sie verfolgt das Gespräch Klaus – Marcus als »Film ohne Ton«, sieht Marcus ihre Geheimkürzeln in die Wand gravieren und versteht, was er braucht. Im Gegensatz zu Marcus weiß sie auch, wie sie dies schaffen kann. Sie muss den Handwerker finden, der den Ventilator installierte, und dieser muss darauf bestehen eine Reparatur durchzuführen. Dabei muss er kleine Kapseln, die mit Eisenspänen gefüllt sind, hineintreiben.

Sie braucht einen Vormittag, um den Handwerker zu finden. 100.000 Euro überzeugen den Mann vollständig, dass der Gefangene die Medikamente unbedingt braucht, da dieser als Teil einer politischen Verschwörung durch Entzug der Medikamente umgebracht werden soll. Immerhin, der Handwerker wohnt in Krems. Er war so verwundert wie andere Kremser, als alle Personen plötzlich aus dem Gefängnis Stein evakuiert werden mussten, weil große Renovierungsarbeiten notwendig waren. Obwohl es dann irgendwel-

che Arbeiten dort gab, so groß waren sie nicht, und schienen nur ein kleines neues Gebäude zu betreffen ... Dass auf einmal überall Maschinengewehrnesten und Schützenpanzer aufgestellt wurden, führte auch zu einigen Gerüchten. Er wusste jetzt die Wahrheit. Er würde dem armen Teufel helfen und würde am Biertisch viel zu erzählen haben!

Maria muss den Handwerker sogar einbremsen. Sie muss Kapseln kaufen, entleeren, geeignet füllen. Und sie will Marcus mitteilen, dass alles klappen wird, und ihm einen ungefähren Zeitplan schicken.

Als Marcus am dritten Tag, kurz nach dem Gespräch mit dem Chirurgen, der den Eingriff als »nicht besonders gefährlich und sehr interessant« geschildert hatte, die Inserate unter »Stellenanzeigen« in der Presse liest, alle Tageszeitungen, die er wünscht, werden ihm gegeben ... und Maria und er hatten für Österreich Presse und Kurier bei notwendiger Kommunikation vereinbart, findet er in MUSLI Geheimschrift: »Alles O. K. Teilchen kommen heute nach 15 Uhr.« Nach zwei langweiligen und frustrierenden Tagen ... er hatte nicht einmal mehr die Erlaubnis erhalten, mit Klaus zu sprechen ... schaut die Welt nun freundlicher aus. Er teilt seinen Bewachern und Adler mit, er sei vom Chirurgen überzeugt und möchte nur noch einmal darüber schlafen, aber würde dann, wenn sich die Situation nicht ändern sollte, wohl zusagen. Adler ist sehr erleichtert. Er hätte die Operation ohne Einwilligung von Marcus ungern angeordnet, hatte schon überlegt, ob er nicht damit an die Öffentlichkeit gehen sollte; sein Chef Dirkmann ist hocherfreut, dass sich nun offenbar doch alles positiv lösen wird. Marcus schürt diese Freude natürlich, um die Sorgfalt der Überwachung und die allgemeine Aufmerksamkeit zu reduzieren.

Die Stunden kriechen dahin.

Um 15:30 Uhr kommt noch immer nichts durch den Ventilator. Tatsächlich hat der Handwerker weitaus größere Probleme als vorgesehen, den zuständigen Beamten von der Notwendigkeit der Reparatur zu überzeugen. Erst als er sich achselzuckend abwendet und sagt: »Dann unterschreiben Sie bitte hier, dass ich Sie darauf hingewiesen habe, dass der Gefangene wegen fehlender Luftzufuhr in der nächsten Nacht ersticken könnte«, hat er den Durchbruch erreicht. Kurz nachher merkt Marcus, wie Kapseln in sein

Zimmer rollen. Sie sind grau wie der Boden, durch keine Kamera zu entdecken. Aber er muss sie alle aufsammeln, öffnen, dann aus dem Inhalt und einem halben Plastikteller ein Wurfgeschoss basteln und dann erst kann er den Ventilator vernichten – hoffentlich.

Der Regen der Kapseln hat aufgehört, die Reparaturgeräusche sind vorüber. Marcus wartet geduldig 20 Minuten. Er darf den Handwerker nicht gefährden. Nun muss alles schnell gehen. Er schaltet seine subjektive Geschwindigkeit auf das bis zu 6.000-fache. Die fünf Minuten, die er braucht, um alle Kapseln aufzulesen, zu leeren, den Inhalt zu verpacken und wurffertig zu verpacken, schrumpfen daher für die Beobachter seines Zimmers auf eine Zwanzigstelsekunde<sup>21</sup>. Allerdings ist die Vergrößerung der Geschwindigkeit um das 6.000-fache nicht so einfach, wie es vielleicht klingt. Eine Armbewegung mit normaler Geschwindigkeit würde die Schallmauer durchbrechen. Marcus ist sich dessen durch seine vielen Experimente bewusst. Er muss sich langsam niederknien; darf dann nur gemächlich nahe beieinander liegende Kapseln sammeln, muss sehr vorsichtig wieder aufstehen. Und vor dem großen Moment, wo er das Geschoss in den Ventilator schleudert, muss er die subjektive Geschwindigkeit auf das Hundertfache zurücknehmen. Von diesem Wurf hängt viel ab. Er muss den Ventilator ziemlich genau in der Mitte treffen, um ihn vollständig zu vernichten. Würde er sich nachher noch mit einigen herausgebrochenen Ventilatorblättern weiterdrehen, könnte er mit seinen Pseudohänden nicht durchlangen. Mit voller Konzentration wirft Marcus sein Geschoss und trifft genau. Der Ventilator zerbricht in Stücke, bleibt stehen, Marcus' Pseudohand greift durch den Luftschacht hinaus. Nun gilt es rasch etwas zu finden, um sein Zimmer von außen aufzubrechen. Hätte die PPU an so etwas gedacht und auch hier nur Objekte aus Blei verwendet, hätte Marcus aufgeben müssen. Er findet aber rasch ein mittelgroßes Objekt, ein Fahrrad, merkt er, packt es und schleudert es mit voller Wucht gegen die Außenschleuse der Tür zu seinem Zimmer. Nach drei Versuchen gibt die Tür nach

---

[21] Als man später die Einzelbilder der Videokamera vom Beginn des Ausbruchs von Marcus analysiert, versteht man die Situation genauso wenig wie vorher: Das Video zeigt nur ein Bild, in dem Marcus irgendwas nicht genauer Definierbares in seiner Hand zusammenknüllt. Da pro Sekunde von der Videokamera nur 25 Bilder aufgezeichnet werden, wäre es schon ein Zufall, wenn mehr als ein Bild des Vorgangs aufgezeichnet worden wäre.



und er kann sich der Innentür zuwenden. Inzwischen ist aber die Bewachungsmannschaft aufmerksam geworden und Georg Adler ist zufällig auch im Einsatz. Wie die anderen sieht er ungläubig, wie ein Fahrrad die äußere Tür durchbricht und beginnt, die innere zu zermörsern. Er zögert nur eine Zehntelsekunde, dann drückt er den roten Knopf mit Direktverbindung zu Dirkmann in Brüssel: »Marcus Waller versucht auszubrechen.«

Dirkmann ohne zu zögern: »Ich autorisiere sofortige Tötung.«

Die Situation ist so unwirklich, dass Adler gegen seine Überzeugung den Hebel drückt, der im Bleiarmband von Marcus die tödliche Injektionsnadel aktiviert. Wäre nicht Marcus auf subjektiver Geschwindigkeit 100, er hätte keine Chance. So aber registriert er ein leichtes Vibrieren im Armreifen, versteht, was das bedeutet, und wehrt sich in einer Weise, die die PPU, die von der Zeitverschiebung nichts weiß, nicht ahnen kann. Er schiebt blitzschnell eine flache Pseudohand zwischen Arm und Armreif und verhärtet sie, so stark er kann. Die Nadel bricht gefahrlos ab. Aber noch mehr geschieht, was Marcus nicht bedacht hat und ihm nun rettend zu Hilfe kommt: Die anderen Sensoren, die z. B. den Pulsschlag messen, fallen aus und zeigen den Überwachern null. So erhält Georg Adler schon 20 Sekunden später die Mitteilung: »Marcus Waller ist tot. Sein Herz steht still!«

In diesen 20 Sekunden hat das Fahrrad auch die zweite Schleusentür geöffnet und Marcus rast (mit Subjektivfaktor 200 langsam und vorsichtig gehend) mit  $2/3$  Schallgeschwindigkeit durch die Schleuse nach außen und steht im Innenhof des Gefängnisses von Stein. Frei ist er aber noch lange nicht: Da ist die Mauer, die ihn vom Vorhof trennt, als erstes Hindernis. Er setzt seine T-Kraft ein wie nie zuvor. Was immer er an beweglichen Objekten findet, schleudert er wie mit einer Kanone gegen die Wand. Georg Adler und seine Mitarbeiter sind verwirrt. Marcus Waller ist doch tot. Aber wieso tobt da unten jemand? Adler kommt sich hilflos vor: »Volles Feuer frei.«

Sechzig Maschinengewehre schießen ihre Salven in den Innenhof. Weitgehend ziellos. Aber abertausende Geschosse, auch wenn sie nur mit  $1/200$  der Geschwindigkeit bei Marcus ankommen, auch wenn er 10 Pseudohände hat, die wie Schilde die Geschosse abfangen können, sind zu viel. Marcus weiß, dass er das so nicht

überleben kann. Er sieht ein Wärterhäuschen vor sich, stürzt hinein und brüllt in das Megafon »Hier ist Marcus Waller, ein Mitglied der nächsten Evolutionsstufe der Menschheit. Ich möchte niemanden verletzen oder gar töten. Aber ich muss mich wehren. Feuer sofort einstellen. Jeder, der ab jetzt noch schießt, ist mein Todfeind und wird sterben. BITTE«, brüllt er, »opfert euch nicht dafür, dass ihr einen Freund vernichtet.«

Die meisten Gewehre stellen das Feuer ein. Marcus setzt mit seinen Pseudohänden die Zertrümmerung der inneren Mauer fort, da schießt wieder ein Gewehr Salve nach Salve. Marcus ist plötzlich unendlich müde. Ist er also wirklich ein Monster, das man töten muss, weil es sonst tötet? Wie leicht könnte er jetzt das feuernde Gewehr umdrehen und den Mann dahinter durchsieben oder ihn auf seine Freunde schießen lassen. Er will das nicht. Er kann sich aber auch nicht töten lassen. Er sieht, woher das Gewehrfeuer kommt und wirft den Schützen samt Gehilfen und Maschinengewehr in die Tiefe, wo die beiden Männer verletzt liegen bleiben<sup>22</sup>.

Marcus gewinnt wieder wertvolle Zeit. Die Innenmauer hat nun eine Bresche und als er durchhuscht, wird keine der laufenden Überwachungskameras genau zu diesem Zeitpunkt ein Bild aufnehmen, sodass sein Verschwinden aus dem Innenhof durch einen nicht bekannten Durchgang erklärt werden wird. Im äußeren Hof angelangt, sieht er eine Reihe von mächtigen Fahrzeugen, darunter einen Hummer! Er kennt diese »militärischen Superjeeps«, weil er einen einmal genauer hatte ansehen können. Handgefertigte, massiv gebaute Radfahrzeuge, die so ziemlich alles aushalten, was man von einem Jeep erwarten kann! Er stürmt auf den Hummer zu, fesselt den Fahrer mit T-Kraft, startet das Fahrzeug und rast mit voller Geschwindigkeit auf das verschlossene Tor zu. Dieses erscheint allerdings selbst für einen Hummer zu massiv zu sein. Er bremst ab. Einen Panzerwagen, der auf ihn zusteuert und dessen Fahrzeug noch eine Kategorie schwerer ist als ein Hummer, verwendet er für seine eigenen Zwecke, indem er den Fahrer aus dem Panzerwagen hinauswirft, ihn allerdings mit T-Kraft auffängt, sodass er sich nicht ernsthaft verletzt.

---

[22] Max Findeling und sein Gehilfe Friedrich Frantz überleben beide den Sturz, und werden später in einem Bericht in der Presse Marcus Waller posthum (wie sie glauben) danken, dass er sie nicht getötet hat, obwohl er offensichtlich dazu in der Lage gewesen wäre.

»Weder Sylvester Stallone noch Arnold Schwarzenegger hätten das in ihren Aktionsfilmen so gemacht«, denkt Marcus mit Galgenhumor. Er lenkt den nun führerlosen Panzerwagen durch T-Kraft so, dass er das Tor durchbricht. Im »Windschatten« dieser Zerstörung rast er mit seinem Hummer durch das splitternde Tor: Einige Maschinengewehrsalven werden ihm in Tornähe noch nachgesandt ... nur hat Marcus das Gefühl, dass man hier im friedlichen Krems nicht weit außerhalb der Gefängnismauern wird schießen können. Tatsächlich wird das Feuer eingestellt.

Marcus fährt mit hoher Geschwindigkeit Richtung Dürnstein donauaufwärts, schockiert Einheimische und Urlauber durch sein große Geschwindigkeit im wuchtigen Fahrzeug und noch mehr durch seine rücksichtslosen Überholmanöver und das Ignorieren aller Verkehrszeichen. In jeder Kurve rechnet er mit einer Polizeisperre. Erst kurz vor Dürnstein ist eine solche aufgebaut. Marcus ist ohne Sorgen für sich, hofft nur, dass er niemand ernsthaft verletzen muss. Eine Straßensperre für einen Hummer aufzustellen ist an sich fragwürdig. Aufgestellt von Leuten, die nichts von T-Kräften wissen: ein Wahnsinn. Und die Sache mit der Zeitverschiebung kommt noch dazu: Wenn er sich nicht besonders dumm benimmt, hat man keine Chance gegen ihn.

So ist es auch. Die Beamten werden sich später in Worten und Erklärungen winden, warum sie wegen einer Pistole alle ihre Waffen fallen ließen, einige ihre Autos wegfuhrten, andere sich auf den Boden legten und zusahen, wie Marcus Waller in die Sperre fuhr, seinen Hummer dabei zwar schwer beschädigte, aber dann mehr oder minder unbehindert in einem der Polizeiautos mit aufgedrehter Sirene wegfuhr<sup>23</sup>.

Marcus hat jetzt weniger als einen Kilometer dort hin, wo er sich mit Maria verabredet hat. Was er nun braucht, ist Blut im Auto, damit man zumindest anfangs glaubt, dass er umgekommen ist. Das arme Ferkel weiß nicht, wie ihm geschieht, als es plötzlich von der T-Kraft aus dem Maisfeld herausgerissen wird, in einem Auto landet und kurz darauf durch Herzstillstand stirbt. Zweihundert Meter vor dem Tunnel, der um das malerische Städtchen Dürnstein

---

[23] Dass auch die meisten Leser von den Ereignissen um den Ausbruch von Marcus aus Krems nichts gehört haben, beweist nur wieder einmal, wie leicht auch ganz ungewöhnliche Dinge in Österreich nicht bekannt gegeben werden, wenn das gewünscht wird.

herumführt<sup>24</sup>, verlangsamt Marcus die Fahrt, lässt sich aus dem Auto auf der Beifahrerseite herausrollen, schiebt das tote Schwein auf den Fahrersitz und, während er zum Parkplatz eilt, wo er hofft, dass Maria wartet, gibt er mit T-Kraft Vollgas im Polizeiauto (mit einem toten Ferkel am Steuer) und lenkt es direkt in den rechten Pfeiler des Tunneleingangs. Der Krach ist furchtbar, die erhoffte Explosion und der Brand sind bescheidener: Offenbar fahren die Autos in den amerikanischen Actionfilmen mit volleren Tanks als die österreichischen Polizeifahrzeuge.

Maria wartet am Parkplatz in einem Mietwagen auf ihn. Ihre Hände und Augen treffen sich.

»Danke.«

Sie zuckt die Schultern.

»Bitte fahr sofort links ab, nicht direkt zur Hauptstraße, sondern durch den Ortsrand, Richtung Krems.« Maria braucht keine Erklärungen. Sie sieht, wie unzählige Polizeiautos zu dem brennenden Wrack fahren, einige früher stehen bleiben und die Straße in beiden Richtungen sperren. Wie Marcus geahnt hat, umfahren sie diese Sperren, erreichen Krems ohne Probleme. Sie fahren über die Donaubrücke, die noch immer nicht kontrolliert wird. Marcus hätte erwartet, dass man großräumig nach ihm sucht, aber offensichtlich hat das Ferkel gute Dienste geleistet.

So ist es denn auch. Als man das verkohlte und fast zur Unkenntlichkeit zertrümmerte Auto, in das Marcus vor vielen Zeugen eingestiegen war, mit Blutspuren und verbrannten Fleischresten findet, ist es »sofort klar«, dass Marcus Waller, der gefährliche Ausbrecher aus Stein, sein Ende gefunden hat, sich eine weitere Großfahndung damit erübrigt.

Nicht dieser Meinung sind einige, allen voran Klaus Baumgartner. Allerdings sagt er seinem Chef Adler: »Damit ist dieses Kapitel wohl abgeschlossen.«

Adler möchte das gerne glauben, ist aber nicht so überzeugt, wie Klaus es zu sein scheint. Sein Chef Dirkmann will auf Nummer Sicher gehen: »Lassen Sie die Blutspuren analysieren und machen

---

[24] Der Autor bittet Sie zu erwähnen, wenn Sie auf seine Empfehlung Dürnstein durch ein Essen oder eine Übernachtung beehren, dass er Sie darauf hingewiesen hat: Er erhält dann 2 % Provision von Ihren Ausgaben, was bei den bescheidenen Verkaufszahlen des Buches für ihn sehr essenziell ist.

Sie einen DNA-Vergleich mit dem Blut, das wir Marcus Waller im Gericht abgenommen haben. Sorgen Sie für alle erdenklichen Abschirmmaßnahmen, bis wir das Ergebnis kennen. Ich möchte sicher sein, dass Marcus Waller tot ist und uns nicht entkommen ist. Der Mann ist mir unheimlich.«

Als Adler Sperren der Donaubrücke bei Krems, der Straßen entlang der Donau und Richtung Tschechien und entlang der Hauptautobahnen anordnet und auf Bahnhöfen und Flughäfen Alarmbereitschaft und Streifen mit Fahndungsbildern von Marcus einsetzt, sind Marcus und Maria schon über die Donaubrücke Richtung St. Pölten. Dort wird zwar die Autobahnausfahrt kontrolliert und die beiden Flüchtenden registrieren es, aber sie hatten schon vorher beschlossen einen anderen Weg einzuschlagen und fahren auf der Bundesstraße Richtung Mariazell.

Sie reden über die letzten Tage. Marcus gratuliert Maria zu der Idee mit dem Handwerker und wie sie die farblich so unauffälligen Kapseln mit Stahlspänen in seine Zelle bringen konnte. Aber beide wissen auch, dass die 100.000 Euro Bestechungsgeld, die Maria von ihrer Bank abheben musste, relativ bald auch auf ihre Spur führen werden, denn dass der Handwerker dicht halten wird, daran glauben sie nicht. Also wird zwar zurzeit nur Marcus gesucht, bald aber wird man auch versuchen, Maria als Helferin des gewaltsamen Ausbruchs zu finden und zur Verantwortung zu ziehen.

»Unser Plan für Notfälle wird also aktuell. Wir müssen beide Europa verlassen und uns an einen stillen Platz zurückziehen. Ich werde vielleicht für immer untertauchen müssen. Bist du trotzdem bereit, bei mir zu bleiben? Sonst können wir es sicher so drehen, dass du gezwungen warst zu handeln, und ein guter Rechtsanwalt wird dich frei kriegen.«

»Marcus, wenn du mich so liebst, wie ich dich, dann brauchst du so einen Unsinn nicht zu fragen. Ich bleibe bei dir.« Marcus drückt ihre Hand. Er hat seinen Arm von dem Bleiring befreit, ihn bei einer Brücke ins Wasser geschleudert.

Obwohl ihr erstes Ziel Zürich ist, um dort von dem Nummernkonto einen großen Betrag abzuheben und dort noch etwas abzuwarten, bevor sie sich auf einen Langstreckenflug wagen, machen sie jetzt den Umweg über »Innerösterreich«. Einerseits rechnen sie, dass man hier weniger intensiv nach ihnen sucht, andererseits

müssen sie seine Eltern in Eisenerz und ihre in Graz irgendwie verständigen. Bald wird man ja in den Nachrichten hören, dass Marcus Waller bei der Flucht nach einem gewaltsamen Ausbruch tödlich verunglückte. Er muss seinen Eltern und Geschwistern diesen Schock ersparen. Maria muss ihre Eltern auf die Zukunft vorbereiten. Die Benutzung eines Handys ist zu gefährlich. Nicht nur kann das Gespräch abgehört werden, Marcus rechnet auch damit, dass inzwischen nicht nur die Telefonleitung zu seinen Eltern überwacht wird, sondern auch die Eltern selbst, denn dass der Trick mit dem Schwein und dem Blut mehr als kurze Zeit helfen würde, glaubt er nicht.

Damit schätzt er die Situation richtig ein. Obwohl es inzwischen Abend geworden ist, gehen die Untersuchungen des Polizeiautos und des Blutes weiter. Und als gegen 19 Uhr die Blutanalyse »Schwein« einlangt und im Auto ein verkohltes Ferkelohr gefunden wird, erkennt Adler, dass Dirkmann Recht hatte, und er verschärft alle Überwachungsmaßnahmen. Insbesondere werden Haus und Telefon der Eltern und aller nahen Verwandten von Marcus ab sofort überwacht ...

Der Plan, den Maria und Marcus aushecken, ist komplex. Maria ruft von einer Telefonzelle ihre Eltern an, beruhigt sie, erklärt, dass etwas sehr Ungewöhnliches geschehen ist und sie sich zusammen mit den Eltern von Marcus treffen müssen, ohne dass irgendjemand davon etwas erfährt. Sie sollen so nach Eisenerz losfahren, dass sie knapp vor 22 Uhr hinter der Volksschule im Dunkeln im Auto warten können. Um ca. 22 Uhr werden die Eltern von Marcus in der Dunkelheit kommen: Sie mögen dann mit ihnen zu ihrer Brucker Almhütte fahren, aber nur dann, wenn sie ganz sicher sind, dass niemand ihnen folgt.

Bei der Hütte werden sie und Marcus sie treffen und alles erklären. »Bitte macht genau, was ich gesagt habe, aber fragt jetzt nicht warum. Es ist alles sehr kompliziert und wir müssen noch einiges erledigen.« Die Eltern von Maria hatten immer schon das Gefühl, dass Maria ein bisschen zu viel Fantasie hatte, aber seufzend stellen sie sich auf eine ungewöhnliche Nachtfahrt ein. Die Botschaft klang zu dringend, um als Scherz abgetan zu werden.

Die Benachrichtigung von Marcus' Eltern gelingt über die Familie im Nachbarhaus. Marcus beschwört Ernst, er solle seinen

Vater auf einen Schnaps ins Wirtshaus einladen, da würde der Vater mitkriegen, dass es um etwas Besonderes geht, denn Ernst trinkt ja nie einen Schnaps. Im Wirtshaus soll er seinem Vater zuerst gleich sagen, dass es Marcus gut geht, egal was man gleich in den 20-Uhr-Nachrichten vermutlich hören wird, und dass sein Haus bewacht wird. Sein Vater soll um 22 Uhr mit der Mutter durch die Hintertür das Haus verlassen, aber zum Ablenken der Bewacher sollen gleichzeitig seine Geschwister vorne aus dem Haus gehen. Die Eltern müssen sich dann zur Volksschule schleichen, wo Freunde in einem Auto auf sie warten werden. Ernst, ein guter Freund der Familie Waller, ist keineswegs begriffsstutzig.

Trotzdem verzweifelt Marcus fast, bis er sicher ist, dass Ernst alles richtig machen wird ... Maria und Marcus sind schon um 21:30 an der Stelle, wo der Weg zur Hütte oberhalb von Bruck von der Bundesstraße abzweigt. Marcus parkt den Wagen an einer versteckten Stelle. In der Hütte warten sie im Dunkeln. Hoffentlich läuft alles glatt! Etwa nach einer Stunde nähert sich ein Auto. Die beiden Elternpaare steigen aus und kurz danach liegt man sich aufatmend in den Armen. Marcus' Eltern sind überglücklich, dass Marcus lebt. Die Nachrichten klangen furchtbar und überhaupt, schon die Mitteilung über eine Gerichtsverhandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit! Alle hätten an die Unschuld Marcus' geglaubt und dann diese Untersuchungshaft mit dem Kommunikationsverbot ... Maria und Marcus erklären viel, aber nicht alles, nämlich nicht ihre Para-Fähigkeiten.

»Wir haben nichts moralisch Falsches getan, ihr müsst uns glauben. Egal, was man über uns erzählen und schreiben wird, oder was sonst noch passiert. Wir werden aber jetzt von der Europäischen Sicherheits-Polizei mit Unterstützung der Interpol und lokaler Einheiten gesucht, weil wir ein Geheimnis kennen, von dem wir überzeugt sind, dass es niemand wissen darf. Bitte glaubt uns! Wir müssen daher jetzt untertauchen. Wir können euch später mehr erzählen. Wir lieben einander und werden heiraten, sobald dies geht. Wir werden uns bei euch melden und euch am Laufenden halten. Das wird nicht immer leicht sein, weil man euch lange Zeit beobachten wird in der Hoffnung, uns über euch zu finden. Wenn ihr an uns schreiben wollt, dann bitte verwendet diese Adresse und diesen Namen.« Marcus zeigt ihnen einen Zettel mit seinem falschen Na-

men in Las Vegas und mit der Adresse dort. Sie wollen den Zettel haben, aber Marcus besteht darauf, dass sie sich den Namen und die Adresse auswendig merken. »Schreibt nie euren Absender auf die Briefe und gebt sie in Briefkästen auf, die nicht in eurer Nähe sind. Ich weiß, das klingt so melodramatisch wie in einem Spionagefilm, nur leider ist alles sehr ernst.«

Die Stimmung entspannt sich dann etwas, man redet zwischendurch auch über Erfreuliches. Maria und Marcus sollten wohl am besten jetzt zwei Tage hier in der Almhütte bleiben. Sie besprechen auch, wie man Marcus' Eltern wieder unauffällig nach Hause bringen wird.

Adler schläft noch nicht. Wie ist es möglich, dass ihm Marcus entkam? Er hat mit den Straßensperren zu langsam reagiert. Weil er nicht mehr rechnete, dass Marcus am Leben war – macht er sich Vorwürfe. Er muss sich in Marcus hineinversetzen. Weil sein Tod gerade jetzt um 20 Uhr in den Nachrichten war, würde Marcus versuchen oder versucht haben, seine Eltern zu kontaktieren. Aber die Telefonüberwachung und die Überwachung des Hauses, auch der anderen Verwandten, hatte nichts gebracht. Da stimmte doch etwas nicht. Adler telefonierte mit seinen Mitarbeitern in Eisenerz, bringt diese fast zur Weißglut, weil er sich die kleinsten Details erzählen lässt. Und dabei wird Adler allmählich klar, dass einiges nicht passt. Da geht der Nachbar von Marcus' Vater mit diesem ins Wirtshaus; aber wie der Wirt berichtet, hätten sie nichts getrunken, nur getuschelt und wären dann wieder verschwunden. Da verlassen nur die Geschwister von Marcus das Haus, aber dann erscheint es ganz leer, und die Geschwister kommen, ohne etwas erledigt zu haben, zurück. Offenbar trifft sich Marcus mit seinen Eltern!

Nun lässt Adler nicht mehr locker. Ein Tankwart hat spät bei Bruck das Auto einer ihm bekannten Familie betankt und sich gewundert, dass jemand um diese Zeit noch in die Berge fährt; ein Auto wurde hinter der Volksschule in Eisenerz gesehen, wo oft Liebespaare schmusen. Nur die beiden im Auto saßen ruhig neben einander und schienen gar nicht zu reden. Steinchen nach Steinchen trägt Adler zusammen. Er kennt inzwischen die Hütte, die zu dem Auto gehört. Bald sitzt er im Helikopter am Weg nach Bruck und bereitet dort telefonisch einen Großeinsatz vor.



In der Hütte denkt man gegen ein Uhr früh an Aufbruch. Nur wird dieser Aufbruch anders als erwartet. Plötzlich flammen draußen blendende Scheinwerfer auf und über Lautsprecher kommt die Anweisung: »Wir wissen, dass fünf Personen in der Hütte sind. Wir suchen nur einen: Marcus Waller. Bitte mit erhobenen Händen einzeln aus der Tür treten. Wir sind bei Gegenwehr oder bei Tricks ermächtigt, von Waffen Gebrauch zu machen. Bitte um absolute Kooperation.«

Marcus erhöht seine subjektive Zeit auf das 200-fache, um die Situation zu analysieren. Adler ist hier, er hat doch gerade dessen Stimme gehört. Doch wie glaubt Adler, Marcus überwältigen zu können? Er kann aus dem Inneren der Hütte, ohne dass ihn eine Betäubungsnadel treffen kann, beliebige Zerstörungen anrichten, die Polizisten entwaffnen usw. Betäuben! Das ist es! Und es wird sicher mit Gas versucht werden, das man jetzt bei Flugzeugentführungen schon mehrmals eingesetzt hat! Warum dann aber all das Licht, warum hat man das nicht still und leise gemacht? Weil man sehen wollte, wo geeignete Öffnungen sind!

Er flüstert rasch den Eltern zu: »Leugnet, dass ihr mit mir zusammen gewesen seid, und macht euch um uns keine Sorgen.« Er registriert einen Geruch: Betäubungsgas! Er erhöht seine subjektive Geschwindigkeit auf 300, nimmt Maria in seine Arme und geht durch die Hintertür. Bei den 200 km/h, die er entwickelt, überbrückt er die Strecke zum Gebüsch von knapp 10 m in ca. einer Zehntelsekunde. Für das menschliche Auge ist er damit fast unsichtbar. In wenigen Sekunden ist er bei dem vorher geparkten Auto und fährt los.

Er weiß, er hat nicht viel Zeit, bis Adler bemerken wird, dass er entkommen ist, und wieder Straßensperren errichtet. Aber jetzt bewähren sich seine Vorsichtsmaßnahmen. Nur wenige Kilometer auf der Seitenstraße zum Grünen See hatte er ja nach seiner Rückkehr aus den USA einen seiner Stützpunkte eingerichtet. Dort fährt er mit dem Auto in die Garage. Hier werden sie jetzt ein bis zwei Tage bleiben und verfolgen, was die Medien berichten.

Marcus und Maria diskutieren lange darüber, was wohl mit den Eltern geschehen wird, beruhigen sich aber gegenseitig. Man kann den Eltern nichts Strafbares nachweisen. Ganz im Gegenteil, man wird die Angelegenheit verschweigen wollen, wenn erst klar ist, dass Marias Vater ein bekannter Grazer Rechtsanwalt ist! Der Tag

war so voll von Ereignissen, dass Maria und Marcus wie kleine Kinder noch lange keine Ruhe finden. Das Morgengrauen findet aber dann doch beide fest schlafend.

Die Szene auf der Almhütte entwickelt sich rasch zu einer Komödie. Das Betäubungsgas setzt die beiden Elternpaare außer Gefecht. Als nach den drei Minuten Sicherheitspause die Polizei mit Gasmasken eindringt, findet man dort vier Erwachsene, aber keine Spur von Marcus. Und als Marias Vater wieder zu sich kommt und sich in seiner Almhütte von Polizei umringt sieht, kommt seine Erfahrung als Rechtsanwalt zum Tragen. Was das zu bedeuten habe? Wo sei der Durchsuchungsbefehl? Wessen beschuldige man sie? Ob es üblich sei, um ein Uhr früh zwei befreundete Ehepaare aufs Gröblichste zu stören? Wenn in einer Minute noch ein Polizist außer deren Anführer in diesem Raum sei, würde er sofort die Redaktion der Zeitungen und den Notdienst der Rechtsanwaltskammer anrufen.

Genüsslich zieht er sein Handy, wählt die erste Nummer. Adler scheucht seine Mitarbeiter mit einer Handbewegung aus der Hütte und versucht sich zu retten: »Sie haben einen Verbrecher und Ausbrecher hier geschützt, das ist strafbar, das wissen Sie!«

»Wen meinen Sie?«

»Ich meine Marcus Waller, das wissen Sie genau.« Marcus' Mutter bricht – gutes Timing, denkt anerkennend der Rechtsanwalt – in Tränen aus: »Marcus? Ja hören Sie denn keine Nachrichten? Er ist heute tödlich verunglückt. Wir waren so verzweifelt, dass unsere Freunde spontan noch in der Nacht aus Graz zu uns nach Eisenerz gefahren sind und uns angeboten haben hier, in der Ruhe der Berge, ein bisschen Abstand von dem grauenhaften Ereignis zu bekommen. Wissen Sie, wie das ist, wenn man weiß, dass der Sohn moralisch gesehen kein Verbrecher sein kann, er trotzdem verurteilt wird und ...«, sie bricht völlig zusammen. Adler wird immer unwohler. Kann er sich geirrt haben? Nein, er ist sich seiner sicher. Marcus war hier und ist durch seine T-Kraft entkommen. Er ordnet trotz Drohungen von Marias Vater dramatische Straßensperren an, aber da steht das Auto von Marcus schon in der Garage.

Marias Vater sagt düster: »Wenn Sie nicht dafür sorgen, dass kein böses Wort mehr über Marcus Waller in den Medien berichtet wird und die Öffentlichkeit erfährt, dass die Verurteilung möglicherweise ein Fehler war, dann werde ich Sie und Ihre Truppe wegen gröb-

lichster Verletzung des Hausfriedens und schwerer psychischer Körperverletzung«, er deutet auf die Mutter von Marcus, die noch immer vor Schluchzen bebt, »verklagen, dass Ihnen Hören und Sehen vergeht.«

Adler merkt, dass er im Begriff ist, in ernste Schwierigkeiten zu kommen. ESP vor Gericht würde sich niemand in Brüssel wünschen. Er entschuldigt sich bei den Eltern und fährt zornbeugend weg. Marias Vater ruft in Eisenerz an, dass die Eltern von Marcus heute nicht mehr kommen, aber angesichts der gegebenen Umstände alles in Ordnung sei und sie erst morgen zurückkehren werden.

Die Eltern von Marcus sind überrascht.

»Tut mir leid«, sagt der Vater Marias, »aber hier sind überall Fingerabdrücke von Marcus und Maria. Adler weiß, dass wir ihn ausgetrickst haben, er kommt legal oder illegal zurück, um frische Fingerabdrücke von Marcus zu finden. Und wenn er die von Maria findet, weiß er, dass sie zusammengehören. Wir müssen einen gründlichen Reinigungsjob machen, aber dann unsere eigenen Fingerabdrücke überall hinterlassen.«

Als Adler tatsächlich eine Nacht später illegal mit Spurensicherern in die Hütte eindringt, findet er keinen Abdruck von Marcus, nur eine sehr saubere Almhütte.

Nicht nur sein Ehrgeiz, sondern auch der Druck von Dirkmann zwingen ihn zu versuchen, Marcus doch noch »einzufangen«. Er folgt der alten Regel – was würde er tun, wenn er Marcus wäre? Wahrscheinlich in der Nähe bleiben, weil die Straßensperren erfolglos blieben. Dann nicht nur Österreich, sondern Europa verlassen, dazu braucht er Geld. Die Konten in Österreich kann er kaum verwenden, die in Deutschland wohl auch nicht. Also wird er nach Zürich fliehen, um dort von einem Nummernkonto Geld abzuheben. Von Zürich wird er wohl in die USA fliegen, denn dort scheint er sich besonders gut auszukennen. Schwerpunkt also: Überwachung aller Züricher Banken. Da er Marcus Geduld zutraut, beschließt er, diese Überwachung in Zürich drei Wochen aufrechtzuerhalten.

Adler bekommt erst nach hartem Kampf die Genehmigung, eine Überwachung durchzuführen. Alle Bewacher der ESP werden mit Druckluftpistolen, die Betäubungsnadeln verschießen, ausgerüstet. Dem betäubten Marcus wird man dann sofort einen »Bleiring« umlegen, von dem schon mehrere Exemplare angefertigt wurden.

Als Marcus am Tag nach der Flucht aus der Hütte aufwacht, hört er Nachrichten. Von ihm direkt und dem Zwischenfall in der Hütte wird fast nichts erwähnt, nur dass das tödliche Unglück von Marcus Waller bei dessen Fluchtversuch insofern besonders bedauerlich gewesen sei, als die Untersuchung gegen Waller möglicherweise auf falschen Tatsachen beruhte und gerade auf Aufhebung untersucht wird. Man muss daher den Fluchtversuch nun in einem anderen Licht sehen, weil hier ein verzweifelter Unschuldiger entkommen wollte, wohl um seine Unschuld zu beweisen. Maria sitzt neben Marcus, als er das hört. Er küsst sie.

»Dein Vater ist großartig. Das hat er erreicht.«

»Du meinst ...«

»Ja, er hat den gestrigen sicher widerrechtlichen Überfall auf die Hütte ausgenutzt, um mich reinzuwaschen. Ich möchte ihn bald als Schwiegervater haben.« Maria schaut Marcus lächelnd an.

Marcus überlegt wie Adler, was er tun würde, wenn er Adler wäre. Er wüsste, dass Marcus nicht weit sein könne, da die Straßensperren, die er sicher verordnete, kein Ergebnis gebracht hatten. Also würde Adler erwarten, dass Marcus sich ein oder zwei Tage im Verborgenen halten und erst dann von irgendwo aus nach Übersee fliegen würde. Also würden sie nicht zwei Tage, sondern länger hier bleiben, als Art vorgezogener »Honeymoon«, und erst dann in Zürich Geld »tanken« und von dort weit weg, wohl am besten in die USA, fliegen.

Die Zeit mit Maria vergeht wie im Flug, obwohl sie die Wohnung nie verlassen. Sie haben über Radio und Fernsehen »Verbindung« in die Außenwelt, schaffen es über drei Ecken mit einem Wertkartentelefon und einem Zufallsbekannten von Maria ihre Eltern zu informieren, dass alles O. K. sei, und bekommen von diesen ähnliche Rückmeldungen. Der von Marcus seinerzeit aufgebaute Essensvorrat reicht bequem auch für mehr als eine Woche ... und außerdem haben sie sich selbst und gemeinsam viel Spaß.

»Fast eine Hochzeitsreise«, sagt Marcus. Als Maria schließlich meint, jetzt sei es Zeit nach Zürich und dann weiter zu fliegen, erklärt ihr Marcus seine Bedenken: »Das ist genau das, was Adler von mir erwartet. Ich weiß nicht, ob er genug Geduld hat, auch jetzt noch die Züricher Banken und den Flughafen zu überwachen, aber ich traue es ihm zu.«

So kommt es, dass Adler vergeblich mit seinem Team in Zürich wartet. Maria und Marcus fahren mit dem auch schon lange zur Fahndung ausgeschriebenen Mietwagen die paar Kilometer zum Bahnhof Bruck und von dort per Eisenbahn nach Luxemburg. Im Stadtzentrum von Luxemburg gehen sie eingehakt, als Marcus plötzlich erstarrt. Auf der anderen Straßenseite geht Klaus Baumgartner von der PPU! Dieser hat Marcus durch seine Aura schon vorher erkannt und nimmt auch wieder die interessante Aura um Maria wahr. Die beiden Männer schauen sich an, dann wechseln Marcus und Maria unauffällig die Straßenseite. Marcus flüstert Klaus zu: »Willst du mich noch immer für die PPU einfangen, habe ich jetzt endgültig verloren?«

»Nein«, sagt Klaus, »die PPU gibt es fast nicht mehr. Ich bin noch immer der Chef dort, aber nur um zu verhindern, dass man mit Menschen versucht, das zu machen, was man mit dir versucht hat. Ich weiß nicht, ob du das mitgekriegt hast. Aber ich habe dir in Stein versucht zu helfen, und ob du es glaubst oder nicht, wenn ich es nicht verhindert hätte, hätte man dich rücksichtslos getötet.« Marcus schaut Klaus lange schweigend an. »Ich glaube dir. Klaus, wir trennen uns aber besser. Noch immer bist du auf der anderen Seite, aber mit guten Absichten. Mach's gut, vielleicht kreuzen sich unsere Wege wieder einmal. Aber ich möchte jetzt ein sehr ruhiges Leben führen.«

»Viel Glück euch beiden«, sagt Klaus, »du kannst sicher sein, dass von diesem Treffen niemand erfährt und dass ich schon, bevor du das geahnt hast, aufgehört habe gegen dich zu arbeiten.«

»Ich glaube, ich weiß.«

Sie geben sich die Hand und dann verschwinden sie im Trubel, aber beide mit einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, das beiden erst später, viel später, explizit bewusst werden wird.

Marcus bucht einen Flug nach den Bahamas. Da wird Maria plötzlich bleich: »Glaubst du nicht, dass die auch nach mir fahnden und ich bei der Passkontrolle entdeckt werde?«

Marcus lacht: »Du wirst nicht entdeckt. Aber du musst dich heute auf blond und mit vielen Locken zurechtmachen lassen. Hier ist dein neuer Pass, Frau Maria Simmer.« Marcus überreicht ihr einen neuseeländischen Reisepass, der sie als dortige Staatsbürgerin ausweist. Das Bild zeigt sie, nur die Haare sind anders gefärbt und gelegt.

»???«

»Kannst du dich noch an den Morgen erinnern, als wir von Wien zum Weißensee aufbrachen? Da habe ich noch schnell ein paar Bilder von dir gemacht und mit allen Daten per E-Mail an meinen Freund Peter Cobb in Chicago gesandt. Der hat den Rest erledigt. Übrigens, ich habe auch alle anderen Papiere.«

Marcus zeigt Maria u. a. eine gültige neuseeländische Heiratsurkunde. »Ja, sorry, du hast mich geheiratet, während du am Weißensee gefischt hast«, grinst Marcus. Nach dem Besuch beim Friseur fliegen Maria und Marcus noch am selben Tag mit den gefälschten Pässen und Namen nach Nassau auf die Bahamas, wo ja Marcus eine größere Menge Geld aus seiner »US Casino Karriere« deponiert hat. Als sie in Nassau unbehelligt ankommen und unverfolgt bleiben, fühlt sich Marcus berechtigt, das erste Mal tief durchzuatmen. Er scheint Adler endgültig abgeschüttelt zu haben. Und er hat einen Späher nun wohl eher als Freund denn als Feind.

Auf North Eluthera, einem der »Outer Islands« der Bahamas, verbringen sie herrliche Tage. Sie machen einen Tauchkurs und, einen Segelschein und schauen dann aus wie braun gebrannte Models. Und sie haben sich entschlossen, zuerst Neuseeland als neue Heimat auszuprobieren, wo Marcus von seinem Kurzbesuch her gute Erinnerungen, eine Wohnung in Auckland und ein riesiges Grundstück auf Great Barrier Island hat. Die Zukunft erscheint viel versprechend.

»Wir werden unsere Familien vermissen«, meint Marcus und ergänzt: »Wir werden wohl bald eine eigene zusammenstellen müssen.«

Maria öffnet ihre Handtasche. »Dein Wunsch ist mir Befehl.« Sie wirft zwei Packungen Pillen in den nächsten Abfallkübel und schaut Marcus herausfordernd an.

»O. K., ich bestelle zwei Stück«, lacht Marcus.

»Nein, ich möchte drei Kinder.«

»Zwei genügen. Nach denen lasse ich mir eine Vasektomie machen«, bremst Marcus und denkt, die könnte er sich eigentlich auch leicht selbst machen.

»Das ist dein Problem. Ich kann nur hoffen, dass du das dritte Kind dann auch so liebst, als wäre es dein eigenes.«

Marcus schaut Maria verblüfft an. Dann sagt er liebevoll: »Du Biest!«

## 11. RÜCHZUG

Bei der Ankunft am Flughafen von Auckland sind Maria und Markus Simmer nervös. Werden ihre gefälschten neuseeländischen Reisepässe anerkannt werden? Es gibt nicht die geringsten Probleme. Mit einem Mietwagen fahren sie in die Wohnung in Ponsonby. Sie gefällt Maria auf Anhieb. Vom Wohnzimmer gibt es einen direkten Blick aufs Meer, die Zimmer sind hell und freundlich, die Nachbarschaft ist ruhig und doch sind die vielen Restaurants und Geschäfte des Stadtteils Ponsonby nur einige Gehminuten entfernt.

Die nächsten Tage vergehen wie im Flug. Sie beginnen, fast wie Touristen, Auckland systematisch zu »erforschen«, von den Vulkanhügeln wie Mt. Eden oder One Tree Hill, der inzwischen keinen Baum mehr hat, die der Stadt ihren Charakter geben, vom Turm und Casinokomplex in der Stadtmitte, von Aotea Center mit den Theatern und Kinos bis hin zu den überraschend schönen Stränden mitten in der Stadt, wie Mission Bay oder Takapuna auf der Nordseite der Bucht, die man über die große sechsspurige »Nippon-Klipp-On« Brücke erreicht. Die Brücke war ursprünglich 4-spurig; als dies nicht mehr reichte, gelang es einer japanischen Firma, zwei weitere Spuren an der Außenseite »anzuhängen«, darum dieser Spitzname für die in Wirklichkeit »Harbourbridge« genannte Konstruktion. Sie entdecken die kleinen und großen Restaurants, die vielen Pubs, die unzähligen kleinen Geschäfte und die bequemen Shopping Centers. Sie besorgen sich noch einiges für die Wohnung und finden in der Queensstreet ein Geschäft, wo sie erstklassige Wander- und Campingausrüstung erhalten. Aber sie schauen sich auch die nähere Umgebung an. Die nur einige hundert Jahre alte Vulkaninsel Rangitoto, die dem Hafen von Auckland vorgelagert ist, die herrlichen Buchten zwischen Auckland und Helensville vor den dicht bewaldeten Waitakere-Hügeln und vieles mehr.

Diese Ausflüge machen sie schon in ihrem neuen Landrover mit Allradantrieb, der hinten genug Platz hat, um ein gutes Bett aufklappen zu können. Und sie übernachten damit probeweise in den Dünen der Bethelsbeach, nachdem sie an deren Südenende viele der großen »Greenlipped Mussels«, die besten Miesmuscheln, die es auf der Welt gibt, gepflückt haben. Eine Muschelsuppe ist rasch auf ihrem Campingkocher zubereitet. Dieser Spätfrühlings-

abend – sie haben ja die Nordhalbkugel im Spätherbst verlassen – an einem fast menschenleeren Strand, das Wasser kühl, die hohen Wellen brechend, die Sonne allmählich versinkend, ist ein Teil jenes Neuseeland, das sie immer mehr lieben werden. Sie fühlen sich unbeschwert und versuchen, nicht zu viel über die Zukunft nachzudenken.

Trotzdem entkommen sie ihren Para-Begabungen nie ganz. Da ist es Maria, die ein Schlauchboot in Seenot sieht, dem sie zu Hilfe kommen.

Als sie später in der Dunkelheit um ein kleines Feuer sitzen, macht Marcus Spielchen mit seiner T-Kraft, indem er von weit her Holzstücke ins Feuer schleudert oder brennende Teile durch die Luft fliegen lässt, ein Spektakel, mit dem er in jedem Zirkus auftreten könnten! Sie fühlen sich hier allein am Strand in der Nacht nur sicher, weil Maria jede Gefahr früh sehen würde und weil Marcus mit jeder aggressiven Gruppe leichtes Spiel hätte.

Der nächste Morgen beginnt mit strahlendem Sonnenschein, der nur einige Stunden anhalten wird. Maria und Marcus toben nackt<sup>25</sup> in den großen Wellen. Zurück beim Auto haben sie gerade genug Süßwasser, um sich das Gesicht abzuwaschen. Aber dann fallen sie mit salziger Haut über sich her und bald mischt sich der salzige Geschmack des Wassers mit dem salzigen Geschmack der Leidenschaft.

Marcus und Maria freunden sich bald mit dem Ehepaar Alice und Bob Gilles aus dem Nachbarhaus an. Sie lernen von beiden viel über Neuseeland und erkennen dabei auch, dass sie für sich eine glaubhafte neuseeländische Vergangenheit und Berufe »erfinden« müssen. Marcus wird zum Investor und Börsenguru, was ihm leicht fällt, weil er ohnehin Teile seines Vermögens seit Monaten verwaltet. Maria wird als Psychologin akzeptiert. Aber als man auf ihren angeblichen früheren Wohnort Wellington zu sprechen kommt, haben Maria und Marcus Probleme, das Thema abzubiegen und fliegen am Tag darauf auf einige Tage in die Hauptstadt Wellington, um in Zukunft für Fragen besser gerüstet zu sein.

---

[25] Vor Sandstränden mit hohen Wellen ist das Nachtschwimmen aus praktischen Gründen zu empfehlen: Unter einer Badehose oder Bikini lagert sich bei Sandstränden mit großen Wellen so viel Sand unter der Badekleidung ab, dass man ohne gute Dusche am Ende Probleme hat, den Sand wieder loszuwerden.



Bob und Alice zeigen ihnen die Glühwürmchenhöhlen von Waitomo, eine der großen Touristenattraktionen Neuseelands. Zuerst zu Fuß, dann per Boot geht es durch ein Höhlensystem, an dessen Decke Millionen von Glühwürmchen leben, die mit ihrem Licht Kleinstinsekten anlocken, die an den von den Würmchen herunterhängenden klebrigen Fäden hängen bleiben und als Nahrung aufgesaugt werden. In der größten dieser Höhlen hat man den Eindruck, es wäre mitten in der Nacht und über einem ein Sternenhimmel<sup>26</sup>.

Anschließend gehen die vier ganz in der Nähe zum »Black-waterrafting«: Sie steigen in eine unterirdische wasserführende Höhle, zwingen sich mit Helm, Neoprenanzug, Plastikschuhen und wasserdichter Lampe in Schwimmreifen und treiben nun in völliger Dunkelheit den unterirdischen Bach entlang. Er führt in diesen Tagen viel Wasser, sodass er an einer Stelle bis zur Höhlendecke reicht. Dort müssen sie ein kurzes Stück unter Wasser zurücklegen, ein unheimliches Erlebnis, das fast einen schlimmen Ausgang nimmt. Der Führer, Alice, Maria und Marcus tauchen am unteren Ende wieder auf ... aber Bob kommt und kommt nicht. Der Führer wird nervös und taucht gegen die Strömung zurück. Er findet Bob nicht, obwohl zumindest der Schein seiner Lampe zu sehen sein müsste: Bob hat sich irrtümlich zu weit links gehalten und ist in einen Spalt getrieben, aus dem er nicht mehr gegen die Strömung herauskommt. Die Luft ist ihm ausgegangen, er hat schon einiges Wasser geschluckt und in seiner Panik die Lampe zerschlagen! Marcus schaut Maria an. Diese konzentriert sich mit aller Macht durch Felsen und Wasser zu schauen, hat aber trotz ihrer Begabung wegen der Dunkelheit größte Probleme, bis sie dann doch Bob lokalisiert, der schon bewusstlos zu sein scheint. Sie »dirigiert« Marcus' Pseudohände an die richtige Stelle. Marcus ergreift damit Bob, zieht ihn gegen die Strömung aus dem Spalt heraus und lässt ihn, so rasch es geht, im Hauptstrom zu ihnen heruntertreiben. Die Erste-Hilfe-Maßnahmen wirken zum Glück. Bob kommt wieder zu sich. Trotz heißen Tees, den der Füh-

---

[26] Die Entdecker der Waitomo Glühwürmchenhöhlen glaubten beim Betreten der hohen Grotten mit den vielen Würmchen an der Decke tatsächlich zunächst, sie wären im Freien, in der Nacht, und über ihnen der Sternenhimmel! Übrigens verpuppen sich die Würmchen irgendwann: Aus den Larven schlüpfen kleine fliegenähnliche Insekten ohne Mund und ohne Verdauungstrakt. Sie leben nur wenige Stunden, um sich gegenseitig zu befruchten und um Eier für die nächste Generation der Glühwürmer abzulegen.

rer mit hat, zittert Bob vor Erschöpfung, Schock und Kälte. Marcus greift beim weiteren Weg mehrmals mit seinen Pseudohänden ein, um zu verhindern, dass sich der geschwächte Bob trotz der Hilfe des Führers an Felsen unter der Wasseroberfläche verletzt.

Als sie zusammen mit dem Führer eine Stunde später bei heißen Getränken in dem alten Hotel oberhalb der Waitomo Höhle sitzen, ist die Welt schon wieder weitgehend in Ordnung, aber für den Führer und Bob bleibt das große Rätsel. Wie ist er wieder aus dem Spalt herausgekommen? Die unwahrscheinlichsten Theorien werden entwickelt und wieder verworfen. Man einigt sich schließlich darauf, dass man nicht genau weiß, wie es geschehen ist, dass man aber den Spalt vielleicht durch ein Gitter verschließen sollte, um eine Wiederholung einer solchen Situation zu vermeiden. Maria und Marcus ist durch den Vorfall wieder bewusst geworden, wie viel sie für die Menschheit tun könnten oder sollten ... aber wie sollen sie das anstellen und trotzdem ein normales Leben führen?

Obwohl es Marcus in Auckland gefällt, möchte er unbedingt sein großes Grundstück auf Great Barrier Island näher ansehen. Er redet immer wieder davon, dort vielleicht ein Haus zu bauen. So neugierig Maria ist, das große Grundstück zu sehen, die Vorstellung, weit weg von jeder Stadt zu wohnen, behagt ihr eigentlich nicht.

Als sie schließlich dann doch eines Tages zusammen auf ihrem Hügel auf Great Barrier Island stehen und unter ihnen ein herrlicher Strand liegt, eingerahmt von grauen Felsen, mit einem Bach, der über die Felsen als Wasserfall zuerst in einen kleinen Teich und dann ins Meer stürzt, einem anderen, der sich durch den Strand schlängelt, aus einer Ansammlung von Kauribäumen kommend, die sie inzwischen sehr lieben gelernt haben, und als sie dann beginnen, durch ihren Besitz zu wandern, da beginnen Marias Augen zu leuchten. Mit ihrer Para-Begabung sieht sie noch viel mehr. Die Lichtungen im Wald, die Quelle des kleineren Baches, die aus einem Felsen herausbricht, den Eingang zu mehreren Höhlen: Sie weiß gar nicht, was sie zuerst ansehen will. Auf einmal bleibt sie stehen: »Marcus komm, das musst du dir ansehen.«

Zielstrebig führt sie ihn durch dichtes Gebüsch, das sich plötzlich auf einem Plateau, vielleicht 50 m über dem Meer gelegen, lichtet und in einer Wiese mit hohem Gras endet, in der da und dort ein großer weit ausladender Pohutukawa Baum, mit roten Blüten-

knospen überschüttet, steht. Aus dem Gebüsch fließt ein kleiner Bach, der sich über die Plateaukante hinunterstürzt und auf einem breiten Felsvorsprung, vielleicht 5 m tiefer, ein großes Becken aus dem grauen Felsen herausgewaschen hat, von wo aus das Wasser in mehreren Stufen bis zum Strand hinunterfällt. Die andere Seite des Plateaus wird durch eine Felswand begrenzt, in der man den Eingang zu drei Höhlen ausmachen kann.

»Die Höhle ganz rechts führt in einem Gang zum Strand hinunter. Sie ist mit den anderen durch einen schmalen Durchgang verbunden ... Die ganz links hat oben eine Öffnung, durch die Licht hereinkommt«, erzählt Maria, indem sie ihre Para-Kräfte einsetzt.

»Und siehst du, wie über der Höhle ganz links ein großer Felsvorsprung herausragt, sodass sogar vor der Höhle auch bei starkem Regen alles trocken bleibt und darum dort fast nichts wächst? Ich glaube, das ist der romantischste Platz, den ich je gesehen habe.«

»Würdest du hier mit mir wohnen?«, fragt Marcus und bevor sie noch erwidern kann, setzt er fort: »Natürlich machen wir beide den Pilotenschein, um von den seltenen Flügen unabhängig zu sein, und kaufen uns eine Motorjacht, die es bei jedem Seegang nach Auckland schafft.«

Maria braucht keine Argumente mehr.

»Wenn wir uns das alles leisten können, so wird das ein Traumplatz. Du hast Recht gehabt: Hier möchte ich leben und wenn wir uns die Wohnung in Auckland behalten, können wir immer auf ein paar Tage zurück, wenn uns ab und zu die Großstadt abgeht.«

»Geld haben wir genug. Und dieser Platz, er kommt mir vor wie aus einem Traum, wie aus einem Roman. Hier dieses Plateau, siehst du, dass man hier Platz für eine ganze Siedlung hätte?«

Maria schaut Marcus nachdenklich an: »Du glaubst, dass wir hier allmählich eine größere Gruppe von para-begabten Menschen haben werden, größer als nur wir zwei?«

»Ja, und wenn es auch nur die Familien unserer Kinder sind ... Ich glaube, dass unsere Kinder etwas von unseren Begabungen erben werden, und schon darum glaube ich, dass es besser ist, wenn wir die Kinder ohne Großstadt aufwachsen.« Maria nickt, darüber hat sie auch schon nachgedacht.

Ein guter Freund von Bob ist Architekt. Diesem übertragen Maria und Marcus einen Teil der Planung, andere, ganz getrennte Teile,

und solche, die auch zeitlich versetzt durchgeführt werden sollen, übergeben sie einem anderen Büro. Die nächsten Tage vergehen mit fieberhaften Planungen. Nicht nur das Haus wird sehr großzügig mit mehreren zusätzlichen unabhängigen Wohnungen für Personal und Besucher ausgelegt, auch die Zufahrt dorthin, die Wasserversorgung von der eigenen Quelle, die Stromversorgung durch ein Miniwasserkraftwerk, das man im Oberlauf des größeren Baches zwischen den Bäumen völlig vor Sicht verbergen kann, eine große Kläranlage, eine gedeckte Anlegestelle für Boote mit einer Treppe und einem Schrägaufzug durch die eine Höhle, die vom Meer zum Plateau führt, aber auch kleinere Einzelheiten wie eine Sauna und einen Whirlpool zum Aufwärmen neben dem natürlichen Teich, den der Wasserfall aus dem Felsen geschmiegelt hat. Das Haus selbst wird einen 200 m<sup>2</sup> großen Wintergarten als Vorbau haben, mit künstlichem Licht, das dem Spektrum der Sonne entspricht. Damit wird es möglich sein, nach Belieben »im Freien zu sitzen«. Dies ist beim typischen Wetter auf Great Barrier Island häufig nicht möglich. Der üblicherweise bewölkte Himmel lässt die Sonne nur sporadisch durch und sorgt für zahlreiche, meist allerdings nur kurze Regenschauer. Maria kennt dieses Phänomen von ihrem noch nicht ganz zwei Jahre zurückliegenden zweimonatigen Schulaustausch-Aufenthalt im Westen Irlands.

Sie identifiziert sich immer mehr mit Great Barrier Island, obwohl da und dort Bedenken auftauchen: »Marcus, wenn man mit dem Boot von unserem Haus nach Auckland will, ist das sehr weit, weil man um die ganze Südspitze der Insel herum muss, das macht die Strecke fast drei Mal so lange!« »Ja, da hast du Recht. Wir werden die starke Motorjacht auf der Westseite der Insel ankern und dorthin immer mit dem Auto fahren. Bei uns werden wir nur eine bescheidenere Segeljacht haben. Wir werden das Motorboot auch unter anderem Namen kaufen. Wir müssen Acht geben, dass wir nicht zu sehr auffallen, z. B. durch zu viel Geld. Das ist schließlich auch der Grund, warum wir zwei ganz getrennte Architektenbüros für verschiedene Teile angeheuert haben. Auch Freunde und Nachbarn sollten nie oder nur ganz allmählich über alles Bescheid wissen.«

Obwohl Maria und Marcus mit ihren nächsten Verwandten über den Umweg des Rechtsanwaltes in Las Vegas in Verbindung stehen, werden sie noch immer von der Interpol gesucht und müssen daher

sehr vorsichtig sein. Allerdings hat Marcus seinen Freund Peter Cobb eingeschaltet, der dafür sorgen wird, dass bei einem Flugzeugabsturz ohne Überlebende er und Maria auf der Passagierliste aufscheinen werden: Auf diesem makabren Weg werden sie dann offiziell für tot erklärt werden, wird die Fahndung nach ihnen eingestellt werden und werden sie wieder mehr Freiheiten, auch beim Reisen, haben. Ab diesem Zeitpunkt beschließen sie auch in ihren Briefen nur mehr als Maria und Marcus Simmer in Erscheinung zu treten. Freilich, in allernächster Zeit und ohne dramatische Veränderung ihres Aussehens werden sie trotzdem nicht dorthin können, wo die Gefahr zu groß ist, auf Freunde zu stoßen, die die dann ja »Toten« erkennen könnten.

Während die Arbeiten auf Barrier Island beginnen, machen Maria und Marcus einen Ausflug nach Norden, um einen Tauchgang bei den berühmten Poor Nights Islands auszuprobieren. Diese Gegend zählt laut Jacques Cousteau zu den zehn schönsten Tauchplätzen der Welt, weil am Kap des Poor Knights Island die warme Strömung aus dem Norden mit dem antarktischen Kaltwasser aus dem Süden zusammentrifft und sich daher Flora und Fauna innerhalb weniger hundert Meter total verändern. Für Maria und Marcus ist dieser Tauchgang nach nun doch schon mehreren Wochen Pause auch darum ein Erlebnis, als sie das erste Mal in sehr kaltem Wasser tauchen, mit dicken Neoprenanzügen, Mützen und Handschuhen. Sie fühlen sich dabei zunächst recht eingeengt, beginnen sich dann aber rasch daran zu gewöhnen und finden es fast so schön wie Warmwassertauchen. Sie haben gehört, dass vor ihrem Grundstück auf Great Barrier Island das Tauchen sehr reizvoll ist und wollen bald einmal mit eigener Ausrüstung versuchen, die Gegend vor ihrem Grundstück zu erkunden. Auch wollen sie testen, ob es wirklich so einfach ist, dort Hummer zu ertauchen, wie das der einzige Apotheker auf Great Barrier Island erzählt: Sie haben sich mit ihm und seiner Frau angefreundet; er ist selbst begeisterter Taucher und wartet nur darauf, Maria und Marcus in die Unterwasserwelt vor Great Barrier Island mitzunehmen.

Was Marcus und Maria beim täglichen Leben stets verfolgt, nämlich mit ihren Para-Kräften immer wieder unbemerkt eingreifen zu müssen, um kleinere Unfälle, Betrügereien, Schlägereien zu vermeiden, bleibt ihnen beim zweiten Tauchgang auf Poor Knights Island

nicht erspart, wobei diesmal Maria die entscheidende Rolle spielt. Ihre kleine Tauchgruppe unter der kundigen Führung eines Tauchoutfitters wird von einer großen Moräne angegriffen, weil sich ein junger Deutscher zu nahe an ihr Loch herangewagt hat. Die Moräne beißt sich im Unterschenkel des Deutschen fest. Zwar schwimmt der Führer sofort hin und sticht mit seinem Messer auf das Tier ein, bis dieses loslässt, doch das Blut der Moräne und das Blut des verletzten Tauchers hat zwei Haie, die sich nur sehr selten aus dem Norden in diese Gegend verirren, angelockt. Lange bevor sie irgendjemand sehen kann, hat Maria sie erblickt und Marcus gewarnt.

Als der Führer nach dem Vorfall andeutet, dass er mit dem Verletzten auftauchen, an der Oberfläche zum Boot schwimmen bzw. Hilfe signalisieren will, die anderen aber zunächst hier in der nächsten Nähe abwarten sollen, protestiert Maria heftig. Dabei ist die Kommunikation unter Wasser wie immer sehr schwierig. Erst als Maria die Unterwassergeste »Haifische« macht und nach Norden zeigt, versteht der Führer, worum es geht, obwohl er selbst noch keine Haie sehen kann. Ungläubig schaut er Marcus an. Der wiederholt Marias Geste, nickt mehrmals sehr dezidiert, zieht auch sein Tauchmesser heraus und winkt der Gruppe, sie solle eng zusammen und mit dem Rücken gegen einen großen Korallenstock bleiben. Er und der Führer »wachen« vor der Gruppe mit gezogenen Messern. Da werden tatsächlich schon die Schatten zweier Haie sichtbar, die zielstrebig auf die Gruppe zuschwimmen.

Zum Glück handelt es sich nur um Riffhaie, die keine 2 m groß sind. Ein großer Grouper schwimmt, die Gefahr nicht ahnend zwischen den Menschen und den Haien nur wenige Meter von ihnen entfernt vorbei. Das ist die Chance! Der Führer schnellst geschickt auf den Grouper zu und verletzt ihn mit dem Messer schwer. Eine grüne Blutwolke<sup>27</sup> steigt vom Grouper in die Höhe und lenkt die Haie von der Menschengruppe ab. Nun entfernt sich die Gruppe vorsichtig unter Wasser Richtung Tauchboot. Als die Haie weit genug weg sind, tauchen sie auf, signalisieren durch Winken mit den Armen »SOS« und sind wenig später im Tauchboot in Sicherheit.

Maria, die die Haie so früh sah, wird fast wie ein Held gefeiert, und das ist ihr eher unangenehm. Auch der Tauchführer bedankt sich und meint, er verstehe noch immer nicht, wieso Maria die Haie

---

[27] Rotes Blut schaut unter Wasser immer grün aus.

so früh entdecken konnte. Maria muss sich mit einigen Lügen, dass sie zwar keine erfahrene Taucherin sei, aber schon öfter mit Haien zu tun gehabt habe, herausreden. Indem sie einige erfundene Geschichten über Haie erzählt, die sie selbst erst vor kurzem in einem Buch über das Inselreich Palau gelesen hat, wo es besonders viele Riffhaie gibt, lenkt sie von dem Vorfall ab und wird ihre »Haisichtung« plausibel.

Auf dem Rückweg nach Auckland schwimmen Maria und Marcus noch in den heißen Quellen von Waiwera und fahren in der Dunkelheit weiter. Der Himmel ist in dieser Nacht so klar, dass sie Lust auf eine Unterbrechung bekommen. Sie zweigen von der Hauptstraße ab und legen sich auf eine Decke ins Gras. Maria hat »für den Notfall« immer eine Flasche Wasser, einen Chardonnay und einige Kekse und Chips mit. Die Wahl fällt heute auf Chardonnay und Chips. So liegen sie in der sommerlichen Nacht am Rücken und sehen über sich den südlichen Sternenhimmel mit dem Kreuz des Südens. Sie genießen die Ruhe, den Wein, die herrliche Luft. Der Mond beginnt höher zu steigen. Sie umarmen sich fest, Haut liegt auf Haut, sie fühlen ein tiefes Zusammengehören.

»Ich wünschte, ich könnte dir den Mond zeigen, wie ich ihn sehen kann«, sagt Maria leise und schaut Richtung Mond, offenbar mit ihrer »Teleskopaugenbegabung«.

Die Welt um Marcus wird auf einmal unwirklich. Er sieht sich auf den Mond zustürzen, in seiner Panik drückt er sich noch mehr an Maria, stürzt weiter auf den Mond zu und dann plötzlich nicht mehr. Er schwebt jetzt nur wenige hundert Kilometer über der Mondoberfläche. Allmählich versteht Marcus das Unglaubliche, das gerade geschieht. Durch die enge körperliche, vielleicht auch emotionale Nähe lässt Maria ihn, ohne es zu wissen, an ihrer Para-Fähigkeit teilnehmen. Er sieht den Mond mit tausendfacher Vergrößerung, mit Marias Augen sozusagen. Ohne die Umklammerung zu lösen, erklärt Marcus, was er gerade erlebt, dass er mit ihr mitsieht, dass sie seine Kraft gerade auf ihn überträgt.

»Lass mich einen Moment aus, damit wir wissen, ob du das nur siehst, wenn wir ganz eng beisammen sind.«

Zögernd trennt sich Marcus von Maria. Im selben Augenblick wird der Mond wieder zu der kleinen Scheibe, als die ihn alle Menschen kennen, wenn sie nicht gerade durch ein starkes Teleskop

schauen. Marcus umarmt Maria wieder und nach kurzer Zeit sieht er den Mond wieder wie sie. Ob das auch umgekehrt geht? Kann er bei solchen Umarmungen seine T-Kraft auf Maria übertragen?

»Maria, siehst du dort drüben den Stein? Versuche ihn zu bewegen, nur indem du es denkst.« Und der Stein hebt sich und landet in der Krone eines Baumes, wie Maria das gewollt hat.

»Marcus, das muss wirklich ich gewesen sein, denn du konntest ja nicht wissen, wo ich den Stein hinbewegen wollte.« Das Nicken von Marcus ist in der Dunkelheit kaum sichtbar.

Sie diskutieren über die neue Erfahrung. Offenbar können sie bei engem körperlichem Kontakt – und ob mehr als das notwendig ist, ist offen – ihre Para-Fähigkeiten dem anderen zur Verfügung stellen. Zu zweit sind sie damit noch viel mächtiger, als sie das je gedacht hatten! Während sie reden, berühren, streicheln und küssen sie sich immer wieder. Irgendwann wird die sachliche Diskussion unwichtig, die Küsse und Berührungen werden zentraler Punkt. Marcus beginnt vorsichtig seine Pseudohände einzusetzen. Der Blick aus Marias Augen, ihr drängender Körper erregen Marcus noch mehr. Sie streifen ihre Bekleidung ab. Zwei nackte junge Körper gehen unter dem Kreuz des Südens in einer Welle von Orgasmen auf, bei denen die Pseudohände Marcus' das erste Mal ohne jede Hemmung als ein Teil von ihm mitwirken. Zufrieden und glücklich liegen sie dann nebeneinander, bis die kühle Meerluft sie schließlich auch hier auf dem Plateau erreicht und sie die nächtliche Fahrtpause beenden.

In Auckland wartet eine angenehme Überraschung auf sie. Aus Las Vegas erfahren sie, dass sie bei einem Flugzeugabsturz über dem Atlantik ums Leben gekommen sind und daher von allen Fahndungslisten gestrichen wurden. Selbst wenn dies als Nachricht um die Welt gehen sollte, was unwahrscheinlich ist, ihre Verwandten wurden vorinformiert. Sie wissen, dass Marcus und Maria demnächst offiziell sterben werden!

Weihnachten kommt rasch näher. Die ersten Baumaßnahmen auf Great Barrier Island haben begonnen, über die Feiertage steht ihnen dort ein sonst von den Arbeitern benutztes einfaches Fertigteilhaus zur Verfügung. Sie beschließen, die ersten gemeinsamen Weihnachten auf ihrem Grundstück zu verbringen. Am 24. Dezember steht der Pohutukawa-Baum in voller Blüte, der tiefblaue Himmel am Vormittag verwandelt die Umgebung in einen Traum. Sie fahren



ein Stück mit dem Auto und wandern zu einer der heißen Quellen auf der Insel. Am Abend feiern sie, jetzt bei strömendem Regen, in dem einfachen, aber gemütlich warmen Häuschen mit einem österreichisch geschmückten Christbaum und mit Heimweh, nicht so sehr nach dem Land Österreich, sondern nach Freunden und Verwandten. Freilich, morgen sind sie bei ihren Nachbarn, dem Apotheker Ehepaar, eingeladen und Bob, Alice und einige weitere Freunde kommen aus Auckland dazu.

Beide haben sich einige Überraschungen ausgedacht: Maria hat für sie beide eine vollständige Tauchausrüstung gekauft, inklusive Ersatzteilen, Werkzeug und Kompressor: D. h., sie werden bald einen ersten Tauchausflug probieren können! Sie hat es geschafft, irgendwie Schilcher und Kernöl aus der Steiermark zu bekommen, hat einen Karpfen mit Kartoffelsalat hergerichtet und einen echten Apfelstrudel zusammengebracht, was in Neuseeland nicht so einfach ist, weil man die fertigen Teigblätter nicht kaufen kann.

»Du bist wahrscheinlich die einzige junge Frau in Österreich, die heute noch so was kann«, wundert sich Marcus. Maria schaut ihn liebevoll, aber auch etwas vorwurfsvoll an: »Du unterschätzt mich noch immer, glaube ich.«

Marcus hat eine Sammlung von Marias Lieblings CDs und Filmen zusammengestellt, wobei die vielen Gespräche über Literatur und Musik geholfen haben. Dann hat er ein ganz neues Satellitentelefon gekauft, mit dem man anonym von jedem Punkt der Welt jeden anderen anrufen kann.

Er überreicht ihr Flug- und Hoteltickets für einen Flug nach Bora-Bora und dann zu einer anderen Insel in unmittelbarer Nähe, Huahine, beides in Französisch-Polynesien. Maria freut sich auf diesen Traumurlaub und hat das Gefühl, dass da noch mehr dahintersteckt: Marcus lächelt so verdächtig: »Rate, wer zur selben Zeit auf Bora-Bora sein wird!«

Maria hat keine Ahnung.

»Deine Eltern. Eines unserer Weihnachtsgeschenke an sie ist eine Weltreise ... und Bora-Bora schien mir ein sicherer Platz für ein Treffen.«

Maria streichelt Marcus über die Haare: »Du, ich bin so froh, dass wir uns gefunden haben.«

Marcus küsst sie und meint, er müsste das lauter sagen als sie.

Sie verbringen einen sehr schönen, aber auch nachdenklichen Abend.

Dann inspizieren sie die Geschenke, mit denen sie sich überhäuft haben, und beschließen wider jede Vernunft, noch in dieser Nacht die Tauchausrüstung auszuprobieren. Sie waren bisher erst zweimal in der Nacht im Wasser und sind daher sehr vorsichtig, gehen nicht tiefer als einige Meter. Eines wird aber auch dabei klar, die Küste ist auch für das Tauchen spannend, durch Kelpwälder, wilde Felsformationen, Süßwasserbäche, die unter der Meeresoberfläche einströmen und Schlieren erzeugen, durch die reiche Fischwelt. Und einige Hummer als Mitbringsel können sie am nächsten Tag zum Weihnachtsfest bei den Nachbarn mitbringen ...

Die Tage in Bora-Bora werden schließlich ein Urlaub, wie er im Bilderbuch steht. Das Wiedersehen mit den Eltern ist für Maria ein sehr wichtiges Erlebnis. Man hat sich viel zu erzählen, obwohl Maria und Marcus beschlossen haben, noch immer nichts von ihren Para-Fähigkeiten zu erwähnen. Die Eheleute Bungl, die Eltern Marias, akzeptieren ohne Verstimmung, dass Maria und Marcus noch immer über manche Dinge schweigen wollen, weil sie sehen, wie glücklich die beiden miteinander sind. Das letzte Abendessen im Lokal »Bloody Mary«<sup>28</sup> wird ein besonderes Erlebnis. Man vereinbart, sich um die nächsten Weihnachten herum nochmals zu treffen. »Und zwar dann dort, wo wir gerade ein Haus bauen.« »Hier, auf Bora-Bora?« »Nein«, lacht Maria, »aber lasst euch überraschen, es wird euch auch dort gefallen.«

Während das Ehepaar Bungl nun Richtung Cook Insel und Aitutaki nach Westen weiterfliegt, fahren Maria und Marcus mit einem Schiff ein paar Stunden Richtung Osten zur Insel Huahine. Dieser mehrtägige Ausflug in eine der schönsten Anlagen der Welt, Hana Iti, ist eigentlich als verspätete Hochzeitsreise gedacht. Hana Iti besteht aus 30 Bungalows, alle aus lokalen Materialien, alle voneinander ganz verschieden, die in einem riesigen Areal auf einem Hang liegen. Am unteren Ende des Hanges ist ein herrlicher Sandstrand, rechts sind Felsen mit einem Swimmingpool und einem Wasserfall und ein superbes Restaurant in einem mit Seerosen überdeck-

---

[28] Im Restaurant Bloody Mary auf Bora-Bora wurde angeblich der Drink mit demselben Namen kreiert; das Lokal ist schon deshalb einzigartig, als so ziemlich alle bekannten amerikanischen Schauspieler(innen) hier einmal zu Gast gewesen sind.

ten Süßwasserteich. Die Bungalows liegen so, dass man von den Nachbarn nichts hören oder sehen kann. Man sitzt im Freien im hauseigenen Whirlpool mit einem exotischen Drink und blickt hinunter auf blaue Lagunen, Inseln mit Palmen, tropische Bäume mit Orchideen, kurzum auf einen Südseeinseltraum. Die Einrichtung der Bungalows ist geschmackvoll und originell, die Waschmuschel ist eine große echte Muschel, in die unten ein Loch gebohrt ist, von dem ein Bambusrohr das Wasser ableitet. Auch die im Freien befindliche Dusche ist aus Bambusholz, die Vorhänge handgewoben und mit den Geckos schließt man bald Freundschaft. Für alle, die jede Anstrengung vermeiden wollen, gibt es kleine Elektroautos, die auf den Wegen zwischen Bungalows, Strand und Hauptgebäuden verwendet werden können. Maria und Marcus verbringen hier spannende Tage.

In einem Nachbarbungalow wohnt ein ungewöhnlich schönes, junges, polynesisches Pärchen. Obwohl Marcus an keiner Frau interessiert ist außer Maria, kann er doch nicht umhin, diese eine Frau zu bemerken, wenn sie schlank, kaffeebraun, mit knappem weißem Bikini, langen schwarzen Haaren und einem immer freundlichen Lächeln an ihm vorübergeht. Auch beim Abendessen im exquisiten Restaurant der Anlage macht die junge Frau Elaine durch ihr Erscheinen auf alle Eindruck, Maria merkt es mit Amusement. Als sie einmal in ihrem Bungalow sitzen, fragt Maria Marcus schelmisch: »Willst du Elaine einmal nackt sehen?«

Maria schaut gerade in die Richtung des Nachbarhäuschens: »Ich glaube, Elaine ist im Begriff, sich zu duschen.«

Marcus ist einen Moment ganz verduzt. Da nimmt Maria seine Hand und zieht ihn zu sich, hält ihn ganz fest, wie damals in der Sternennacht. Und wie damals sieht Marcus auch jetzt mit ihren Augen. Er sieht, wie Elaine zur Dusche geht, ihren Bikini ablegt, das Wasser andreht und wie sie sich dann ruhig und genüsslich einseift, manchmal in und manchmal außerhalb der Strahlen der Dusche. Wie sie sich dabei dreht und beugt und keine Körperstelle auslässt, ihr Körper im Wasser glänzt, überall gleichmäßig schöne Haut, außer den Haaren am Kopf vollständig rasiert. All das erregt Marcus mehr, als er erwartet hätte, vielleicht auch, weil er sich so stark in der Rolle eines »Schlüssellochvoyeurs« fühlt. Elaine verlässt die Dusche, ihr Partner betritt sie, kurz ist auch er zu sehen. Maria

lässt Marcus gerade genug Zeit, um zu erkennen, was dieser Mann alles zu bieten hat, dann folgt Marias Blick und damit das, was Marcus sieht, wieder Elaine, wie sie ins Schlafzimmer geht, sich nackt und noch halbnass rücklings aufs Bett wirft und offenbar wartet, dabei aus der Nachttischlade einen eigentümlich geformten fast bummerangähnlichen Gegenstand entnimmt und ihn zwischen ihre Beine gleiten lässt. Da tritt ihr Mann ins Schlafzimmer und legt sich sacht neben sie, und ...

Das Bild bricht ab. Maria sagt: »Ein Minimum an Privatsphäre müssen wir ihnen schon gönnen, oder?« und schaut Marcus fragend an.

»Ja«, sagt Marcus, »wir haben jetzt auch Wichtigeres zu tun« und entschlossen schlüpft er aus seiner Badehose. »Aber Marcus, wir haben doch erst nach dem Frühstück ...«, protestiert Maria lachend, aber nicht ernst gemeint. Und weiter kommt sie nicht mehr, weil Marcus ihren Mund mit seinem verschließt.

»Es ist schön, dich zu lieben, Maria«, sagt Marcus später. »Ganz meinerseits«, lacht Maria, »und was ich dir gezeigt habe, scheint dich doch ziemlich angetörnt zu haben, oder?«

»Ja, eigentlich schon. Übrigens, was war das für ein bummerangförmiges Ding, das Elaine in die Hand nahm, und wozu dient es?«, fragt Marcus.

»Ich weiß es auch nicht, vielleicht kommen wir dahinter, wenn wir uns das noch einmal ansehen.« Marcus ist jetzt ganz verwirrt: was meint Maria mit »noch einmal ansehen?« Da umarmt Maria ihn wieder wie vorher, aber diesmal schaut sie ins Leere, und plötzlich läuft vor beiden Augen nochmals die Szene ab, in der sich Elaine auf dem Bett räkelt und das krumme Ding aus dem Nachttisch nimmt. Marcus befreit sich mit einem Ruck aus ihrer Umarmung.

»Maria, was ist das? Kannst du in die Vergangenheit schauen? Was war das?«

»Nein, ich kann natürlich nicht in die Vergangenheit schauen, aber ich kann Szenen, auch längere, einige Zeit abspeichern und sie mir dann wieder ins Gedächtnis rufen, wie man ein aufgenommenes Video nachträglich immer wieder ansehen kann.« Marcus ist erstaunt, fast beleidigt: »Aber das hast du mir gegenüber nie erwähnt.«

»Ich habe mehr als einmal angedeutet, dass ich noch etwas kann,

von dem du nichts weißt. Du hast aber nie gefragt. Und ich habe mich immer gewundert, dass du diese eine Eigenschaft nicht selbst entdeckt hast«, antwortet Maria, jetzt auch fast vorwurfsvoll.

»Wie hätte ich können?«, stottert Marcus.

»Marcus, Marcus, ich liebe dich mehr als alles andere in der Welt, aber manchmal denke ich, dass du dich zu sehr nur mit dir beschäftigst, und Dinge um dich herum nicht richtig bemerkst. Ist dir denn nie aufgefallen, dass ich den Stadtplan von Auckland, die Wanderkarten von Great Barrier Island, die Straßenkarten von Neuseeland nur einmal durchgeblättert habe, und dann dich überall hinnavigiert habe, ohne je wieder in einer dieser Unterlagen nachzusehen? Wie glaubst du, hätte ich das können, wenn ich nicht in der Lage wäre, mental zu photographieren oder zu filmen. Ich kann eine beliebige Vorlage nur den Bruchteil einer Sekunde sehen, ohne die Details zu verstehen, aber ich kann mir das Bild oder den Text jederzeit wieder in allen Details vor Augen rufen.«

Marcus ist erschüttert, ja, Maria hat recht, er hätte das bemerken müssen, er hatte sich zwar schon öfter gewundert wie gut sich Maria auskennt, aber hatte daraus aus Unachtsamkeit keine Schlüsse gezogen! Und Maria redet lächelnd weiter: »Erst kurz vor unserer Reise hierher wollte ich dich zwingen, diese Begabung zu erkennen. Da kam der ‚Auckland Herald‘. Ich blätterte ihn vor deinen Augen rasch durch, und gab ihn dann dir. Du hast ihn dann 30 Minuten lang gelesen. Ich auch, aber eben vor meinem geistigen Auge, sozusagen. Und wusste dann alle Details wie du, habe dann einiges erwähnt, aber es ist dir nicht aufgefallen.«

Marcus ist wie erschlagen als er merkt, wie wenig er manches beachtet hat. »Entschuldige, Maria!«

»Hör auf Marcus, mir hat das ganze auch viel Spaß gemacht. Ich glaube, wir können beide daraus lernen, dass wir andere Personen nicht unterschätzen dürfen. Ich bin sicher, dass wir beide unsere Fähigkeiten und deren Anwendungen noch gar nicht voll verstehen, wie sollen wir dann alles beim anderen wissen können?«

»Maria, erzählst du mir mehr über diese Fähigkeit, die ja weit über das normale eidetische<sup>29</sup> Phänomen hinausgeht. Und wissen wir jetzt eigentlich, wozu der bummerangförmige<sup>30</sup> Gegenstand gut ist?« Maria lacht: »Zum eigentümlichen Gegenstand haben wir nichts dazugelernt, denke ich. Und zu meiner Version des eideti-

schen Phänomens werde ich dir einiges berichten, auch was Anwendungen anbelangt, aber wenn es dir nichts macht, dann nicht jetzt. Ich würde jetzt sehr gerne auf einen Kaffee gehen.«

Nicht alle der Bungalows in der Hotelanlage sind zurzeit besetzt, da vom Wetter her die Zeit um Neujahr nicht optimal ist. Die heiße Sonne wird manchmal von heftigen tropischen Regengüssen abgelöst, eine herrliche Entschuldigung, im Bett zu verschwinden.

Beim Abendessen wird Sturmwarnung gegeben und es wird erläutert, wie man die Läden vor Fenstern und Türen schließen soll. Alle Gäste werden liebevoll mit Getränken, Snacks und Büchern zu ihren Bungalows gebracht. Jede Befürchtung sei unnötig, aber falls Probleme auftreten sollten, bitte anrufen, die hoteleigene Telefonanlage wird jeden Sturm überstehen: Der Höhepunkt ist für 23 Uhr zu erwarten. Maria und Marcus sind nicht mehr und nicht weniger besorgt als alle anderen Gäste. Gegen 21 Uhr frischt der Wind auf, eine Stunde später tobt ein ausgewachsener Sturm. Einige Äste und Kokosnüsse, die auf das Dach prallen, sorgen dafür, dass niemand ans Schlafen denken kann. Maria sitzt ruhig da und blickt durch Wände und Bäume hindurch zur großen Nachbarinsel Raiatea, aus welcher Richtung der Sturm kommt. Schließlich sagt sie besorgt zu Marcus: »Der Sturm ist offenbar stärker als erwartet. Auf Raiatea stürzt er große Bäume um, Häuser verlieren ihre Dächer, einige sind schon ganz zerstört. Und der Sturm kommt auf uns zu. Ich glaube, wir sollten die Direktion warnen.«

Marcus ruft dort an, doch man versucht nur, ihn zu beruhigen. Da wird er schärfer: »Rufen Sie doch einmal die Polizei in Raiatea an, von dort kommt der Sturm, dann werden wir ja wissen, wie ernst die Lage ist.« Lange geschieht nichts. Dann kommt der etwas kleinlaute Rückruf von der Zentrale, dass die Telefonverbindung nach Raiatea unterbrochen ist, aber der Wetterdienst des Flughafens Huahine die Stärke des Sturmes stark nach oben revidiert hat.

---

[29] Nach Brockhaus: Eidetik [zu griechisch »Bild«, »Wesen«]: Lehre von der bei manchen Menschen (Eidetiker) ausgeprägten Fähigkeit, Gedächtnisbilder bei Fehlen des Reizgegenstandes als physisch wahrzunehmen und zu beschreiben (»fotografisches Gedächtnis«). (c) Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, 2001. (Seite 235)

[30] Alle, die die Bedeutung des bumerangförmigen Gegenstandes nicht kennen, den die Polynesierin Elaine aus ihrem Nachttischchen nahm wird empfohlen, einmal länger in die Südsee zu fahren:-)

Marcus sagt sehr energisch: »Evakuieren Sie alle Gäste ins Hauptgebäude, solange es noch geht. Rufen Sie alle sofort an, aber sagen Sie den Gästen, dass sie zumindest ihre wichtigsten Sachen in Koffern mitnehmen. Ich glaube nicht, dass morgen noch alle Bungalows unversehrt stehen werden. Holen Sie jetzt gleich einmal uns in Bungalow 26 ab, ich helfe dann bei der weiteren Evakuierung.«

Marcus' befehlsartiger Ton wirkt Wunder. Kaum haben Maria und Marcus ihre Sachen gepackt, ist das Elektroauto schon da. Am Weg zum Hauptgebäude nehmen sie noch die Bewohner des Nachbarbungalows, Elaine und ihren Mann, mit. Die kurze Fahrt wird abenteuerlich, weil sie immer wieder von herabfallenden Ästen bedroht werden, die Marcus mit seinen Pseudohänden abwehrt. Er gibt dem Fahrer Befehle: kurz bremsen; hier ganz links fahren usw. Der Fahrer merkt, dass Marcus wie durch ein Wunder immer wieder das Richtige vorschlägt. Und es wird Marcus klar, dass er bei der weiteren Evakuierung dabei sein muss. Beim Hauptgebäude liefern sie das Ehepaar aus dem Nachbarbungalow ab. Marcus gibt dem Fahrer und Beifahrer den Auftrag, sich um die evakuierten Gäste im Hauptgebäude zu kümmern, er wird mit Maria die anderen Bungalows evakuieren. Als der Fahrer versucht zu widersprechen, nimmt Marcus ihn und den Beifahrer mit seinen Händen, unsichtbar unterstützt durch seine Pseudohände, am Overallkragen und schubst beide durch den Eingang des Hauptgebäudes. Die beiden wundern sich noch tagelang, dass der normal gebaute Gast sie, beide mächtige Polynesier, einfach zu zweit tragen konnte wie zwei kleine Kinder!

Die weitere Evakuierung läuft nun nach dem rasch vereinbarten Muster. Maria sucht mit ihrer Para-Fähigkeit jeweils den am meisten gefährdeten Bungalow und einen noch befahrbaren Weg dorthin, wobei kleinere Bäume durch Marcus' T-Kraft weggeräumt werden können. Bei jeder Fahrt können sie zwei Bungalows evakuieren, sodass sie schließlich ohne ernstere Verletzungen alle Gäste und das im Hotel lebende Personal, eine Gruppe von 40 Personen, im Hauptgebäude versammelt haben. Viele Gäste werden noch tagelang staunend darüber nachdenken, wie sie durch ein Chaos von stürzenden Ästen unversehrt evakuiert werden konnten, wie sich Baumstämme wie durch ein Wunder von selbst vom Weg rollten, um diesen für das Fahrzeug frei zu geben.

Das Hauptgebäude wird nun mit allen Mitteln gegen den Sturm gesichert. Dieser wird so heftig, dass auch alle Verstärkungen nicht mehr zu helfen scheinen. Marcus und Maria sitzen schweigend und konzentriert in einer Ecke, zum Glück unbeachtet. Maria teilt Marcus immer mit, welcher Gebäudeteil besonders gefährdet ist, und Marcus versucht, ihn dann durch seine Pseudohände zu sichern. Dann fällt der Strom aus. Man hat zwar Taschenlampen, aber draußen ist es so dunkel, dass Maria nichts mehr sehen kann. Nun ist Marcus endgültig überfordert. Teile des Gebäudes beginnen zu zerbrechen. Eine halbe Stunde lang tobt der Sturm mit aller Gewalt. Marcus verhindert mit letzter Kraft, dass der Raum, in dem sie alle sitzen, einstürzt. Er leistet in dieser Stunde die Arbeit von Wochen. Als der Sturm nachlässt, fällt er sofort in den Schlaf eines völlig Erschöpften.

Der nächste Tag zeigt das Ausmaß der Verwüstung. Einige der Bungalows sind verschwunden, alle, aber auch das Restaurant und das Hauptgebäude, sind schwer beschädigt. Nur »wie durch ein Wunder« hat der eine Zufluchtsraum des Hotels dem Sturm standgehalten.

Natürlich sind auch andere Teile der Insel verwüstet, doch die im »Windschatten« gelegene Osthälfte der Insel wurde verschont. Dort werden die Gäste untergebracht, bis der normale Flug- und Bootsverkehr wieder aufgenommen werden kann.

Zurück in Auckland hat Maria nach einem Arztbesuch eine erfreuliche Nachricht. Sie ist schwanger. Marcus freut sich wie ein Kind. »Du musst jetzt sehr auf dich aufpassen ... ich werde dafür sorgen, dass unser Haus auf Great Barrier Island fertig ist, bis das Baby da ist.«

Maria lässt sich trotz Schwangerschaft kaum einbremsen, denn die Innenausstattung des Hauses will sie unbedingt selbst bestimmen. Haus und Einrichtung sind kaum fertig, als das Baby, ein gesunder Bub, den sie Stephan nennen, zur Welt kommt. Bald nach der Geburt übersiedeln sie in ihr Anwesen auf Great Barrier Island, wobei sie in einem Trakt des Hauses eine zweite Familie unterbringen. Der Mann ist für das Funktionieren im Garten und Haus, sie für Sauberkeit und fallweises Kochen zuständig. Ein Au-pair-Mädchen macht das Leben mit dem lebhaften Stephan von Anfang an leichter, sodass Maria sich nicht nur um Stephan und Marcus kümmern



kann, sondern einen Fernstudiengang Psychologie belegt, wobei das »eLearning« über das Internet eine enorme Hilfe ist.

Insgesamt haben sich inzwischen Maria und Marcus, die Familie Simmer, sowohl in Auckland als auch auf Great Barrier Island voll etabliert und sind »angenommen«. Durch eine reiche Erbschaft, wie man hört, haben sie das Geld, sich dieses herrliche Haus zu bauen. Marcus hat erfolgreich in mehrere Firmen in Neuseeland investiert und sitzt bei einigen im Aufsichtsrat. Die meiste Zeit arbeitet er aber von Great Barrier Island aus, über ein modernes Computernetzwerk. Die Simmers finden die meisten Neuseeländer sehr freundlich und sind auch umgekehrt überall gerne gesehen. Sie gehören auf Great Barrier Island, als wären sie schon immer hier gewesen. Sie gelten als besonders hilfsbereit, wobei sie manchmal schier unglaubliche Dinge zustande bringen. Mit und ohne Stephan reisen die Simmers viel, bekommen auch ab und zu Besuch von Freunden aus Europa und ein Peter Cobb aus den USA ist mehrmals bei ihnen. Sie lieben die Freiheit der Insel, aber sie haben noch immer ihre kleine Wohnung in Ponsonby und bleiben manchmal nach einem schönen Essen oder Theater oder einem Besuch bei Freunden dort über Nacht.

Stephan entwickelt sich überraschend schnell. Bald wird es klar, dass er eine eigentümliche Mischung von Para-Begabungen seiner Eltern geerbt hat. Er ist offenbar kein Telekinet, kann aber seine Individualzeit manipulieren wie sein Vater, darum lernt er so schnell, wenn er will; er kann nicht durch Objekte hindurchsehen wie seine Mutter, aber er kann um Objekte herumsehen, eine neue, bisher völlig unbekannte Variante des Telesehens. Und er ist ein Animalaktivator. Er kann Tieren, auch vielen gleichzeitig, Befehle geben!

Es ist gut, dass sie auf Great Barrier Island isoliert wohnen, sonst würde man die Fähigkeiten Stephans, der noch nicht verstehen kann, was sie für sein Leben bedeuten können, bemerken.

Das Leben ist faszinierend. Oft sprechen Marcus und Maria über die Zukunft. Sollen sie versuchen, weitere Para-Begabte zu finden und sie bei sich unterbringen und irgendwie lose zusammenarbeiten? Wird es möglich sein, mit nicht Para-Begabten zusammenzuleben, sodass diese von den Begabungen wissen, aber diese ohne Furcht anerkennen können?

Stephan überrascht sie immer wieder, vor allem mit seiner Fähigkeit als Animalaktivator. Als sie einmal triumphierend mit

einer größeren Ausbeute von Hummern von einem Tauchgang zurückkommen, fragt Stefan : »Warum habt ihr diese Hummer mitgebracht?«

»Weil wir sie essen wollen. Du hast sie doch auch gerne.«

Stephan runzelt die Stirne: »Aber man braucht sie doch nur rufen«, meint er, dreht sich zum Meer und sieht hinaus. Zum Entsetzen von Maria und Marcus kriechen plötzlich hunderte Hummer aus dem Wasser heraus, auf Stephan zu.

»Stephan«, sagt Maria aufgeregt, »wir brauchen nicht so viele. Bitte schick sie ins Wasser zurück, wo sie herkamen.«

Stephan will nicht recht, aber schließlich folgt er doch und die Hummer verschwinden, wie sie gekommen sind. Maria und Marcus schauen sich an. Stephan könnte beliebig viele Fische fangen oder, statt zu jagen, einfach die Tiere zu sich rufen.

Als eines Tages dutzende Wale ohne ersichtlichen Grund auf einen Küstenabschnitt auf Great Barrier Island zuschwimmen, wo schon im Vorjahr viele strandeten und verendeten, fahren die Eltern mit Stephan dorthin. Nicht, um sich das Spektakel anzusehen, sondern um zu versuchen, die Wale zu retten. Wie sich herausstellt, ist das sehr einfach. Ein Blick, ein Gedanke von Stephan genügt und die Tiere kehren alle um und schwimmen wieder ins offene Meer.

»Stell dir vor, Marcus, Stephan könnte das, was er mit Tieren kann, auch mit Menschen. Wäre das nicht wirklich entsetzlich?«

Stephan wird, vielleicht wenig überraschend, ein hervorragender Reiter. Sein Pferd gehorcht ihm ohne Zügel oder Reitgerte. Es fällt Maria und Marcus schwer, Stephan zu überzeugen, dass er zumindest so tun sollte, als würde er Zügel verwenden, »weil es alle tun«.

Dass schon ein Dreijähriger auch auf ausgefallene und gefährliche Gedanken kommen kann, zeigt der »Möwenzwischenfall«. Stephan stellt sich eines Tages in ein Stück Fischernetz und bindet am oberen Ende mit viel Geduld hundert Fäden an. Dann befiehlt er 100 Möwen, jeweils einen Faden in den Schnabel zu nehmen, in die Höhe und dann mit ihm entlang der Küste zu fliegen. Die hundert Möwen schaffen es tatsächlich, mit größter Anstrengung Stephan zu transportieren. Als Maria das sieht, ist sie zuerst starr vor Schreck. Zum Glück ist auch Marcus zu Hause. Während die ersten Möwen die Anstrengung nicht mehr aushalten und taumeln oder tot hin-

unterfallen und Stephan damit in Gefahr kommt, fängt Marcus das Netz mit seinen T-Kräften auf und lässt es sanft landen. Als Stephan seinen Vater zornig auf sich zustürzen sieht, lässt er die Möwen fliegen, aber ein halbes Dutzend sind tot, die ihm dann Marcus auch zeigt. Stephan ist über die toten Möwen traurig. Aber er meint zum Entsetzen von Marcus nur: »Es tut mir Leid, Papa. Ich muss mehr Möwen nehmen.«

Durch den Versuch, die Begabungen Stephans vor dem Personal, den Nachbarn versteckt zu halten, bis man mit Stephan darüber richtig reden kann, sind Maria und Marcus aufs Äußerste gefordert. Das Au-pair-Mädchen haben sie aufgegeben, ein Kindergarten kommt nicht in Frage. Einer von beiden beschäftigt sich andauernd mit Stephan, der das Wissen wie ein Schwamm aufsaugt. Tests zeigen, dass der 3-jährige Stephan inzwischen körperlich und geistig etwa einem 5-jährigen Kind entspricht. Es wird nun bald möglich sein, ihm die Zusammenhänge, die Chancen und die Gefahren seiner Begabungen zu erläutern. Inzwischen ist es ein Problem, vor Freunden und Nachbarn zu verbergen, dass ihr dreijähriger Sohn schon wie ein Bub mit 5 Jahren aussieht, spricht und handelt!

Trotz dieser Probleme ist Stephan eine ganz große Freude. Maria und Marcus behandeln Stephan als gleichwertig. Sie fragen ihn, ob er sich noch einen Bruder oder eine Schwester wünschen würde. Als er begeistert ist, ist dies eine große Erleichterung. Denn seit kurzem wissen die Eltern, dass Maria wunschgemäß das zweite Mal schwanger ist ...

## 12. ZURÜCK AM HOCHTOR

15 Jahre später in Österreich. Stephan, der erste Sohn von Maria und Marcus, ist inzwischen 18 Jahre alt. Viel hat sich inzwischen nicht nur in Neuseeland getan, auch in Europa.

Alina ist offenbar sehr schlechter Laune.

»Was hast du?«, fragt Andrea, ihre Mutter.

»Chris und ich wollten dieses Wochenende eine Tour übers Hochtorn machen. Ich hab mich schon so darauf gefreut, die Bergwetterprognose ist prima und nun hat Chris keine Zeit!«

Bei der Erwähnung des Hochtorns horcht Andrea auf und fragt nach der geplanten Route.

»Wir wollten vom Ennstal aus zur Haindlkarhütte, dann den Peterspfad zur Hesshütte, aber nicht direkt, sondern mit einem Umweg übers Hochtorn. In der Hesshütte hätten wir übernachtet und wären am nächsten Tag über den Wasserfallweg ins Ennstal zurück abgestiegen.«

»Schöne Tour«, meint Andrea, »habt ihr vorgehabt durch die Westwand zu klettern?«

»Nein, die ist recht schwer«, erklärt Alina; sie wären nur vom Sattel zwischen Planspitze und Hochtorn vom Peterspfad weg über die leichtere Nordroute hinauf und den gut markierten leichten normalen Klettersteig zur Hütte hinuntergegangen.

Andrea lächelt und erzählt Alina, dass sie vor ca. 20 Jahren auch schon einmal am Hochtorn war, über die Westwand, wo sie fast ein Steinschlag erwischt hätte.

»Wer hat geführt? Du oder Vater?«

»Mir ging's ähnlich wie dir. Dein Vater, mein damaliger Freund Toni, hatte keine Zeit. Ich glaube, er lernte für eine seiner letzten Prüfungen. Und so ging ich mit einem anderen guten Bergkameraden. Es war eine schöne Tour und Marcus, so hieß mein Begleiter, war ein netter Kerl. Irgendwie haben wir dann den Kontakt verloren, Toni und ich heirateten, dann kamst auch bald du und später waren wir nicht mehr oft klettern, aber reizen würde es mich noch immer.«

Während Andrea von einigen ihrer Bergtouren schwärmt, wird Alina immer unruhiger und unterbricht plötzlich ihre Mutter. »Mach doch du mit mir die Tour, wenn du Lust hast!« Der Vorschlag

verblüfft Andrea; aber noch verblüffter ist Alina, als ihre Mutter zusagt. Ihre letzte gemeinsame Tour, da war auch Vater noch mit dabei, kurz bevor er bei dem Autounfall ums Leben kam, liegt jetzt schon bald vier Jahre zurück. Und ihre Mutter war seither zu keiner größeren Bergtour mehr zu bewegen gewesen, obwohl sie durch Radfahren, Tennis und Gymnastik topfit ist und man ihr die 38 Jahre nie glauben würde. Wenn Alina sich auf erwachsen herrichtet und Andrea auf jung, dann halten die meisten sie eher für Freundinnen als für Mutter und Tochter.

Der Samstagmorgen ist wunderbar. Bald sind sie bei der Haindlkarhütte. Ein Wermutstropfen sind die vielen Wanderer, die das schöne Wetter ausnützen. Aber der doch etwas anspruchsvollere Peterpfad wird hoffentlich die meisten abhalten zur Heshütte weiterzugehen. Viele werden wohl zurück oder über das Gseng nach Johnsbach hinüberwandern, eine leichte Route.

Allein aus Bedenken wegen losgetretener Steine wollen Alina und Andrea nicht weit hinten sein. So gehen sie ohne Einkehr bei der Haindlkarhütte gleich weiter. Beide überqueren den Ennstalerschritt ohne Zögern und ohne Sicherung, aber eine Gruppe hinter ihnen berät offenbar lange, was sie tun soll. Trotz Sonne ist es noch angenehm kühl.

Fast in Rekordzeit, Alina hat Probleme mit Andrea mitzuhalten, sind sie am Sattel auf 1800 m Seehöhe. Von hier verlassen sie den Weg und haben 500 Höhenmeter leichte Kletterei vor sich. Sie sehen zur Überraschung mehr Schneefelder als erwartet. In einigen Nischen im Schatten greift sich der Felsen noch eisig an. Offenbar hatte es im Winter viel Schnee gegeben, und auch jetzt, Ende Juni, sind die Morgen noch sehr kühl. Beide wissen, dass sie etwas vorsichtiger klettern werden müssen! Dennoch, die Route ist so einfach, dass sie sich nur stellenweise anseilen werden.

Dann kommt das steilste Stück; diese schräge und etwas brüchige Wand liegt noch im Schatten, sie sichern sorgfältiger. Plötzlich ist von weiter oben ein gewaltiger Lärm zu hören. Ein Blick hinauf bietet ein erschreckendes Bild.

Über eine Breite von vielleicht 50 m kommt eine Steinlawine auf sie zu, ausgelöst wohl durch das Auftauen brüchigen Gesteins, das nun der Frost nicht mehr zusammenhält. Ein Ausweichen ist unmöglich. Andrea, zwei Meter direkt über Alina, presst ihren Kopf

gegen den Felsen. Eine Welle der Erinnerung und der Verzweiflung überflutet sie: »Ist das Hochtorn mein Schicksalsberg?«

Sie wagt einen Blick hinunter auf Alina: Diese hat den Kopf nicht an den Felsen gelehnt, sondern schaut starr nach oben.

»Alina«, ruft Andrea verzweifelt, »Kopf an die Wand pressen.« Fast mit Würde schüttelt Alina leicht den Kopf und starrt weiter nach oben. Kleine und größere Steine, manche mehr als kopfgroß, rasen links und rechts an ihnen vorbei, andere direkt auf sie zu, doch weichen sie im letzten Moment wie durch ein Wunder aus. Dann sind auch die letzten Steine vorbei und nur etwas feiner Staub liegt noch in der Luft. Andrea begreift noch immer nicht, was geschah. Sie und Alina haben eine Steinlawine, die direkt über sie gegangen ist, ohne jede Verletzung überlebt!

Doch was ist das: Alina hängt wie bewusstlos im Seil. Sofort ist Andrea bei ihr:

»Bist du verletzt? Was ist los?«

»Mir geht es gut, Mama. Ich bin nur sehr müde.«

Andrea gibt ihr heißen Tee, Alina erholt sich rasch. »Ich verstehe nicht, wie wir diese Lawine überstehen konnten«, sagt Andrea immer wieder.

»Es ist wie ein Wunder«, murmelt sie. Alina schaut sie direkt an: »Nein, es war kein Wunder. Ich habe die Steine abgelenkt. Ich weiß seit einigen Wochen, dass ich Telekinetikerin bin. Ich habe große Angst, dass es bekannt wird; und ich wusste auch nicht, dass ich inzwischen so stark geworden bin, wie ich es jetzt sein musste, um die Steine abzuwehren.«

Langsam beginnen die Worte von Alina in Andrea einzusinken. Marcus! Vor zwanzig Jahren der Stein in der Westwand, der sie zerschmettern hätte müssen und der unerwartet abgeellt war ... Marcus hatte ihn abgellen lassen. Darum sein späteres eigentümliches Verhalten und die Geschichten, die man über ihn später berichtete. Konnte das stimmen? Ja, doch, da war ja auch noch was damals beim Abstieg gewesen, diese Forelle, die sie nicht sehen konnte, bis sie zum Schluss so eigentümlich aus dem Wasser flog und zurückklatschte! Marcus war das gewesen! Marcus, der Mann, der für ihr größtes Geheimnis verantwortlich war und der auch selbst dieses Geheimnis nie erfahren hatte. Niemand hatte es je erfahren, auch Alina nicht.

Aber jetzt war es Zeit, ihr von der Stunde im Biwaksack am unteren Ende des Schneelochs zu erzählen. Dass sie die Tochter von Marcus ist und nicht die Tochter Tonis, den Alina immer als ihren Vater angesehen hatte. Toni, der nach einer Erkrankung keine Kinder mehr hatte zeugen können; der Alina als einzigen echten Nachkommen abgöttisch geliebt hatte. Andrea hatte immer geschwiegen. Einmal, im dritten Monat schwanger, da wollte sie Marcus alles erzählen, aber dann war in dem Restaurant fast jemand erstickt und wie durch ein Wunder gerettet worden; nach der ganzen Aufregung hatte Andrea nichts mehr gesagt. Wie durch ein Wunder gerettet? Mein Gott, auch das musste Marcus gewesen sein! Und dann hatte ihr Marcus noch einen Heiratsantrag gemacht, aber »ich muss dir etwas gestehen, was dir keine Freude machen wird«.

Und sie wollte sein Geständnis – offenbar, dass er diese ungewöhnliche Begabung hatte – nicht hören, weil sie andere Frauengeschichten vermutete. Sie hatte kühl abgelehnt und sagte Marcus, sie hätte sich schon lange für Toni entschieden. Mehr und mehr Begebenheiten um Marcus werden ihr klar. Wie blind war sie gewesen!

Sie starrt so abwesend vor sich hin, dass nun Alina beginnt, sich Sorgen zu machen.

»Nein, alles ist in Ordnung. Komm, suchen wir einen Platz, wo wir gut nebeneinander sitzen können. Ich habe dir etwas zu erzählen.«

Lange redet Andrea. Alinas Reaktion kommt für Andrea unerwartet: Alina bricht in einen Strom befreiender Tränen aus.

»Mama, du weißt gar nicht, was das für mich bedeutet, dass ich diese Fähigkeit geerbt habe, dass ich nicht ein einzigartiges Ungeheuer bin, sondern dass mein Vater auch so war, dass vielleicht auch andere so sind. Ich hatte solche Angst, entdeckt zu werden. Ich wollte ein normales Leben, nicht eines am Seziertisch der Öffentlichkeit und der Psychologen ... Marcus muss es auch so gegangen sein und irgendwie muss er sich verraten haben und dann wurde er kaltgestellt. Moment, Mama, wie viel Zeit war zwischen deiner Klettertour, bei der Marcus den Stein abgellen ließ und seinem Tod?«

Andrea überschlägt die Zeit. Es mussten fast 5 Monate sein. Ein ungläubiges Lächeln erscheint auf Alinas Gesicht.

»Fünf Monate? Wenn Marcus fünf Monate Zeit gehabt hat, seine Fähigkeiten zu erforschen und zu üben, hat ihn niemand mehr

stillstellen oder töten können, Mama! Marcus lebt!« Andrea ist wie erstarrt:

»Marcus lebt? Du bist sicher?« Alina schaut ihrer Mutter mit einem Ausdruck der Überzeugung in die Augen.

Andrea sagt langsam: »Dann ... müssen wir versuchen ihn zu finden.«

»Wir werden ihn finden.« Wie zur Bekräftigung zwingt Alina eine vorbeifliegende Felsenschwalbe, sich auf die Hand ihrer Mutter zu setzen.

»Komm, gehen wir. Und lass doch die arme Schwalbe wieder fliegen«, lacht Alina.

Auf Great Barrier Island wacht Marcus mitten in der Nacht auf. Er hat einen sehr seltsamen Traum von einem Biwaksack gehabt.



# Nachwort

Vielleicht hilft dieses Buch aufzuzeigen, wie notwendig es ist, eine neue Einstellung gegenüber Minderheiten mit besonderen Fähigkeiten zu entwickeln, um sie, aber auch den Rest der Gesellschaft zu schützen.

In diesem Sinne ist das Buch eine Spur tiefer, als es scheinen mag. Es behandelt am Beispiel einer kleinen und fiktiven Gruppe von Menschen die Probleme, die auftreten, wenn eine fähige, aber auch potenziell Unfrieden stiftende Minderheit in unserer Gesellschaft auftritt. Wir alle sind dazu aufgerufen nachzudenken, wie wir für solche Gruppen entsprechende vernünftige Rahmenbedingungen schaffen, bevor es zu spät ist. Wie schlimm sich das Fehlen solcher Überlegungen auswirkt, zeigen ja nicht nur einige Situationen in diesem Buch, sondern anhaltende Kriege und bürgerkriegsähnliche Situationen in der ganzen Welt.

Am Ende des Romans werden alle, so hofft der Autor, auf der Seite von Marcus und Maria stehen. Aber wenn sich jemand mit diesem Buch nicht nur amüsieren will - dafür ist es in erster Linie geschrieben -, möge er sich bitte nach dem Lesen dieses Buches einmal überlegen, wie man Marcus und Maria, wenn diese nicht ‚gute‘ Menschen wären (aber ist der Verführer, Casinobetrüger und Steuerhinterzieher Marcus wirklich so ‚gut‘?) wirklich behandeln könnte, ohne dass sie oder die Gesellschaft zu ungerechtfertigtem Schaden kommen.

Es ist für den Leser vielleicht nicht uninteressant, in Umrissen zu wissen, wie es mit den Personen, die in diesem Buch behandelt wurden, weitergehen wird. Wie so oft laufen Dinge parallel, die sich einmal verknüpfen werden. Marcus, Maria und ihre Kinder haben in Neuseeland eine Lebensnische gefunden. Die Kinder von Marcus und Maria sind Para-Begabte, mit den Möglichkeiten und Gefahren, die dies bietet. Die Mitglieder der PPU versuchen sich irgendwie durchzuschlagen und werden Kontakt mit Maria und Marcus herstellen. Jahre später, in denen sich schon ein para-begabtes Dorf auf Great Barrier Island entwickelt hat, suchen Andrea und ihre Tochter Alina nach Marcus, als sie feststellen, dass er wahrscheinlich noch lebt.

Klaus ist trotz Greta zwischendurch mehrmals im Begriff Selbstmord zu begehen. Er glaubt nicht mehr daran, dass man parapsychische Menschen in die normale Gesellschaft integrieren kann; sie

werden alle als Monster gesehen, die nur eine Gefahr für das friedliche Zusammenleben sind.

Sind wir Menschen wirklich nicht tolerant genug, auch andere intelligente Lebewesen zu akzeptieren? Kann man keine Strategie finden, die es ermöglicht, dass sich Para-Begabte in die normale menschliche Gesellschaft integrieren können?

Wenn man die Para-Phänomene als Naturwissenschaftler betrachtet, dann gilt das, was Marcus gesagt hat: Hat man erst einmal ein Phänomen, das systematisch wiederholbar ist, dann wird es untersuchbar, quantifizierbar, verstärkbar, maschinierbar. Die Chinesen kannten schon die Elektrizität, aber Luigi Galvani mit seinen zuckenden Froschschenkeln hatte als Erster die Mathematik und die Mittel, dieses Phänomen zu erforschen und so zu verstärken, dass wir heute riesige Elektrizitätswerke haben und den elektrischen Strom für wahrhaft unzählbare Anwendungen einsetzen.

Im vorliegenden Buch werden diese Fragen noch kaum diskutiert. Könnte es sein, dass die EU nicht nur durch Personen à la Dirkmann immer mehr eine Diktatur wird, statt eine europaweite Demokratie zu werden? Kann eine solche Entwicklung vielleicht durch Para-Begabte verhindert werden? Schließlich, sind wir nicht alle immer wieder überrascht, wie unvernünftig sich Menschengruppen verhalten und sich dadurch in auswegslose Situation hineinmanövrieren, sei es in Palästina, in Irland oder im Irak oder unlängst durch die Attentate in den USA im Herbst 2001? Könnte es sein, dass nur durch eine Bedrohung von außen die Menschheit ihre internen Querelen vergessen kann und dass man daher notfalls eine solche Bedrohung erfinden muss? Wer wäre dazu geeigneter als Para-Begabte?

Das Thema ist unerschöpflich, dass es in den folgenden Bänden der Xperten Reihel weiter behandelt und schließlich gezeigt wird, wie Para-Begabte doch in unsere Gesellschaft integriert werden können...auf dem Umweg von Computertechnologie. Mehr soll aber dazu nicht verraten werden... Sie müssen die Folgebände schon selbst lesen!

# Zum Autor und zur Entstehung des Romans

Dr. Dr. h. c. mult. Hermann Maurer ist international bekannter Informatikprofessor und eigentlich kein Science Fiction (SF) Schriftsteller. Einige der beeindruckenden Daten zu seinem Lebenslauf als Informatiker finden sich unter [www.iicm.edu/maurer](http://www.iicm.edu/maurer), einige Projekte, mit denen er sich in der Vergangenheit beschäftigte, unter <http://much.iicm.edu>

Maurer hat als Informatiker mehrmals über zukünftige Aspekte vorgetragen und geschrieben, siehe vor allem »Xperten 0: Der Anfang«. Aber auch unter seinen anderen Publikationen finden sich solche, die an der Grenze von Wissenschaft und Spekulation liegen, wie z. B. die Beobachtungen über das fehlende Organ und MUSLI.

Neben Fachpublikationen, Fachbüchern und diversen Essays hat der Autor viele Gedichte und Science Fiction Kurzgeschichten, letztere unter anderem Namen, verfasst. Dies ist sein erster durchgehender SF-Roman, der erste in einer Reihe, und diesmal erscheint er unter seinem richtigen Namen. Auf die Frage, warum er das früher nicht tat, antwortet er: »Weil solche Publikationen, egal wie oft man bittet, doch jedes Hobby zu akzeptieren, dem Ruf eines Wissenschaftlers selten helfen. Inzwischen bin ich alt genug, dass mich das nicht mehr so kratzt.«

Weil Maurer Informatiker ist, wurde dieser Roman wie ein Programmpaket systematisch geschrieben. Nachdem er die Grundidee im Kopf hatte, teilte der Autor das Projekt in 7 Bände zu je 12 Kapitel und verfasste eine grobe Inhaltsangabe für jeden Abschnitt.

Die erste Version entstand in sehr kurzer Zeit, weil der Autor das Lesen und Fernsehen völlig aufgab. Kritiker werden sagen: Drum ist das Ergebnis so schlecht. Andere werden hoffentlich meinen: Darum ist es so kohärent. In eine spannende Analyse von Para-Phänomenen, vor allem Telekinese, sind Elemente eines Abenteuerromans verwoben; einige telekinetische Eigenschaften haben mehr ins Erotische hinübergespielt, als geplant war. Solche Szenen sind immer wieder enthalten, hoffentlich zum Amüsement. Diese Teile sind meist hinreichend vage gehalten, dass man mit Fantasie alles oder nichts hineinlesen kann.

Der zweite Band »Xperten 2: Der Para-Doppelgänger« ist inzwischen erschienen, der dritte Band »Xperten 3: Die Para-Kämpfer« ist im Entstehen, und die ersten Sonderbände wie »Xperten 0: Der Anfang«

und »Xperten 1.2: Der Mindcaller« sind gleichfalls erhältlich, siehe [www.iicm.edu/Xperten](http://www.iicm.edu/Xperten).

Der Autor wird sich über jedes E-Mail  
an seine Adresse ([hmaurer@iicm.edu](mailto:hmaurer@iicm.edu)) oder jeden Brief an  
Professor H. Maurer,  
IICM, Inffeldgasse 16c  
A-8010 Graz  
freuen, und soweit es sinnvoll ist und zeitlich geht,  
auch beantworten.

# Literatur

- »Mutanten aus Comics«; [www.marvel.com/comics/bios/](http://www.marvel.com/comics/bios/)
- »Aus dem Leben Hödlmosers. Ein steirischer Roman mit Regie«;  
Reinhard P. Gruber, Residenz Verlag, Salzburg/Wien, 1973
- »Im Namen des Vaters«; Reinhard P. Gruber,  
Residenz Verlag, Salzburg/Wien, 1979
- »Nie wieder Arbeit«; Reinhard P. Gruber,  
Residenz Verlag, Salzburg/Wien, 1990
- »Einmal Amerika und zurück«, Reinhard P. Gruber,  
Droschel Verlag, Graz, 1993
- »MUSLI: A Hypermedia Interface for Dynamic, Interactive, and Symbolic Communication«; J. Lennon, H. Maurer, Journal of Network and Computer Applications 24, 4 (2001)
- »Best of Asimov. Die besten SF Geschichten des berühmten Autors«,  
I. Asimov, Lübbe Verlag (1988)
- »Handbuch der Anwendungen der Telekinese«, H. Maurer,  
ASF Verlag, Graz, 2005
- »Abriss aus meinem Tagebuch Juni 2005«, K. Baumgartner,  
ASF Verlag, Graz, 2005
- »Bekannte bzw. erwähnte Formen para-psychischer Phänomene«,  
H. Maurer, ASF Verlag, Graz, 2004
- »Ungewöhnliche Geschichten«, H. Maurer, ASF Verlag, 2006
- »Prognosen und Thesen ... nicht nur zum Schmunzeln«, H. Maurer,  
Informatik Spektrum 23,1( 2000), 51–59
- »Die (Informatik) Welt in 100 Jahren«, H. Maurer,  
Informatik Spektrum (April 2001), 65–70
- »Sklaverei in Österreich« oder »Obst in die Parks«, H. Maurer,  
FRIC, 1989
- »Gras auf dem Mond« oder »Frauen in alle Gremien«, H. Maurer,  
FRIC, 1992
- »Der Tod als Hilfe« oder »Der Berg von Hinten«, H. Maurer,  
OVG, 1995
- »Computervisualisierung: die Krücke für ein fehlendes Organ?«  
P. Carlson, H. Maurer, technologie & management 41, 1 (1992), 22–26
- Perry Rhodan – Weltraumserie (seit 1961), [www.Perry-Rhodan.net](http://www.Perry-Rhodan.net)







Markus, Student der Physik, entdeckt bei einem Bergzwischenfall seine X-Begabung. Mit unsichtbaren Händen kann er Felsen bewegen, Roulettekugeln manipulieren oder durch Wände greifen. Eine geheimnisvolle Organisation will die Macht über den Telekineten an sich reißen ... Ein spannender SF-Roman über parapsychologische Phänomene, bilderreich wie ein orientalischer Teppich, der quer durch die Welt erotische Fäden verknüpft.

»Da soll einer sagen, Gedanken bewegen nicht die Welt! Mit der Akribie eines Naturwissenschaftlers und der Erzählkraft eines Romanciers zieht Maurer den Leser in seine Geschichte über Telekinese. Nach Beenden des Buches wünscht man sich mehr von diesen Gedankenversuchen, auch wenn sie unter dem Genre Science-Fiction laufen. Psst: Alles nur Tarnung. Meine Empfehlung: Dringend lesen!«

*Dr. Heinz Greuling, WDR-Fernsehen Köln,  
Physiker und Wissenschaftsjournalist*

»Wenn ein Vor-Denker über Frei-Denker schreibt und dabei nachdenklich stimmt – bleibt dann das Lesevergnügen auf der Strecke? Keineswegs, wenn dieser Vor-Denker Prof. DDr. Maurer heißt, die Frei-Denker prall im Leben stehen, das Nach-Denken durch in jeder Hinsicht ‚über-sinnliche‘ Phänomene aufgelockert wird und sich die ‚Strecke‘ als atemlose Abfolge phänomenal sinnlicher Schauplätze herausstellt ...«

*Mag. Hansjörg Ransmayr, Bischofshofen*

»Mit seinem ersten Roman hat der bekannte österreichische Computerexperte Prof. DDr Hermann Maurer die Tür in eine mögliche Zukunft einen winzigen Spalt weit aufgemacht. Es ist ein ungemein spannendes Vergnügen, im Kegel des Lichtes, das aus diesem Türspalt fällt, zusammen mit den sehr lebendigen Helden des Romans unsere bekannte Wirklichkeit an alltäglichen und exotischen Schauplätzen zu erleben. Eines der so raren Bücher, wo der Leser mit der Hand aufs Pult haut und sich wundert.«

*Mag. Peter Lechner, Wien*



9 120006 750073

ISBN 3-902134-30-5 EUR 10,--